A 794,485

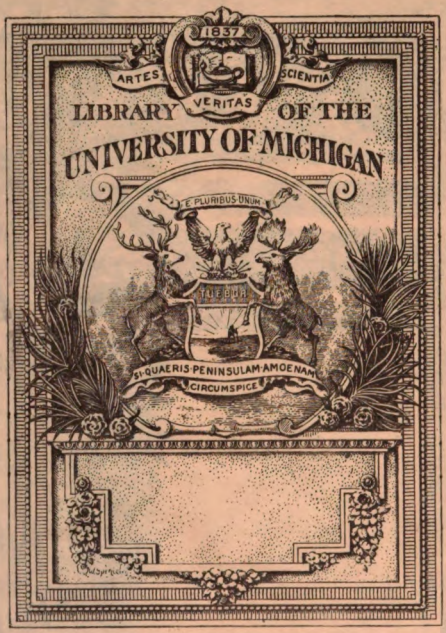
Bibliothek

der

Unterhaltung

and des

Wissens.



THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz

8 10. 6 B 3. 8

Soeben beginnt zu erscheinen:

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch

von

Friedrich von Hellwald.

Vierte Auflage. Mit vielen Abbildungen und Karten.

Bearbeitet von **Dr. W. Ule.**

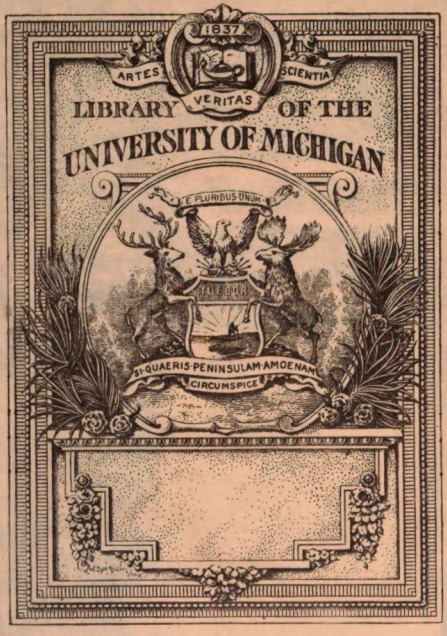
29 Lieferungen à 50 Pfennig. — Alle vierzehn Tage eine Lieferung.

*

Seit dem Erscheinen der dritten Auflage von Hellwalds „Die Erde und ihre Völker" hat der Tod dem Verfasser dieses populärsten aller geographischen Hausbücher die Feder aus der Hand genommen. — Die hiermit auf den Büchermarkt gebrachte vierte Auflage ist durch einen namhaften geographischen Fachmann, Dr. W. Ule, durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft erhoben worden. Das prächtige Buch wird sich in der vorliegenden Form um so mehr Freunde erwerben, als der ungemein mäßige Preis dasselbe jedermann zugänglich macht.

Das Werk erscheint in 29 Lieferungen à 50 Pfennig, wird ca. 900 Seiten mit ca. 400 Textillustrationen, 29 ganzseitigen Extrabildern und 20 Kartenseiten umfassen und ist durch die meisten Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Kolportagebuchhandlungen zu beziehen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



THE GIFT OF
Dr. N. L. Obetz

8 10. 6 B 3. 8

Soeben beginnt zu erscheinen:

ie Erde und * ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch
von
Friedrich von Hellwald.

Vierte Auflage. Mit vielen Abbildungen und Karten.

Bearbeitet von **Dr. W. Ule.**

29 Lieferungen à 50 Pfennig. — Alle vierzehn Tage eine Lieferung.

*

Seit dem Erscheinen der dritten Auflage von Hellwalds „Die Erde und ihre Völker" hat der Tod dem Verfasser dieses populärsten aller geographischen Hausbücher die Feder aus der Hand genommen. — Die hiermit auf den Büchermarkt gebrachte vierte Auflage ist durch einen namhaften geographischen Fachmann, Dr. W. Ule, durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft erhoben worden. Das prächtige Buch wird sich in der vorliegenden Form um so mehr Freunde erwerben, als der ungemein mäßige Preis dasselbe jedermann zugänglich macht.

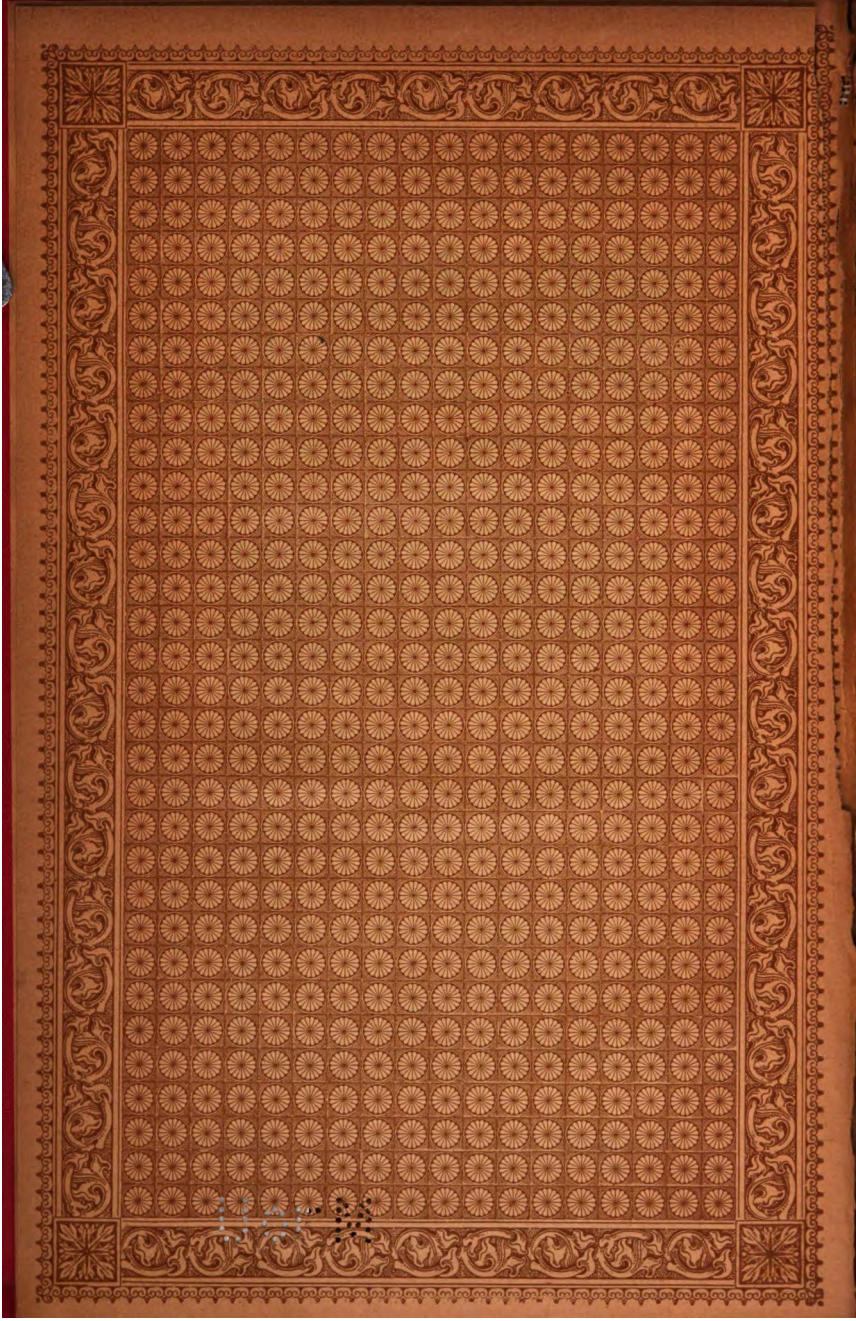
Das Werk erscheint in 29 Lieferungen à 50 Pfennig, wird ca. 900 Seiten mit ca. 400 Textillustrationen, 29 ganzseitigen Extrabildern und 20 Kartenseiten umfassen und ist durch die meisten Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Kolportagebuchhandlungen zu beziehen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Bibliothek

der

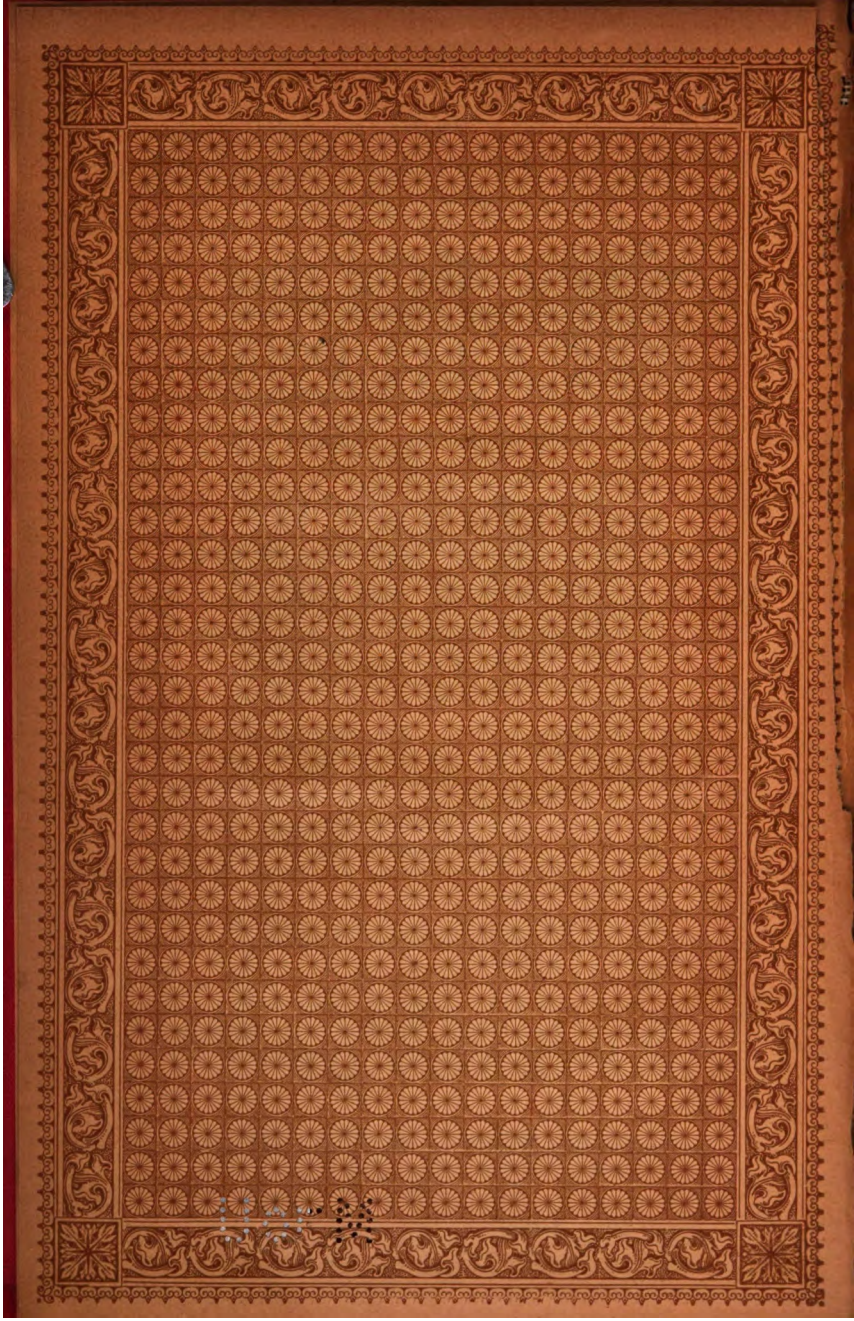
Unterhaltung und des Wissens.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Humoreske „Die Bergschuhe“ von Franz Wichmann. (S. 69)
Originalzeichnung von E. Platz.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.

Dreizehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Im Paradies. Roman von Woldemar Urban. (Fortsetzung und Schluß) 7

Die Bergschuhe. Humoreske von Franz Wichmann . 63
Mit Illustrationen von E. Platz.

Die Wahrsagerin. Novelle von Carl Ed. Klopfer . . 94

Alt- und Neu-Wien. Kunstgeschichtliche Wanderungen von Alexander Ritter 156
Mit 21 Illustrationen.

Geselliges Leben unter den Säugethieren. Naturgeschichtliche Studie von Dr. O. Stein 181
Mit 12 Illustrationen.

Geistige Ansteckung. Psychologische Skizze von Dr. Fr. Parkner 200

Allerlei Spezialitäten. Bilder aus der Artistenwelt. Von Fritz Rondo 210
Mit 11 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Liebe, Stiefelwichse und Hutzucker 229

Neue Erfindungen: Pflanzenzucht unter farbigen Gläsern 232
Mit Illustration.

Die erste Aufführung des Othello 234

Sträflinge ohne Zuchthäuser 235

Eine seltsame Brautfahrt 237

Eine Feuerwehr alter Zeit 238

240486

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Im Paradies. Roman von Woldemar Urban. (Fortsetzung und Schluß) 7

Die Bergschuhe. Humoreske von Franz Wichmann . 63
Mit Illustrationen von E. Platz.

Die Wahrsagerin. Novelle von Carl Ed. Klopfer . . 94

Alt- und Neu-Wien. Kunstgeschichtliche Wanderungen von Alexander Ritter 156
Mit 21 Illustrationen.

Geselliges Leben unter den Säugethieren. Naturgeschichtliche Studie von Dr. O. Stein 181
Mit 12 Illustrationen.

Geistige Ansteckung. Psychologische Skizze von Dr. Fr. Parkner 200

Allerlei Spezialitäten. Bilder aus der Artistenwelt. Von Fritz Rondo 210
Mit 11 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Liebe, Stiefelwichse und Hutzucker 229

Neue Erfindungen: Pflanzenzucht unter farbigen Gläsern 232
Mit Illustration.

Die erste Aufführung des Othello 234

Sträflinge ohne Zuchthäuser 235

Eine seltsame Brautfahrt 237

Eine Feuerwehr alter Zeit 238

240486

Seite

Ein boshafter Ausspruch 238
Vom Tode erstanden 238
Des Kaisers Frack 239
Zwei Eifersüchtige 239
Mac Mahon's Zerstreutheit 240
Gute Antwort 240

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Achtzehntes Kapitel.

Der Monat November hatte mit ziemlich rauhem Wetter eingesetzt. Wilde Scirocco stürme brausten vom Süden herauf und brachten Regenschauer und große Wolkenzüge, die oft tagelang das Firmament verhüllten. Nachts warf wilder Sturm hohe Wasserberge auf die Tufffelsen des Posilippo, deren donnerndes Krachen die Küstenbewohner aus dem Schlaf schreckte. Da hellte sich gegen Ende des Monats das Wetter wieder auf, plötzlich und unerwartet strahlte der Golf von Neapel wieder wie früher in seiner klaren, schönen Pracht, in seiner ruhigen, idyllischen Heiterkeit, als wollte das scheidende Jahr noch einmal die Wunder der Landschaft in ihrem vollen Glanz enthüllen.

Aber für die Bewohner der Villa Marini wollten die Wolken der Sorge und des Kummers, die sich mit dem Prozeß gegen Mario Marini über ihnen zusammengezogen hatten, nicht wieder weichen. Besonders der Zustand Mariannens flößte im höchsten Maße Bedenken ein. Das war keine bestimmte, genau zu diagnostizirende Krankheit, der

man mit bestimmten Mitteln und wissenschaftlich festgelegten Heilverfahren entgegentreten konnte, sondern das junge Mädchen verfiel immer mehr und mehr in eine müde, wie lebenssatte Apathie und Schwäche, in eine Unlust zu jeder frischeren Regung des Lebens, in eine seelische Verbitterung, die ihr jede Freude am Leben, jedes Interesse vergällte.

In Deutschland hatten sich die zu Rathe gezogenen Aerzte einfach dadurch aus der Affaire gezogen, daß sie erklärten, die junge Dame sei blutarm, hatten ihr Eisenwässer, Mixturen und Heilmittel zu Dutzenden verschrieben, bis sie sich kopfschüttelnd eingestehen mußten, daß das Alles nichts half. Die Sache blieb beim Alten. Endlich kam man auf die Idee eines Klimawechsels. Obermeyer war ein reicher Mann, und Marianne seine einzige Tochter, an der namentlich ihre Mutter mit einer außerordentlich zärtlichen Sorge hing. Warum hätte man es also mit einem Klimawechsel nicht versuchen sollen? Im Anfang war ja die Sache auch wunderbar schön gegangen. Marianne wurde heiter, sogar lebhaft, fragte und sprach viel und zeigte die verschiedensten Interessen. In ihrer Brust keimten allerlei Träumereien und Wünsche, so schön, so groß und mächtig, daß sie manchmal selbst darüber erschrak.

Besonders an den herrlichen Herbstabenden, wenn sie mit Mario Marini im Park hin und her ging, mit ihm deutsch sprach, sich von ihm Sitten und Anschauungen seiner Landsleute erklären ließ, wogegen sie ihm ihre Ansichten über Deutschland und die Deutschen mittheilte; wenn er ihr aus dem unendlichen Schatz der kindlich-naiven und oft drastisch-derben neapolitanischen Volksmärchen erzählte, von der „Mutter der sieben Diebe" oder vom „türkischen König und seiner schönen Tochter" oder „Grättula-Beddátula" und wie die drolligen Volkserzählungen alle heißen, wenn der weiche kosende Abendwind durch die

Palmen des Parkes rauschte und der blinkende Mondschein auf den Meereswellen hüpfte und leuchtete, dann ging ihr ein neues Leben auf, eine Zukunft, unerschöpflich an immer neuen Bildern, an anderen Schönheiten und Reizen des Lebens, eine Zukunft — der Liebe.

Ja, sie liebte Mario, wenn sie es auch Niemand gestehen wollte, sie liebte den jungen, lebhaften Neapolitaner, der, gebildet, intelligent und geistig geweckt weit über das gewöhnliche Maß seiner Landsleute, sich dennoch die glühende Innerlichkeit und jugendliche Frische bewahrt hatte, dessen Wesen die wunderbare stürmische Zärtlichkeit ausströmte, die seiner Zeit auch ihrem Vater so aufgefallen war, als ihm Peppa mit den glühendheißen Lippen die Hand geküßt hatte. Sie liebte ihn mit der ganzen Gluth des jungen, aufblühenden Lebens, mit der ganzen Kraft der Seele, die sich soeben erst unter seiner Berührung, unter dem Hauch seiner Persönlichkeit entfaltete.

Und plötzlich war Alles wieder vorbei; plötzlich fuhr ein neidisches Schicksal über das knospende Glück und schmiedete Mario im buchstäblichen Sinne des Wortes an eine eiserne Kugel, die er Tag und Nacht mit sich herumziehen mußte, bei der Arbeit — Zwangsarbeit! Er mußte Steine karren am Hafenbau der Insel Nisida — beim Schlaf fortwährend die schwere Kugel am Bein. Unschuldig!

Nun war Marianne elender wie je. Sie fühlte einen Haß auf Welt und Menschen, der sie auf das kurze Glück um so unglücklicher machte. Sie kannte die kleine Insel wohl, wo Mario jetzt alle Qualen der Hölle litt. Wenn sie auf das Dach der Villa Marini stieg, so sah sie sie im Meer liegen, kaum zweihundert Meter vom Capo Coroglio entfernt. Wie unschuldig sah die grüne Insel mit den weißen Häuschen von Weitem aus, wie idyllisch! Und doch stand ein Bagno darauf, eine Hölle für einen Unschuldigen. Denn daß Mario unschuldig war, das war

für sie so gewiß, wie das Evangelium. Was mußte er leiden! Welche unmenschlichen Martern und Seelenqualen erdulden!

Wenn Marianne daran dachte, überfiel sie ein Weinkrampf, und in der Villa Marini lief Alles hin und her, um hunderterlei Mittel herbeizuschaffen, die alle nichts halfen. Das eine Mittel, was helfen konnte, brachte ihr Niemand; es war angeschmiedet! Wie sie das Wort haßte. Und das trug sie Alles verschlossen in ihrer Brust. Kein Mensch ahnte ihren wahren Zustand, nur ihre Mutter hegte Vermuthungen, die nahezu das Richtige trafen. Marianne sparte sich heimlich Geld. Alles, was sie geschenkt erhielt, was sie sich von ihrem Toilettengeld absparen konnte, das legte sie bei Seite. Sie hatte wohl selbst noch keine klare Idee, wozu? Wollte sie Mario mit Gewalt befreien? Ihm zur Flucht verhelfen? Seine Wächter bestechen? Sie wußte es selbst noch nicht, nur daß Mario wieder frei kommen mußte, das war ihr klar.

Wenn sie leben wollte, so mußte er frei sein, sonst verging sie, verblich, wie eine Blume ohne Licht. Der einzige Trost in dieser schlimmen Zeit für sie war — Peppa! Merkwürdig! Die beiden Mädchen, die keine sechs Worte hintereinander reden konnten, um sich verständlich zu machen, sie verstanden sich sehr gut, und wenn Mariannens Zustand recht schlecht war, wenn sich ihr Inneres zusammenkrampfte im ohnmächtigen hilflosen Jammer, dann brauchte sie nur die süßen, zarten, wohlig-warmen Lippen Peppa's auf den ihren zu fühlen, und der Krampf im Inneren wich, und die Hoffnung stahl sich von Neuem in ihr Herz, schwach und leise, aber sie kam.

Die Mutter Mariannens saß auf der Terrasse der Villa Marini und las einen Brief, den sie soeben von ihrem Gatten aus München erhalten hatte. Der Brief lautete:

„Liebe Elise!

Was Du mir über das Befinden Mariannens schreibst, betrübt mich natürlich sehr, aber hinkommen kann ich jetzt unmöglich. Auch ich bin mit Dir einverstanden, wenn Du die Vermuthung aussprichst, daß ihr neuerlicher Rückfall mit der unglücklichen Prozeßsache des jungen Herrn Marini zusammenhängt. Der junge Mann hat sich wahrscheinlich gerade durch die schüchterne Zurückhaltung, die er sich infolge der Verarmung seiner Familie auferlegte, in das Herz Mariannens eingeschmeichelt, und dagegen wäre ja wohl im Grunde nichts Besonderes einzuwenden gewesen, wenn nur nicht der häßliche Prozeß dazwischen gekommen wäre. Unschuldig oder nicht, darauf kommt es nun leider nicht mehr an, die Hauptsache ist, daß ein Bagnosträfling doch immer ein Bagnosträfling bleibt, für uns ein unmöglicher Mensch ist und damit basta. Das muß doch auch Marianne einsehen!

Du mußt sie um jeden Preis zu zerstreuen und von ihren Gedanken an den jungen Marini abzubringen suchen.

Wie steht es denn mit den ‚Ausgrabungen' in der Villa Marini? So verrückt mir die Idee Walther's von vornherein immer erschienen ist, so habe ich doch wieder an ihn in dieser Angelegenheit geschrieben, weil Marianne sich damals ziemlich lebhaft für die Sache zu interessiren schien. Sie wird also in den nächsten Tagen wieder einen Brief von ihrem Bruder in dieser Hinsicht erhalten. Rede ihr nur zu. Sie soll die Sache in die Hand nehmen. Gefunden wird ja wohl doch nichts, aber das schadet auch nichts. Es ist nur, daß sie sich beschäftigt und abgezogen wird von ihren Grübeleien.

Ich habe auch, wie Du batest, mit dem hiesigen Arzt gesprochen. Eine Rückkehr mitten im Winter nach Deutschland geht unbedingt nicht. Wir hätten möglicherweise

eine Katastrophe zu befürchten. Richte Dich also nur darauf ein, den Winter über dort zu bleiben.

Dein Dich liebender Mann

Peter Obermeyer."

Einige Tage später traf auch richtig der erwähnte Brief des jungen Obermeyer aus Berlin an seine Schwester in Neapel ein. Er beklagte sich über ihre Saumseligkeit, mit der sie die Sache betriebe, theilte ihr mit, daß er zu Ostern definitiv sein Examen bestehen müsse, und daß er deshalb baldigst wenigstens eine möglichst genaue Topographie der Villa Marini brauche. Marianne fühlte sich an jenem Tage gerade so unglücklich wie möglich. Sie las das Schreiben kaum.

„Du hast Deinem Bruder nun einmal die Sache vorgeredet und mußt nun wohl oder übel die nöthigen Arbeiten veranlassen," redete ihr die Mutter zu.

„Ich kann nicht, Mutter, ich kann nicht," klagte Marianne.

„Du thust sehr Unrecht, Marianne," antwortete ihre Mutter, „denn Du kannst es wohl ebenso gut als damals, wo Du an den Untersuchungen so viel Interesse fandest. Was soll Dein Bruder von Dir denken? Du bist doch kein Kind, das heute so und morgen anders denkt." ...

Gegen Abend desselben kam wie gewöhnlich Peppa nach der Villa Marini. Sie war in Nisida gewesen und brachte einen Brief von Mario an Marianne mit. Als diese ihn las, bekam sie wieder ihre Weinkrämpfe. Unter Peppa's geheimnißvoller Hilfe erholte sie sich aber ziemlich rasch wieder. Sie zerriß den Brief Mario's in lauter kleine Stücke, die sie langsam und träumerisch in's Meer warf, ein Stück hier, ein anderes dort, damit ja Niemand auf die Idee kam, sie wieder zu sammeln und den Brief zu lesen. Niemand erfuhr, was Mario geschrieben hatte. Dann zeigte sie Peppa den Brief ihres Bruders aus Berlin,

aber Peppa verstand ihn nicht. Erst als ihr Marianne durch Zeichen und Pantomimen zu verstehen gab, wußte sie, um was es sich handelte, und sagte, sie wolle mit ihrem Vater, oder, wenn sie ihn auffände, mit Agnelillo davon reden.

Zufällig, als sie beim Abendessen saßen, bot sich eine Gelegenheit, der Sache näher zu treten. Ein Dienstmädchen, das bei Tisch aufwartete, brachte Marianne eine Visitenkarte und sagte, der Herr stünde draußen im Vorsaal und wünsche sie zu sprechen. Marianne reichte Peppa die Karte hin, und als diese sie las, wurde sie plötzlich leichenblaß, stand rasch auf und verließ den Saal. Erstaunt blickte ihr Marianne nach. Dann sagte sie dem Dienstmädchen: „Bitten Sie den Herrn, hier einzutreten."

Gleich darauf stand Graf Giuliano de Mattei im Zimmer. Er war in Civil. Aber Mariannen war er auch so willkommen. Es war doch Jemand, mit dem sie wieder einmal reden konnte, wenn auch nur in französischer Sprache, ein alter Bekannter, der sich freilich seit mehreren Wochen nicht mehr in der Villa Marini hatte sehen lassen, genau seit dem Tage der Verhaftung Mario's.

„Mein gnädiges Fräulein," begann Giuliano ernst und aufgeregt, „ich bin untröstlich, wenn ich Ihnen eine Störung verursachen sollte —"

„Sie stören mich nicht, Herr Graf. Es ist mir im Gegentheil lieb, Sie wieder einmal zu sehen. Nehmen Sie Platz. Sie kennen meine Mutter?"

Graf Giuliano kannte sie noch nicht, und die gegenseitige Vorstellung erfolgte. Gleich darauf trat eine verlegene Pause ein. Marianne sah, daß Graf Giuliano etwas auf dem Herzen hatte, aber nicht wußte, wie er es vorbringen sollte, oder auch nicht wagte, es zu thun.

„Weshalb haben wir Sie so lange nicht gesehen, Herr Graf?" fragte Marianne endlich entschlossen.

„Gnädiges Fräulein —" erwiederte dieser verlegen und stockend.

„O, ich weiß, ich weiß. Sie fürchteten, bei uns Leute zu finden, die Ihnen nicht mehr angenehm sind und doch so angenehm waren, als sie noch hier wohnten."

Der Klang ihrer Stimme war gereizt, nervös und vorwurfsvoll. Marianne hätte es wohl nie so deutlich gesagt, wie sie über das Betragen des Grafen Giuliano gegenüber der unglücklichen Familie Marini dachte, wenn sie nicht selbst so innerlich betheiligt gewesen wäre. Sie fühlte die der Familie Marini widerfahrene Aechtung seitens der gesammten neapolitanischen Gesellschaft, die Vernachlässigung, die Herzlosigkeit, mit der man sie dem Elend überantwortete, selbst zu deutlich mit, als daß sie nicht dem Grafen gegenüber verbittert sein sollte.

„Ich weiß wohl, daß ich einen Fehler begangen habe," erwiederte Giuliano etwas leiser, „aber Sie würden mich wohl nicht so scharf verurtheilen, wenn Sie meine Lage und besonders die Gepflogenheiten und Ansichten der Kreise, in denen ich lebe, und in denen ich als Offizier leben muß, genauer kennten und würdigten —"

„Ich habe auch gar keine Lust, Herr Graf," unterbrach ihn Marianne noch immer gereizt, „Ihre Lage oder die Ansichten Ihrer Verkehrskreise näher kennen zu lernen. Ihre Lage hat Sie veranlaßt, die Leute, die Sie lieben oder zu lieben vorgaben, gerade in ihrer bittersten Noth zu verlassen. Gerade als sie eines trostreichen Zuspruchs, eines wohlmeinenden Mitgefühls am meisten und am dringendsten bedurfte, haben Sie Peppa verleugnet, sie im Elend verkümmern lassen. Eine solche Lage, die das als nöthig erscheinen läßt, kann nur eine sehr traurige sein. Ich mag also davon nichts wissen."

„Das ist sehr schade, mein Fräulein, denn ich kam hierher, um mit Ihnen davon zu sprechen."

„Mit mir?“ fragte sie erstaunt.

„Ja. Sie haben Recht, es ist eine sehr traurige Lage, in der ich mich befinde, so traurig, daß ich sie nicht mehr ertragen konnte. Das Opfer, das mir zugemuthet wurde, ging über meine Kräfte. Ich habe deshalb heute Früh mit meinem Vater gesprochen und ihm gesagt, daß ich meinen Abschied als Offizier eingereicht habe.“

Betroffen sah ihn Marianne einen Augenblick lang an. „Sie haben Ihren Abschied eingereicht?“ fragte sie überrascht. Sie wußte, daß er mit Leib und Seele Soldat war.

„Ja,“ antwortete er gedämpft. „Gestern Abend.“

„Und weshalb?“

„Ich sagte es Ihnen bereits. Das Opfer ging über meine Kräfte.“

„Welches Opfer?“

„Peppa!“

Es entstand eine kurze Pause. Giuliano holte tief Athem und fuhr dann gepreßt und wie gequält fort: „Was Sie mir vorhin sagen wollten, mein Fräulein, das habe ich schon immer, nur viel härter und schärfer, empfunden. Ich habe mich selbst als Feigling, als Verräther und Elenden betrachtet, der für einen bunten Rock sein Herz und dasjenige, das er am meisten auf dieser Welt liebt, verkauft. Nun gut. Ich habe den Handel rückgängig gemacht. Ich will nicht, ich kann nicht mehr. Ich war zweimal in der Via Palermo, um Peppa zu sprechen. Sie schloß sich ein. Sie wollte nichts mehr von mir wissen. Nun komme ich zu Ihnen. Sie sollen mir helfen. Wollen auch Sie sich von mir abwenden?“

„Sie lieben Peppa noch immer?“

„Wie meine Seele!“ jauchzte er laut und begeistert hinaus. „Zweifeln Sie daran? Ich habe mich mit meinem Vater entzweit, meine bisherige Laufbahn aufgegeben, um Peppa's willen! Ich kann nicht ohne sie leben. Mag

also alles Andere dahinfahren, wenn ich nur sie halten kann, wenn nur sie mein wird."

Marianne sah einen Augenblick lang vor sich nieder, als wenn sie etwas überlegte. Dann stand sie auf und sagte kurz: „Warten Sie hier!"

Ziemlich erstaunt sah Giuliano dann, wie sie in ein Nebenzimmer des Speisesaales trat, hinter dessen Thür irgend Jemand gestanden haben mußte, denn er bemerkte, wie sich die Vorhänge beim Oeffnen stark bewegten, als ob eben Jemand von der Thür weggehuscht sei. Daß es Peppa sein könnte, die dort vielleicht gehorcht habe, fiel ihm aber merkwürdigerweise nicht ein. Er war viel zu aufgeregt, viel zu sehr von der Hoffnung auf Mariannens Vermittelung und von seiner eigenen Lage in Anspruch genommen, als daß er daran hätte denken können. Um so größer, überwältigender war seine Ueberraschung, als er nach einer Weile Marianne wieder in's Zimmer treten sah, und hinter ihr Peppa erschien.

„Da ist sie, Herr Graf, sagen Sie ihr selbst, was Sie ihr zu sagen haben, sie will Sie hören!" sagte Marianne ziemlich laut und schroff. Er schien es aber gleichwohl nicht zu hören. Ein Blick in Peppa's Augen, ein lauter Schrei.

„Peppa!" hallte es durch das Gemach.

Dann lag sie in seinen Armen, glücklich, trotz ihres Elends, glücklich, wie nur ein Weib sein kann, das durch sich allein über eine Welt von Vorurtheilen, von Lügen und Rücksichten tausenderlei Art gesiegt hat — durch sich allein, aus eigener Kraft oder vielmehr aus eigenem Zauber.

Und als sie wieder Luft schöpfen konnte in seiner Umarmung, flüsterte sie glücklich: „Giuliano! Mein Giuliano!"

Wie das klang! Es waren doch nur drei armselige kleine Worte, aber es zitterte das Glück ihrer ganzen Seele hindurch. Ihr Giuliano! Wie sie das betonte! Wie

es nur ein Weib, wie es nur Peppa betonen konnte. Sie hatte mit der ganzen Welt um ihn gerungen, und sie hatte gesiegt. Und so war es ihr Giuliano, der ihr eigenthümlich zugehörte, wie ihr eigener Körper. Sie war Eins mit ihm. Niemand hatte etwas mehr darein zu reden, kein General, kein König und kein Vater, es war ihr Giuliano, ebenso wie sie seine Peppa war, das heißt: ganz, schrankenlos!

Alles das und noch manches Andere klang aus Peppa's Ausruf hervor. Marianne schauerte unwillkürlich in sich zusammen. Diese unwiderstehliche packende Gluth und Leidenschaftlichkeit, die sich in Peppa offenbarte, besaß auch Mario, vielleicht noch mehr wie sie, wenn sie auch noch nicht zum Vorschein gekommen, oder doch nicht so, nicht in dieser Weise sichtbar geworden war.

Sie drängte die Beiden in das Nebenzimmer, aus dem sie eben mit Peppa herausgekommen war, hinein. Dort mochten sie sich aussprechen, mochten berathen und beschließen, was sie zu ihrem ferneren Glück thun mußten. Marianne hatte das Gefühl, daß eine solche Stunde, ein solches Glück nicht durch überflüssige Zeugen gestört werden dürfe. Das Glück der Beiden war ihr heilig. Deshalb schloß sie die Thür hinter ihnen. Aber es zeigte sich sehr bald, daß die hitzigen Neapolitaner wohl den Accent der Leidenschaft haben, ohne deshalb sich von ihr beherrschen zu lassen. Unmittelbar darauf trat Peppa in das Speisezimmer zurück, ihr folgte Giuliano, und es begann eine vernünftige Erwägung aller Umstände, die zur künftigen Gestaltung der Dinge von Nöthen waren. Was das Zerwürfniß Giuliano's mit seinem Vater betraf, so schien das Peppa sehr leicht zu nehmen. Sie mochte wohl die Kraft in sich fühlen, das bei erster Gelegenheit selbst wieder zu beseitigen. Anders urtheilte sie über das Abschiedsgesuch Giuliano's.

So sehr sie auch darin einen Beweis von seiner Liebe zu ihr sah, so that ihr doch die hübsche Uniform leid, in der sie nun Giuliano nicht mehr sehen sollte. Sie war eben doch auch Mädchen und Neapolitanerin dazu, und wenn sie auch nicht das Gefühl einer gewissen Rangerniedrigung hatte, wenn Giuliano nicht mehr berechtigt sein sollte, das Kleid eines Soldaten zu tragen, so fühlte sie doch, daß dadurch etwas ausgedrückt wurde, was seinen Schatten auch auf sie zurückwarf. Und das mißfiel ihr. Was verlor denn nun eigentlich Giuliano, wenn er ihr sein Wort hielt? Und was gewann er, wenn Andere ihn verleiteten, ihr das gegebene Wort zu brechen? Stand denn nicht vielmehr die Parthie so, daß Giuliano ein lauterer, ehrlicher Charakter blieb, wenn er sein Wort hielt? War er dann nicht mehr berechtigt, das Kleid des Soldaten zu tragen, als im anderen Falle? Man stritt viel hin und her, aber man wurde sich nicht klar. Giuliano wollte sein Abschiedsgesuch nicht zurücknehmen, trotzdem Peppa dazu rieth. Sie sah eben mit ihren Augen und wollte nicht glauben, daß man Jemand den Abschied deshalb geben könne, weil er sich mit ihr verheirathen wollte.

Von diesem letzteren Ziel waren sie übrigens noch genau so weit entfernt, wie früher. Es stand noch Alles ganz genau so, wie sonst, nur daß Giuliano jetzt offen that, was er sonst verstohlen thun mußte. Dadurch hatte er aber auch seinen Vater auf's Aeußerste erzürnt, und es war vorläufig noch nicht abzusehen, wie er ihn wieder versöhnen sollte, was doch unbedingt geschehen mußte, wenn er sich verheirathen wollte.

Neunzehntes Kapitel.

Es war schon ziemlich spät, als Graf Giuliano mit Peppa die Villa Marini verließ. Man ging den getroffenen

Verabredungen gemäß an der Rampa di San Antonio vorbei, um mit Agnelillo zu sprechen, wegen der in den Grotten vorzunehmenden Arbeiten, aber man traf diesen dort nicht an. Und das war eigentlich Peppa ganz angenehm. Sie hatte von jeher vor diesem kriechenden, ewig seine Ergebenheit betheuernden und sich anbietenden Menschen einen tiefen Widerwillen, der natürlich durch seine erlogenen Aussagen im Prozeß gegen ihren Bruder nicht vermindert worden war. Im Gegentheil glaubte sie, Agnelillo habe mit Absicht falsch ausgesagt, trotzdem ihr Saturini und auch ihr Vater zuredeten, sich von einer solchen Annahme nichts merken zu lassen, da doch ganz gut ein Irrthum in der Person, ebenso wie bei dem jungen Giubba, vorliegen könne. Aber Peppa blieb bei ihrer Ansicht und sprach am folgenden Morgen auch wieder mit ihrem Vater davon.

„Ich mag mit dem Menschen nichts zu thun haben, mag er nun den bösen Blick haben oder nicht, ich glaube doch, daß er Mario absichtlich unglücklich gemacht hat," behauptete sie.

Ihr Vater sagte lange nichts und starrte nachdenklich zum Fenster hinunter.

„Aus welchem Grunde glaubst Du das?" fragte er endlich.

„Aus welchem Grunde? Ich weiß es nicht. Mein Herz sagt es mir. Wenn ich einen bestimmten Grund hätte, würde ich ihn wohl längst geltend gemacht haben."

Damit schien die Angelegenheit vorläufig erledigt zu sein. Peppa sagte nichts mehr, und auch ihr Vater schwieg, sah zum Fenster hinunter auf den Hof, wo durchaus nichts zu sehen war, aber man merkte ihm wohl an, daß ihn eine bestimmte Idee innerlich stark beschäftigte. Ueberhaupt war der alte Marini in letzter Zeit immer mehr und mehr in Grübeleien versunken, die ihn still, schweigsam, menschenscheu

So sehr sie auch darin einen Beweis von seiner Liebe zu ihr sah, so that ihr doch die hübsche Uniform leid, in der sie nun Giuliano nicht mehr sehen sollte. Sie war eben doch auch Mädchen und Neapolitanerin dazu, und wenn sie auch nicht das Gefühl einer gewissen Rangerniedrigung hatte, wenn Giuliano nicht mehr berechtigt sein sollte, das Kleid eines Soldaten zu tragen, so fühlte sie doch, daß dadurch etwas ausgedrückt wurde, was seinen Schatten auch auf sie zurückwarf. Und das mißfiel ihr. Was verlor denn nun eigentlich Giuliano, wenn er ihr sein Wort hielt? Und was gewann er, wenn Andere ihn verleiteten, ihr das gegebene Wort zu brechen? Stand denn nicht vielmehr die Parthie so, daß Giuliano ein lauterer, ehrlicher Charakter blieb, wenn er sein Wort hielt? War er dann nicht mehr berechtigt, das Kleid des Soldaten zu tragen, als im anderen Falle? Man stritt viel hin und her, aber man wurde sich nicht klar. Giuliano wollte sein Abschiedsgesuch nicht zurücknehmen, trotzdem Peppa dazu rieth. Sie sah eben mit ihren Augen und wollte nicht glauben, daß man Jemand den Abschied deshalb geben könne, weil er sich mit ihr verheirathen wollte.

Von diesem letzteren Ziel waren sie übrigens noch genau so weit entfernt, wie früher. Es stand noch Alles ganz genau so, wie sonst, nur daß Giuliano jetzt offen that, was er sonst verstohlen thun mußte. Dadurch hatte er aber auch seinen Vater auf's Aeußerste erzürnt, und es war vorläufig noch nicht abzusehen, wie er ihn wieder versöhnen sollte, was doch unbedingt geschehen mußte, wenn er sich verheirathen wollte.

Neunzehntes Kapitel.

Es war schon ziemlich spät, als Graf Giuliano mit Peppa die Villa Marini verließ. Man ging den getroffenen

Verabredungen gemäß an der Piazza di San Antonio vorbei, um mit Agnello zu sprechen, wegen der in den Grotten vorzunehmenden Arbeiten, aber man traf diesen dort nicht an. Und das war eigentlich Peppa ganz angenehm. Sie hatte von jeher vor diesem kriechenden, stets seine Ergebenheit betheuernden und sich anbietenden Menschen einen tiefen Widerwillen, der natürlich durch seine erlogenen Aussagen im Prozeß gegen ihren Bruder nicht vermindert worden war. Im Gegentheil glaubte sie, Agnello habe mit Absicht falsch ausgesagt, trotzdem ihr Saturini und auch ihr Vater zuredeten, sich von einer solchen Annahme nichts merken zu lassen, da doch ganz gut ein Irrthum in der Person, ebenso wie bei dem jungen Giubba, vorliegen könne. Aber Peppa blieb bei ihrer Ansicht und sprach am folgenden Morgen auch wieder mit ihrem Vater davon.

„Ich mag mit dem Menschen nichts zu thun haben, mag er nun den bösen Blick haben oder nicht, ich glaube doch, daß er Mario absichtlich unglücklich gemacht hat," behauptete sie.

Ihr Vater sagte lange nichts und starrte nachdenklich zum Fenster hinunter.

„Aus welchem Grunde glaubst Du das?" fragte er endlich.

„Aus welchem Grunde? Ich weiß es nicht. Mein Herz sagt es mir. Wenn ich einen bestimmten Grund hätte, würde ich ihn wohl längst geltend gemacht haben."

Damit schien die Angelegenheit vorläufig erledigt zu sein. Peppa sagte nichts mehr, und auch ihr Vater schwieg, sah zum Fenster hinunter auf den Hof, wo durchaus nichts zu sehen war, aber man merkte ihm wohl an, daß ihn eine bestimmte Idee innerlich stark beschäftigte. Ueberhaupt war der alte Marini in letzter Zeit immer mehr und mehr in Grübeleien versunken, die ihn still, schweigsam, menschenscheu

machten, ein reines Gegenbild zu seinem früheren stets gut aufgelegten, scherzhaften und gesprächigen Wesen.

So lange der Prozeß gegen Mario gedauert hatte, war es natürlich dieser, der ihn ausschließlich beschäftigte. Aber in dieser Hinsicht war sein Nachdenken nun gegenstandslos geworden. Der Prozeß war zu Ende, alle Rechtsmittel erschöpft, das Gnadengesuch abgesandt, es gab nichts mehr in der Sache zu thun. Nun wendete sich sein grüblerischer Sinn naturgemäß einem anderen Gegenstand zu, und als ihm Peppa sagte: „Mein Herz sagt mir, daß Agnelillo falsch ausgesagt hat," ging er im Inneren sogleich einen Schritt weiter und fragte sich: „Weshalb hat der Zeuge gelogen?" Und nun stellte sich die Verschiedenartigkeit im Denken und Empfinden bei Vater und Tochter heraus. Genau das, was seine Tochter abstieß, der Verdacht gegen diesen Menschen, das zog ihn an. Es drängte ihn, den Mann zu beobachten, ihm nahe zu sein, Verkehr mit ihm zu pflegen, um womöglich aus seinem Wesen, aus seinem Thun und Treiben, aus den Umständen, unter denen er lebte, etwas zu erfahren, was ihn interessirte, was zu seinem „Verdacht" paßte. Er hatte durchaus keine klare Idee über die Sache, aber er sagte doch ungefähr zwei Stunden nach den obigen Aeußerungen zu Peppa: „Ich gehe fort, Peppa."

„Wohin, Vater?"

„Ich will zusehen, daß ich Agnelillo treffe, um ihm von den Arbeiten in der Villa Marini zu sagen."

„Vater — —" begann Peppa erstaunt.

„Laß nur sein! Ich weiß, was Du sagen willst. Laß nur sein. Es ist gut so. Verlaß Dich darauf. Addio, mein Kind." Damit küßte er sie leicht auf die Wange, nahm seinen Hut und stieg vorsichtig und langsam die schmierigen und winkeligen Treppen hinunter. Von der Via Palermo bis zur Rampa di San Antonio ist nahezu eine Stunde Weges. Marini hätte die Pferdebahn be-

nutzen können, aber die Soldi wurden immer rarer und rarer bei ihm. Deshalb durchschritt er zu Fuß das wüste und elende Gassengewirre hinter der Porta Capuana, bis er, langsam und nachdenklich gehend, die Strada dei Tribunali und durch diese endlich den Toledo erreichte. Hier kam er sozusagen wieder in eine civilisirtere Gegend, wo es ihm schon leichter wurde, vorwärts zu kommen, so daß er endlich richtig draußen bei der Rampa di San Antonio ankam.

Auf dem ganzen langen Weg malte er sich, sanguinisch wie er noch immer war, aus, wie schön es sein würde, wenn es ihm gelänge, die Unschuld Mario's zu beweisen und den richtigen Mörder zu entdecken. Denn da sein Sohn nach seiner festen Ueberzeugung an dem Mord im Vicolo sette Dolori unbedingt unschuldig war, so mußte ihn nothwendigerweise ein Anderer begangen haben. Und diesen Anderen zu suchen, das wurde allmälig zur fixen Idee bei dem alten Manne. Er sah nicht ein, was er sonst auf der Welt noch für einen Zweck haben sollte, wenn nicht diesen. Freilich seufzte er manchmal tief auf bei dem Gedanken, wie ohnmächtig, wie schwach und klein doch im Allgemeinen der Mensch gegenüber dem Schicksal sei, aber entmuthigen ließ er sich gleichwohl nicht.

Als er an der Kirche Santa Maria in Piedigrotta vorüber und die kurze Ulmenallee hinunter ging, die nach der Rampa di San Antonio führte, sah er, wie dort ein Mann auf der Mauer lag, die diese Straße stützt. Marini meinte, daß das wohl Agnelillo sein könne, und als er näher kam, sah er, daß er es wirklich war.

„Agnelillo!" rief er ihn an.

Dieser sprang sofort auf und stürzte eilfertig auf Marini zu. „Signor Commendatore, ich bin so erfreut, Sie gesund und munter zu sehen, und so glücklich; es sind schlechte Zeiten, Herr Commendatore, sehr schlechte

Zeiten, aber man muß den Kopf oben behalten und sich nicht werfen lassen, es mag kommen, was will. Worin darf ich Ihnen dienen, Herr Commendatore?"

Dabei machte Agnelillo in Einem fort Kratzfüße, drehte seinen Filzdeckel in den Händen hin und her und lächelte so unterwürfig-unverschämt, als wenn er sagen wollte: „Nun, wenn noch etwas von Dir zu holen ist, bin ich natürlich da, aber ich denke doch, Du bist nun auch bald meines Gleichen." Ein richtiger Neapolitaner ekelhaftester Sorte.

„Es handelt sich um die Ausgrabungen in der Villa Marini, Agnelillo, Du weißt doch davon," antwortete ihm der alte Marini. „Hast Du die Arbeiter bereit, die dabei gebraucht werden?"

Einen Augenblick stutzte Agnelillo. Er hatte wahrscheinlich geglaubt, die Sache sei schon begraben und vergessen. Dann aber sagte er flott und geschäftig: „Es ist Alles bereit, Herr Commendatore, lassen Sie das nur meine Sorge sein, ich denke an Alles*), bei meiner Seele."

„Es muß aber bestimmt und sicher sein."

„So sicher wie die Erde, Herr Commendatore. Wann sollen die Arbeiten vorgenommen werden?"

„Am Dienstag Früh, bestimmt. Der Ingenieur ist schon bestellt."

„Gut. Am Dienstag Früh um acht Uhr bin ich an der Villa Marini."

---

*) Ci penso io = ich werde daran denken, ich sorge dafür, ist in Neapel eine Redensart, die geradezu ein Unglück für das Land und besonders für den Fremden ist, der irgend einen Auftrag zu geben hat. „Ci penso io, ci penso io," antwortet alle Welt mit der größten Vertrauenswürdigkeit, und dann denkt keine Seele wieder an die Sache. Die Unzuverlässigkeit der Neapolitaner ist sprichwörtlich, so daß kein Hotel, kein größeres Geschäft in Neapel, das mit Fremden zu thun hat, einen Neapolitaner anstellen mag.

„Es muß ganz sicher sein. Wenn Du nicht da bist, so werden Andere angenommen. Man bekommt an der Mergellina bei den Fischern, die jetzt auch nichts zu thun haben, wohl genug."

„Kein Wort mehr, Herr Commendatore. Ich sorge für Alles. Ich werde da sein."

Damit waren eigentlich die Verhandlungen des alten Marini mit Agnelillo zu Ende. Gleichwohl zögerte der Erstere noch, weiter zu gehen. Er sah erst Agnelillo langsam und aufmerksam an, dann blickte er auf der Straße hin und her, als ob er sich hier orientiren wolle. Das fiel natürlich Agnelillo auf. An der Rampa di San Antonio hatte noch kein Mensch etwas Bemerkenswerthes oder Sehenswerthes gefunden.

„Wohnst Du dort?" fragte Marini endlich wieder, indem er auf eine Hausthür gegenüber deutete.

„Ja, Herr Commendatore, da drinnen, mit der alten Brigida zusammen."

„Ah, mit der alten Brigida zusammen?" erwiederte Marini wieder, als ob ihn das ungeheuer interessire. Er besann sich, daß die alte Brigida auch im Prozeß gegen seinen Sohn vernommen worden war. Sie hatte aber einen so stumpfsinnigen Eindruck gemacht, daß man ihre Zeugnisse als belanglos bezeichnet hatte.

„Das ist wohl die alte Brigida, die dort vor der Hausthür steht und wäscht?"

„Ja, das ist sie. Natürlich ist sie das."

„Hm, hm!" machte Marini wieder nachdenklich. Dann aber mochte er doch bemerken, daß er bei Agnelillo ein gewisses Aufsehen und Bedenken errege. Das wollte er offenbar nicht und ging daher langsam wieder die Rampe hinunter, indem er Agnelillo noch zurief: „Also nächsten Dienstag Früh um acht Uhr."

„Kein Wort mehr, Herr Commendatore, ich denke an Alles."

Nach vierzig oder fünfzig Schritten drehte sich Marini wieder um und sah nach Agnelillo, der gerade in seiner Hausthür verschwand. „Hm, hm!“ machte Marini wieder nachdenklich und ging auf ein kleines schmutziges Kaffeehaus zu, das gegenüber der Rampe stand und von wo aus er das Haus beobachten konnte, in dem Agnelillo wohnte. Hier setzte er sich an einen der kleinen, runden Blechtische und nahm eine Zeitung zur Hand. Er las aber nicht, sondern schielte über den Rand der Blätter hinaus nach der Hausthür, in der Agnelillo verschwunden war. Das dauerte mehrere Stunden, in welcher Zeit Marini nichts weiter that, als eine kleine Tasse Kaffee für zwei Soldi zu trinken und immer das Haus Agnelillo's zu betrachten, bis es finster wurde.

Und während dieser Zeit sah Agnelillo in größeren oder kleineren Zwischenräumen aus dem Zimmer, in dem er wohnte, durch ein kleines vergittertes Loch in der Mauer hinunter nach dem Kaffeehaus, wo Marini saß, wobei er manchmal murmelte: „Immer noch da? Immer noch? Was will denn der alte Esel?“

Es wurde zu dieser Zeit schon sehr zeitig finster, da man bereits am Ende des November war. Es konnte etwa gegen sechs Uhr sein, als Agnelillo seinen Lauscherposten endlich wieder verließ, sich heimlich durch den Hausgang stahl und mit sorgfältiger Umgehung der Gaslaternen hinunterlief nach dem kleinen Platz, wo er vorher den alten Marini hatte sitzen sehen. Er war fort.

„Gut,“ murmelte Agnelillo leise aber energisch vor sich hin, wie um sich Muth zu machen, „so soll es heute sein. Bei allen Todten, heute Nacht soll es sein. Sie sollen mir nicht noch zu guterletzt zuvorkommen. Nur Muth. Wer keinen Muth hat, ist verloren.“

Da Agnelillo nie in seinem Leben eine geregelte Thätigkeit ausgeübt, so hatte er eine wahre Meisterschaft darin,

seine Zeit zu vertrödeln. So schlenderte er jetzt langsam und gemächlich, wie ein Mensch, der gar nicht weiß, was er thun soll, hinunter nach dem kleinen Hafen an der Mergellina. Dort war keine Gasbeleuchtung. Es war finster, und nur hier und da hatten die Fischer sich ein kleines Reisigfeuer angezündet, theils um sich zu wärmen, denn die Nacht war rauh und etwas stürmisch, theils um sich ihr bescheidenes Mahl zurecht zu machen. Die Barken waren zumeist aus dem Wasser auf den Ufersand heraufgezogen, und Weiber und Kinder hatten sich dahinter verkrochen, um zu schlafen oder Schutz gegen den kalten Meerwind zu suchen. Die ganze Scenerie machte den Eindruck eines Zigeunerlagers, und so überraschend das in unmittelbarer Nähe einer so großen und volkreichen Stadt sein konnte, so wenig war Agnelillo darüber erstaunt. Er kannte das, so lange er lebte, nicht anders. Das war hier immer so gewesen, und wird vermuthlich auch noch lange Zeit so bleiben.

„Russo! Russo!“ rief Agnelillo einen Fischer an, der hinter einer Barke lag und rauchte. Der Mann hieß eigentlich Vittorio Talloni, wurde aber stets bei seinem Spitznamen der Rothe (russo) genannt, den er seinem eigenthümlich in's Rothe schillernden Bart zu danken hatte.

„Agnelillo!“ antwortete der Mann träge, „was ist's? Was willst Du?“

„Morgen kommen sie, Russo.“

„Wer?“

„Die Fremden. Sie werden zwei Barken haben wollen und für jede zwanzig Lire bezahlen. Ich habe alles fertig gemacht.“

Bei dieser verlockenden Aussicht wurde der Andere plötzlich sehr gesprächig und nach Kräften liebenswürdig.

„Mein theurer Freund, komm, setze Dich her. Komm nur, der Sand ist so rein wie Gold. Da sind wohl auch

noch ein paar Krümmelchen Tabak. Hast Du Deine Pfeife bei der Hand? Hier."

„Also morgen?"

„Morgen."

„Sind es viele?"

„Vielleicht zwanzig Personen. Sie wollen nach Ischia hinüber."

„So, so, so, nach Ischia. Das wird eine derbe Arbeit werden. Wir haben Westwind."

„Bah, für vierzig Lire!"

„He, nun ja, es kommt nur darauf an, was Du davon beanspruchst."

Der Rothe hatte eigentlich die ganze Geschichte mit den von Agnelillo versprochenen Fremden für Schwindel gehalten, den sich dieser ausgedacht, um kleine Gefälligkeiten zu bekommen. Da nun aber Agnelillo so bestimmte Versprechungen und Angaben machte und den großen Verdienst schon für Morgen sicher in Aussicht stellte, so mußte, wie er glaubte, doch etwas an der Sache sein. Es kam ihm deshalb auf die Pfeife Tabak nicht an, und er war bemüht, auch die Ansprüche Agnelillo's für seine Vermittelung möglichst genau festzustellen, damit hinterher kein Streit entstände. Aber Agnelillo setzte sich auf's hohe Pferd und spielte den Großmüthigen.

„Wir werden schon wieder einig, Russo, laß das," sagte er, „Du kennst mich doch! Wir werden schon einig."

„Mein theurer Freund — —" hob der Andere von Neuem an.

„Kein Wort weiter davon, Russo. Ich sage, wir werden einig, und nun ist es gut. So geht das Leben, mein Theurer. Eine Hand wäscht die andere. Da fällt mir ein, Du könntest mir wohl heute Nacht die kleine Barke, die ‚Carmelina', leihen."

„Alles steht Dir zur Verfügung, Agnelillo, für meinen

Freund ist Alles da. Nimm die große, die ‚Santa Lucia', sie ist solid und sicher, wenn auch etwas schwerer zu handhaben. Aber sie ist bei Wellengang sicherer."

„Ich will die kleine, die ‚Carmelina'. Glaubst du, daß wir heute Nacht schlechtes Wetter haben werden?"

Der Rothe musterte prüfend den Himmel. „Eh, eh, wird nicht schlimm werden," meinte er. Dann etwas lauter fortfahrend, fragte er geheimnißvoll: „Hast Du gelbe Ladung*)?"

„Was kümmert's Dich, Russo," antwortete Agnelillo ausweichend, „ob ich gelbe oder grüne oder rothe Ladung habe. Du bist doch kein Zollbeamter!"

Er sagte wohlweislich nicht Ja und nicht Nein. Er wollte den Fischer glauben machen, es handle sich um Schmuggel.

„Je nun, mich geht's nichts an, Agnelillo. Mach', was Du willst. Und morgen?"

„Morgen? Morgen hast Du Deine Fremden und verdienst Deine vierzig Lire. Das ist dann wieder Deine Sache. Verstanden?"

„Topp, Agnelillo. Wir sind gute Freunde. Gelt?"

„Wo liegt die ‚Carmelina'?"

„Dort unten. Wenn Du mir helfen willst, schieben wir sie gleich in's Wasser. Wann willst Du fort?"

„Später," antwortete Agnelillo wieder unbestimmt und ging mit dem Fischer nach dem Strand, wo die kleine Barke lag. Sie schoben eine Holzrolle unter den Kiel und brachten so ohne große Anstrengung das Boot in's Wasser. Dann legte der Rothe die Ruder zurecht, schlang sie mit einem Seil fest und hängte mit demselben Seil die Barke an dem kleinen Hafendamm an, damit sie

*) Da die Stadt Neapel auf viele Gegenstände sehr hohe Zölle hat, so blüht an der ganzen Küste der Schmuggel sehr bedeutend. Darauf spielt der Rothe hier an.

So sehr sie auch darin einen Beweis von seiner Liebe zu ihr sah, so that ihr doch die hübsche Uniform leid, in der sie nun Giuliano nicht mehr sehen sollte. Sie war eben doch auch Mädchen und Neapolitanerin dazu, und wenn sie auch nicht das Gefühl einer gewissen Rangerniedrigung hatte, wenn Giuliano nicht mehr berechtigt sein sollte, das Kleid eines Soldaten zu tragen, so fühlte sie doch, daß dadurch etwas ausgedrückt wurde, was seinen Schatten auch auf sie zurückwarf. Und das mißfiel ihr. Was verlor denn nun eigentlich Giuliano, wenn er ihr sein Wort hielt? Und was gewann er, wenn Andere ihn verleiteten, ihr das gegebene Wort zu brechen? Stand denn nicht vielmehr die Parthie so, daß Giuliano ein lauterer, ehrlicher Charakter blieb, wenn er sein Wort hielt? War er dann nicht mehr berechtigt, das Kleid des Soldaten zu tragen, als im anderen Falle? Man stritt viel hin und her, aber man wurde sich nicht klar. Giuliano wollte sein Abschiedsgesuch nicht zurücknehmen, trotzdem Peppa dazu rieth. Sie sah eben mit ihren Augen und wollte nicht glauben, daß man Jemand den Abschied deshalb geben könne, weil er sich mit ihr verheirathen wollte.

Von diesem letzteren Ziel waren sie übrigens noch genau so weit entfernt, wie früher. Es stand noch Alles ganz genau so, wie sonst, nur daß Giuliano jetzt offen that, was er sonst verstohlen thun mußte. Dadurch hatte er aber auch seinen Vater auf's Aeußerste erzürnt, und es war vorläufig noch nicht abzusehen, wie er ihn wieder versöhnen sollte, was doch unbedingt geschehen mußte, wenn er sich verheirathen wollte.

Neunzehntes Kapitel.

Es war schon ziemlich spät, als Graf Giuliano mit Peppa die Villa Marini verließ. Man ging den getroffenen

Verabredungen gemäß an der Rampa di San Antonio vorbei, um mit Agnelillo zu sprechen, wegen der in den Grotten vorzunehmenden Arbeiten, aber man traf diesen dort nicht an. Und das war eigentlich Peppa ganz angenehm. Sie hatte von jeher vor diesem kriechenden, ewig seine Ergebenheit betheuernden und sich anbietenden Menschen einen tiefen Widerwillen, der natürlich durch seine erlogenen Aussagen im Prozeß gegen ihren Bruder nicht vermindert worden war. Im Gegentheil glaubte sie, Agnelillo habe mit Absicht falsch ausgesagt, trotzdem ihr Saturini und auch ihr Vater zuredeten, sich von einer solchen Annahme nichts merken zu lassen, da doch ganz gut ein Irrthum in der Person, ebenso wie bei dem jungen Giubba, vorliegen könne. Aber Peppa blieb bei ihrer Ansicht und sprach am folgenden Morgen auch wieder mit ihrem Vater davon.

„Ich mag mit dem Menschen nichts zu thun haben, mag er nun den bösen Blick haben oder nicht, ich glaube doch, daß er Mario absichtlich unglücklich gemacht hat," behauptete sie.

Ihr Vater sagte lange nichts und starrte nachdenklich zum Fenster hinunter.

„Aus welchem Grunde glaubst Du das?" fragte er endlich.

„Aus welchem Grunde? Ich weiß es nicht. Mein Herz sagt es mir. Wenn ich einen bestimmten Grund hätte, würde ich ihn wohl längst geltend gemacht haben."

Damit schien die Angelegenheit vorläufig erledigt zu sein. Peppa sagte nichts mehr, und auch ihr Vater schwieg, sah zum Fenster hinunter auf den Hof, wo durchaus nichts zu sehen war, aber man merkte ihm wohl an, daß ihn eine bestimmte Idee innerlich stark beschäftigte. Ueberhaupt war der alte Marini in letzter Zeit immer mehr und mehr in Grübeleien versunken, die ihn still, schweigsam, menschenscheu

machten, ein reines Gegenbild zu seinem früheren stets gut aufgelegten, scherzhaften und gesprächigen Wesen.

So lange der Prozeß gegen Mario gedauert hatte, war es natürlich dieser, der ihn ausschließlich beschäftigte. Aber in dieser Hinsicht war sein Nachdenken nun gegenstandslos geworden. Der Prozeß war zu Ende, alle Rechtsmittel erschöpft, das Gnadengesuch abgesandt, es gab nichts mehr in der Sache zu thun. Nun wendete sich sein grüblerischer Sinn naturgemäß einem anderen Gegenstand zu, und als ihm Peppa sagte: „Mein Herz sagt mir, daß Agnelillo falsch ausgesagt hat," ging er im Inneren sogleich einen Schritt weiter und fragte sich: „Weshalb hat der Zeuge gelogen?" Und nun stellte sich die Verschiedenartigkeit im Denken und Empfinden bei Vater und Tochter heraus. Genau das, was seine Tochter abstieß, der Verdacht gegen diesen Menschen, das zog ihn an. Es drängte ihn, den Mann zu beobachten, ihm nahe zu sein, Verkehr mit ihm zu pflegen, um womöglich aus seinem Wesen, aus seinem Thun und Treiben, aus den Umständen, unter denen er lebte, etwas zu erfahren, was ihn interessirte, was zu seinem „Verdacht" paßte. Er hatte durchaus keine klare Idee über die Sache, aber er sagte doch ungefähr zwei Stunden nach den obigen Aeußerungen zu Peppa: „Ich gehe fort, Peppa."

„Wohin, Vater?"

„Ich will zusehen, daß ich Agnelillo treffe, um ihm von den Arbeiten in der Villa Marini zu sagen."

„Vater — —" begann Peppa erstaunt.

„Laß nur sein! Ich weiß, was Du sagen willst. Laß nur sein. Es ist gut so. Verlaß Dich darauf. Addio, mein Kind." Damit küßte er sie leicht auf die Wange, nahm seinen Hut und stieg vorsichtig und langsam die schmierigen und winkeligen Treppen hinunter. Von der Via Palermo bis zur Rampa di San Antonio ist nahezu eine Stunde Weges. Marini hätte die Pferdebahn be-

nutzen können, aber die Soldi wurden immer rarer und rarer bei ihm. Deshalb durchschritt er zu Fuß das wüste und elende Gassengewirre hinter der Porta Capuana, bis er, langsam und nachdenklich gehend, die Strada dei Tribunali und durch diese endlich den Toledo erreichte. Hier kam er sozusagen wieder in eine civilisirtere Gegend, wo es ihm schon leichter wurde, vorwärts zu kommen, so daß er endlich richtig draußen bei der Rampa di San Antonio ankam.

Auf dem ganzen langen Weg malte er sich, sanguinisch wie er noch immer war, aus, wie schön es sein würde, wenn es ihm gelänge, die Unschuld Mario's zu beweisen und den richtigen Mörder zu entdecken. Denn da sein Sohn nach seiner festen Ueberzeugung an dem Mord im Vicolo sette Dolori unbedingt unschuldig war, so mußte ihn nothwendigerweise ein Anderer begangen haben. Und diesen Anderen zu suchen, das wurde allmälig zur fixen Idee bei dem alten Manne. Er sah nicht ein, was er sonst auf der Welt noch für einen Zweck haben sollte, wenn nicht diesen. Freilich seufzte er manchmal tief auf bei dem Gedanken, wie ohnmächtig, wie schwach und klein doch im Allgemeinen der Mensch gegenüber dem Schicksal sei, aber entmuthigen ließ er sich gleichwohl nicht.

Als er an der Kirche Santa Maria in Piedigrotta vorüber und die kurze Ulmenallee hinunter ging, die nach der Rampa di San Antonio führte, sah er, wie dort ein Mann auf der Mauer lag, die diese Straße stützt. Marini meinte, daß das wohl Agnelillo sein könne, und als er näher kam, sah er, daß er es wirklich war.

„Agnelillo!" rief er ihn an.

Dieser sprang sofort auf und stürzte eilfertig auf Marini zu. „Signor Commendatore, ich bin so erfreut, Sie gesund und munter zu sehen, und so glücklich; es sind schlechte Zeiten, Herr Commendatore, sehr schlechte

Zeiten, aber man muß den Kopf oben behalten und sich nicht werfen lassen, es mag kommen, was will. Worin darf ich Ihnen dienen, Herr Commendatore?"

Dabei machte Agnelillo in Einem fort Kratzfüße, drehte seinen Filzdeckel in den Händen hin und her und lächelte so unterwürfig-unverschämt, als wenn er sagen wollte: „Nun, wenn noch etwas von Dir zu holen ist, bin ich natürlich da, aber ich denke doch, Du bist nun auch bald meines Gleichen." Ein richtiger Neapolitaner ekelhaftester Sorte.

„Es handelt sich um die Ausgrabungen in der Villa Marini, Agnelillo, Du weißt doch davon," antwortete ihm der alte Marini. „Hast Du die Arbeiter bereit, die dabei gebraucht werden?"

Einen Augenblick stutzte Agnelillo. Er hatte wahrscheinlich geglaubt, die Sache sei schon begraben und vergessen. Dann aber sagte er flott und geschäftig: „Es ist Alles bereit, Herr Commendatore, lassen Sie das nur meine Sorge sein, ich denke an Alles*), bei meiner Seele."

„Es muß aber bestimmt und sicher sein."

„So sicher wie die Erde, Herr Commendatore. Wann sollen die Arbeiten vorgenommen werden?"

„Am Dienstag Früh, bestimmt. Der Ingenieur ist schon bestellt."

„Gut. Am Dienstag Früh um acht Uhr bin ich an der Villa Marini."

---

*) Ci penso io = ich werde daran denken, ich sorge dafür, ist in Neapel eine Redensart, die geradezu ein Unglück für das Land und besonders für den Fremden ist, der irgend einen Auftrag zu geben hat. „Ci penso io, ci penso io," antwortet alle Welt mit der größten Vertrauenswürdigkeit, und dann denkt keine Seele wieder an die Sache. Die Unzuverlässigkeit der Neapolitaner ist sprichwörtlich, so daß kein Hotel, kein größeres Geschäft in Neapel, das mit Fremden zu thun hat, einen Neapolitaner anstellen mag.

„Es muß ganz sicher sein. Wenn Du nicht da bist, so werden Andere angenommen. Man bekommt an der Mergellina bei den Fischern, die jetzt auch nichts zu thun haben, wohl genug."

„Kein Wort mehr, Herr Commendatore. Ich sorge für Alles. Ich werde da sein."

Damit waren eigentlich die Verhandlungen des alten Marini mit Agnelillo zu Ende. Gleichwohl zögerte der Erstere noch, weiter zu gehen. Er sah erst Agnelillo langsam und aufmerksam an, dann blickte er auf der Straße hin und her, als ob er sich hier orientiren wolle. Das fiel natürlich Agnelillo auf. An der Rampa di San Antonio hatte noch kein Mensch etwas Bemerkenswerthes oder Sehenswerthes gefunden.

„Wohnst Du dort?" fragte Marini endlich wieder, indem er auf eine Hausthür gegenüber deutete.

„Ja, Herr Commendatore, da drinnen, mit der alten Brigida zusammen."

„Ah, mit der alten Brigida zusammen?" erwiederte Marini wieder, als ob ihn das ungeheuer interessire. Er besann sich, daß die alte Brigida auch im Prozeß gegen seinen Sohn vernommen worden war. Sie hatte aber einen so stumpfsinnigen Eindruck gemacht, daß man ihre Zeugnisse als belanglos bezeichnet hatte.

„Das ist wohl die alte Brigida, die dort vor der Hausthür steht und wäscht?"

„Ja, das ist sie. Natürlich ist sie das."

„Hm, hm!" machte Marini wieder nachdenklich. Dann aber mochte er doch bemerken, daß er bei Agnelillo ein gewisses Aufsehen und Bedenken errege. Das wollte er offenbar nicht und ging daher langsam wieder die Rampe hinunter, indem er Agnelillo noch zurief: „Also nächsten Dienstag Früh um acht Uhr."

„Kein Wort mehr, Herr Commendatore, ich denke an Alles."

Nach vierzig oder fünfzig Schritten drehte sich Marini wieder um und sah nach Agnelillo, der gerade in seiner Hausthür verschwand. „Hm, hm!“ machte Marini wieder nachdenklich und ging auf ein kleines schmutziges Kaffeehaus zu, das gegenüber der Rampe stand und von wo aus er das Haus beobachten konnte, in dem Agnelillo wohnte. Hier setzte er sich an einen der kleinen, runden Blechtische und nahm eine Zeitung zur Hand. Er las aber nicht, sondern schielte über den Rand der Blätter hinaus nach der Hausthür, in der Agnelillo verschwunden war. Das dauerte mehrere Stunden, in welcher Zeit Marini nichts weiter that, als eine kleine Tasse Kaffee für zwei Soldi zu trinken und immer das Haus Agnelillo's zu betrachten, bis es finster wurde.

Und während dieser Zeit sah Agnelillo in größeren oder kleineren Zwischenräumen aus dem Zimmer, in dem er wohnte, durch ein kleines vergittertes Loch in der Mauer hinunter nach dem Kaffeehaus, wo Marini saß, wobei er manchmal murmelte: „Immer noch da? Immer noch? Was will denn der alte Esel?“

Es wurde zu dieser Zeit schon sehr zeitig finster, da man bereits am Ende des November war. Es konnte etwa gegen sechs Uhr sein, als Agnelillo seinen Lauscherposten endlich wieder verließ, sich heimlich durch den Hausgang stahl und mit sorgfältiger Umgehung der Gaslaternen hinunterlief nach dem kleinen Platz, wo er vorher den alten Marini hatte sitzen sehen. Er war fort.

„Gut,“ murmelte Agnelillo leise aber energisch vor sich hin, wie um sich Muth zu machen, „so soll es heute sein. Bei allen Todten, heute Nacht soll es sein. Sie sollen mir nicht noch zu guterletzt zuvorkommen. Nur Muth. Wer keinen Muth hat, ist verloren.“

Da Agnelillo nie in seinem Leben eine geregelte Thätigkeit ausgeübt, so hatte er eine wahre Meisterschaft darin,

seine Zeit zu vertrödeln. So schlenderte er jetzt langsam und gemächlich, wie ein Mensch, der gar nicht weiß, was er thun soll, hinunter nach dem kleinen Hafen an der Mergellina. Dort war keine Gasbeleuchtung. Es war finster, und nur hier und da hatten die Fischer sich ein kleines Reisigfeuer angezündet, theils um sich zu wärmen, denn die Nacht war rauh und etwas stürmisch, theils um sich ihr bescheidenes Mahl zurecht zu machen. Die Barken waren zumeist aus dem Wasser auf den Ufersand heraufgezogen, und Weiber und Kinder hatten sich dahinter verkrochen, um zu schlafen oder Schutz gegen den kalten Meerwind zu suchen. Die ganze Scenerie machte den Eindruck eines Zigeunerlagers, und so überraschend das in unmittelbarer Nähe einer so großen und volkreichen Stadt sein konnte, so wenig war Agnelillo darüber erstaunt. Er kannte das, so lange er lebte, nicht anders. Das war hier immer so gewesen, und wird vermuthlich auch noch lange Zeit so bleiben.

„Russo! Russo!“ rief Agnelillo einen Fischer an, der hinter einer Barke lag und rauchte. Der Mann hieß eigentlich Vittorio Talloni, wurde aber stets bei seinem Spitznamen der Rothe (russo) genannt, den er seinem eigenthümlich in's Rothe schillernden Bart zu danken hatte.

„Agnelillo!“ antwortete der Mann träge, „was ist's? Was willst Du?“

„Morgen kommen sie, Russo.“

„Wer?“

„Die Fremden. Sie werden zwei Barken haben wollen und für jede zwanzig Lire bezahlen. Ich habe alles fertig gemacht.“

Bei dieser verlockenden Aussicht wurde der Andere plötzlich sehr gesprächig und nach Kräften liebenswürdig.

„Mein theurer Freund, komm, setze Dich her. Komm nur, der Sand ist so rein wie Gold. Da sind wohl auch

noch ein paar Krümmelchen Tabak. Hast Du Deine Pfeife bei der Hand? Hier."

„Also morgen?"

„Morgen."

„Sind es viele?"

„Vielleicht zwanzig Personen. Sie wollen nach Ischia hinüber."

„So, so, so, nach Ischia. Das wird eine derbe Arbeit werden. Wir haben Westwind."

„Bah, für vierzig Lire!"

„He, nun ja, es kommt nur darauf an, was Du davon beanspruchst."

Der Rothe hatte eigentlich die ganze Geschichte mit den von Agnelillo versprochenen Fremden für Schwindel gehalten, den sich dieser ausgedacht, um kleine Gefälligkeiten zu bekommen. Da nun aber Agnelillo so bestimmte Versprechungen und Angaben machte und den großen Verdienst schon für Morgen sicher in Aussicht stellte, so mußte, wie er glaubte, doch etwas an der Sache sein. Es kam ihm deshalb auf die Pfeife Tabak nicht an, und er war bemüht, auch die Ansprüche Agnelillo's für seine Vermittelung möglichst genau festzustellen, damit hinterher kein Streit entstände. Aber Agnelillo setzte sich auf's hohe Pferd und spielte den Großmüthigen.

„Wir werden schon wieder einig, Russo, laß das," sagte er, „Du kennst mich doch! Wir werden schon einig."

„Mein theurer Freund — —" hob der Andere von Neuem an.

„Kein Wort weiter davon, Russo. Ich sage, wir werden einig, und nun ist es gut. So geht das Leben, mein Theurer. Eine Hand wäscht die andere. Da fällt mir ein, Du könntest mir wohl heute Nacht die kleine Barke, die ‚Carmelina', leihen."

„Alles steht Dir zur Verfügung, Agnelillo, für meinen

Freund ist Alles da. Nimm die große, die ‚Santa Lucia', sie ist solid und sicher, wenn auch etwas schwerer zu handhaben. Aber sie ist bei Wellengang sicherer."

„Ich will die kleine, die ‚Carmelina'. Glaubst du, daß wir heute Nacht schlechtes Wetter haben werden?"

Der Rothe musterte prüfend den Himmel. „Eh, eh, wird nicht schlimm werden," meinte er. Dann etwas lauter fortfahrend, fragte er geheimnißvoll: „Hast Du gelbe Ladung*)?"

„Was kümmert's Dich, Russo," antwortete Agnelillo ausweichend, „ob ich gelbe oder grüne oder rothe Ladung habe. Du bist doch kein Zollbeamter!"

Er sagte wohlweislich nicht Ja und nicht Nein. Er wollte den Fischer glauben machen, es handle sich um Schmuggel.

„Je nun, mich geht's nichts an, Agnelillo. Mach', was Du willst. Und morgen?"

„Morgen? Morgen hast Du Deine Fremden und verdienst Deine vierzig Lire. Das ist dann wieder Deine Sache. Verstanden?"

„Topp, Agnelillo. Wir sind gute Freunde. Gelt?"

„Wo liegt die ‚Carmelina'?"

„Dort unten. Wenn Du mir helfen willst, schieben wir sie gleich in's Wasser. Wann willst Du fort?"

„Später," antwortete Agnelillo wieder unbestimmt und ging mit dem Fischer nach dem Strand, wo die kleine Barke lag. Sie schoben eine Holzrolle unter den Kiel und brachten so ohne große Anstrengung das Boot in's Wasser. Dann legte der Rothe die Ruder zurecht, schlang sie mit einem Seil fest und hängte mit demselben Seil die Barke an dem kleinen Hafendamm an, damit sie

*) Da die Stadt Neapel auf viele Gegenstände sehr hohe Zölle hat, so blüht an der ganzen Küste der Schmuggel sehr bedeutend. Darauf spielt der Rothe hier an.

Wind und Wellen nicht forttrieben. Das Wasser war ziemlich bewegt, und die kleine leichte Barke schaukelte bedenklich auf und nieder.

„Bah," meinte der Rothe, „das ist nichts. Das kommt davon, weil sie noch leer ist. Wenn Du erst drin bist, hört das schon auf."

Damit schien sich auch Agnelillo zu beruhigen, und nachdem so Alles vorbereitet war, ging er wieder von dem Hafen nach seiner Wohnung zu.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie alle Neapolitaner mehr oder weniger, empfand auch Agnelillo eine gewisse Scheu vor dem Wasser. Er traute dem treulosen Elemente nicht. Man erzählte zu viel von ertrunkenen Fischern, von den Gefahren des Meeres und seiner Klippen. Seine Phantasie war durch die wunderlichen Märchen seines Volkes, die schon seit seiner Jugend ihm in den Ohren surrten, angefüllt von den geheimnißvollen Fabelwesen, die im Inneren des Meeres ihr Wesen treiben sollten, von den großen Fischen, die die Menschen verschlingen, von den Thieren und Fischmenschen, die sich aus Gott weiß welchem Grund ihrer bemächtigen, sobald sie ihrer habhaft werden können. Kein Wunder also, daß ihn die nächtlichen Ausflüge nach der Villa Marini immer mit einem geheimen Grausen erfüllten.

Bisher hatte er sich aber immer darauf beschränkt, den geheimnißvollen Magnetismus seiner Steinflasche zu beobachten, und wenn der Wind oder die Kraft der Wellen ihn mit seinem leichten Kahn nach dem einen oder anderen Punkt trieben, so folgerte er aus dieser selbstverständlichen und ganz natürlichen Begebenheit, daß der Magnetismus seiner Steinflasche die eigentliche Triebfeder dieser Bewegung sei. Bei den ziemlich regelmäßigen Südwestwinden, die

um diese Zeit die Küsten von Süditalien umspielen, war es natürlich, daß diese Richtung immer die Landrichtung war. Da Agnelillo ferner immer an demselben Punkt seine Versuche machte, so war es auch immer der gleiche Punkt der Küste, dem er zutrieb. Das war zufällig der Eingang einer der Grotten unter dem Marini'schen Grundstück, und zwar diejenige, welche, am meisten nach Osten vorgeschoben, schon fast das Grundstück des Nachbars berührte.

Heute sollte es nun sein, wie er mehrmals vor sich hin murmelte, heute wollte er die letzte Konsequenz der Salbadereien der alten Zicuzza ziehen. Wohl hatte er mehr als je gegen ein aufsteigendes geheimes Grausen anzukämpfen, aber war er nur deshalb so weit gegangen — so weit — um nun vor dem letzten Schritt zurückzubeben? Agnelillo war feige, abergläubisch, furchtsam und trotz alledem hatte er die Energie der That. Es gab für ihn Momente, wo sein ganzes Wesen in einer Zwangslage sich befand, wie in einem Krampf, wo er sich sagte: „Jetzt muß das und das geschehen oder ich bin verloren." Und das geschah denn auch.

Nun war nur noch Eins, was ihn veranlaßte, den letzten Schritt immer und immer wieder hinauszuschieben, oder war das nur ein Vorwand seiner Furcht? Es handelte sich um das Kind in Windeln, von dem die alte Zicuzza mehrere Male gesagt hatte, daß es in der Nähe des Schatzes sei: das Kind war nicht da! Alles war da, der alte Mann war da, die junge Dame war da, jetzt sogar zwei, das Wasser, die Bäume, Alles, was die alte Zicuzza in der Nähe des Schatzes gesehen hatte, war da, nur das Kind in Windeln war nicht da. Ach Gott, er wußte nicht, wie sehr er selbst sozusagen ein Kind in Windeln war, ein armes, verlorenes Menschenkind, das in den Banden des Aberglaubens und der Dummheit schmachtete.

Nun waren die Brücken hinter ihm abgebrochen. Als er kurz nach Mitternacht seine Wohnung verließ, in den Händen eine kleine geschlossene Blendlaterne und seine Steinflasche, war er der Meinung, daß er wohl nicht wieder dahin zurückkehren werde. Der alte Marini hatte ihn stutzig gemacht, man war ihm auf der Spur, hatte ihn wohl gar schon in Verdacht wegen des Mordes in dem Vicolo sette Dolori. Die Unruhe des Gewissens trieb ihn davon. Vielleicht griffen sie morgen schon nach ihm.

Also mußte es heute sein, heute war er noch frei. Morgen war er wohl mit seinem Schatz schon über alle Berge. Dann konnte werden, was wollte. Auch dem Russo hatte er, schon in diesem Gedankengang befangen, gesagt, die Fremden kämen morgen. Diese Fremden, die morgen kommen sollten, existirten natürlich nur in seiner Phantasie, und deshalb würde er von morgen ab wohl keine Barke mehr zur Verfügung haben. Denn wenn er auch dem Russo wieder eine neue Lüge auftischen konnte, so war es doch sehr die Frage, ob dieser ihm noch einmal glauben werde. Das war also Alles vorbei; heute mußte es sein, heute!

„Jetzt," murmelte Agnelillo wieder vor sich hin, „kein Wort mehr, jetzt!"

Und wenn es sein Tod war, es mußte geschehen. Er war wieder in der Zwangslage, wie damals am Vicolo sette Dolori. Es ging nicht anders.

Das Wetter war stürmisch, der Himmel mit Wolken bedeckt und die Nacht so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sah. Als er nach dem Hafen kam, tanzte die „Carmelina", ein schmales, zweirudriges Boot, lustig auf den Wellen. Agnelillo hatte die „Carmelina" gewählt, weil er zur Einfahrt in die Grotte ein möglichst schmales Boot haben mußte. Ein großes wäre zu breit gewesen, um sich durch die scharfkantigen Tufffelsen zu zwängen, und ging

auch zu tief, um über die Mauerreste, die vom Grunde heraufragten, hinweg zu schaukeln.

Agnelillo bekreuzigte sich, was die Neapolitaner immer thun, wenn sie etwas Wichtiges vorhaben, und stieg in das Boot. Es war, so viel er sehen konnte, kein Mensch da. Der Wind pfiff durch das Tauwerk der Segelkutter, die in dem kleinen Hafen lagen, die Wolken strichen feucht und niedrig am Himmel hin, die Luft war schwül und gewitterschwanger, wie bei Scirocco. Agnelillo zwängte zunächst seine Steinflasche zwischen das Sitzbrett und den Boden des Bootes, damit sie durch das Schaukeln nicht umgeworfen werde, dann löste er die Ruder und das Boot selbst und fuhr hinaus in das offene Meer.

Er hielt sich, um nicht gar zu sehr der Brandung ausgesetzt zu sein, immer in einer Entfernung von etwa hundert bis hundertfünfzig Meter von der Küste, öffnete hin und wieder einmal seine Laterne, mit der er einen schmalen Streifen Licht hinüber nach dem Ufer sandte, um sich zu orientiren, wo er sich befand, bemerkte aber dabei gleichzeitig, daß die Brandung sehr heftig war, daß die Wellen hoch aufschäumten an den Uferfelsen, und er sich nur mit großer Vorsicht dem Ufer nähern dürfe.

Etwa eine halbe Stunde später befand er sich gegenüber der Villa Marini. Infolge seiner öfteren Fahrten sah er hier schon an den Felsbildungen, an den Bäumen, die aus dem Park hervorragten, wo er sich befand. Vorsichtig und langsam näherte er sich der Küste. Immer deutlicher und deutlicher vernahm er das Klatschen und Plätschern der Wellen, die weißschäumend am Ufer in die Höhe fuhren, um gleich darauf in Staub und Regen aufgelöst zurückzufallen und der nächsten Welle Platz zu machen. Dann hörte Agnelillo, wie sich das Geräusch der Wasser in langgezogenem, dumpfem und widerhallendem Rollen und Gepolter an den Gewölben der Grotten brach, eine wahre

Höllenmusik, bei der sich ihm das Haar sträubte. Die Grotte, der er sich jetzt näherte, schien die größte von allen zu sein, denn das Rollen und Poltern war hier länger und anhaltender als in den übrigen. Agnelillo gruselte es. So schauerlich hatte er es sich doch nicht vorgestellt. Das schwarze geheimnißvolle Loch, das er da vor sich sah, machte mit dem dumpfen Grollen und Rollen in der Grotte selbst den Eindruck, als ob es unmittelbar in die Unterwelt führe. Und dazu kam die wirkliche Gefahr, die darin bestand, daß er jeden Augenblick auf den Mauerresten, die da und dort aus dem Wasser hervorragten, auffahren oder an ihnen zerschellen konnte. War das schon am Tage ein gefährliches Unternehmen, um wie viel mehr nicht in so stockdunkler, stürmischer Nacht. Ein keuchendes, langes Röcheln entfuhr seiner Brust unwillkürlich. Niemals in seinem Leben hätte er geglaubt, daß sich in dem lieblichen Golf von Neapel solche Orte des Schreckens und Grausens verbergen.

Sollte er wieder umkehren?

Und was dann? Nein! Vorwärts mußte er, und wenn es sein Ende war, nicht rückwärts.

Er holte seine Blendlaterne hervor und suchte sich in dem ihn umbrausenden Wellenspiel so genau wie möglich zu orientiren. Er befand sich jetzt vielleicht nur noch zwei bis drei Meter vom Eingang „seiner" Grotte, bei dem Heben und Senken des Wassers bemerkte er aber, daß er selbst mit der kleinen schmalen „Carmelina" wohl schwerlich hineingelangen könne, weil gerade vor dem Eingang in die Grotte ein massiges Mauerwerk mit Moos und Meertang überzogen heraufragte und den Eingang sperrte. Schwimmend in die Grotte zu gelangen, wäre vielleicht möglich gewesen. Was aber wollte er schwimmend in der räthselhaften, unbekannten, vollständig lichtlosen Grotte anfangen? Und wenn er zurückkam, wäre sein Boot von den Wellen

fortgespült gewesen. Nein! Das ging auf keinen Fall. Aber wenn er versuchte, auf dem Mauerwerk selbst festen Fuß zu fassen, so konnte es ihm vielleicht gelingen, mit einer günstigen Welle sein Boot heil und ganz darüber hinwegzubringen, zu heben oder zu schieben, in die Grotte hinein, und es dann wieder zu besteigen.

Wieder röchelte er eigenthümlich, wie muthlos und unentschlossen. Wenn die Grotte nur nicht gar so unheimlich, so geheimnißvoll grausig gewesen wäre. Wer weiß, seit wie vielen Jahrhunderten Niemand mehr hineingekommen war! Aber das war es auch, was ihn gleichzeitig wieder reizte. An einem Ort, wo alle Tage Menschen hinkommen, brauchte man nicht nach einem Schatz zu suchen. Dieser konnte eben nur da sein, wo Niemand hingelangen konnte, und deshalb mußte er eben der Erste sein, der hier hinein kam.

Er fuhr ganz dicht an das Mauerwerk heran, das bald aus den Wellen hervorsah, bald von ihnen überspült wurde und unter ihnen verschwand. Der kleine Kahn Agnelillo's tanzte über den wilden Wellen und war öfters in Gefahr, an den Felsen zu zerschellen, so heftig schlug er gegen das Gestein an. Dann, mit einer flinken Bewegung, stand Agnelillo plötzlich auf und schwang sich aus dem Kahn auf den Pfeiler, der aus dem Wasser herausragte. Beinahe wäre er ausgerutscht und in die Tiefe gesunken. Sein Gesicht war leichenblaß geworden, und seine Hände, die krampfhaft den Rand des Bootes umklammert hielten, zitterten, seine Zähne klappten hörbar aufeinander, weniger infolge der Kälte des Wassers, als infolge des gehabten Schreckens.

Als er erst sicher stand, war sein Unternehmen, die Barke über den Pfeiler hinwegzuheben, nicht einmal so sehr schwierig. Die ewig auf und ab rollenden Wasser der Brandung halfen ihm dabei, und kaum zehn Minuten später

Höllenmusik, bei der sich ihm das Haar sträubte. Die Grotte, der er sich jetzt näherte, schien die größte von allen zu sein, denn das Rollen und Poltern war hier länger und anhaltender als in den übrigen. Agnelillo gruselte es. So schauerlich hatte er es sich doch nicht vorgestellt. Das schwarze geheimnißvolle Loch, das er da vor sich sah, machte mit dem dumpfen Grollen und Rollen in der Grotte selbst den Eindruck, als ob es unmittelbar in die Unterwelt führe. Und dazu kam die wirkliche Gefahr, die darin bestand, daß er jeden Augenblick auf den Mauerresten, die da und dort aus dem Wasser hervorragten, auffahren oder an ihnen zerschellen konnte. War das schon am Tage ein gefährliches Unternehmen, um wie viel mehr nicht in so stockdunkler, stürmischer Nacht. Ein keuchendes, langes Röcheln entfuhr seiner Brust unwillkürlich. Niemals in seinem Leben hätte er geglaubt, daß sich in dem lieblichen Golf von Neapel solche Orte des Schreckens und Grausens verbergen.

Sollte er wieder umkehren?

Und was dann? Nein! Vorwärts mußte er, und wenn es sein Ende war, nicht rückwärts.

Er holte seine Blendlaterne hervor und suchte sich in dem ihn umbrausenden Wellenspiel so genau wie möglich zu orientiren. Er befand sich jetzt vielleicht nur noch zwei bis drei Meter vom Eingang „seiner" Grotte, bei dem Heben und Senken des Wassers bemerkte er aber, daß er selbst mit der kleinen schmalen „Carmelina" wohl schwerlich hineingelangen könne, weil gerade vor dem Eingang in die Grotte ein massiges Mauerwerk mit Moos und Meertang überzogen heraufragte und den Eingang sperrte. Schwimmend in die Grotte zu gelangen, wäre vielleicht möglich gewesen. Was aber wollte er schwimmend in der räthselhaften, unbekannten, vollständig lichtlosen Grotte anfangen? Und wenn er zurückkam, wäre sein Boot von den Wellen

fortgespült gewesen. Nein! Das ging auf keinen Fall. Aber wenn er versuchte, auf dem Mauerwerk selbst festen Fuß zu fassen, so konnte es ihm vielleicht gelingen, mit einer günstigen Welle sein Boot heil und ganz darüber hinwegzubringen, zu heben oder zu schieben, in die Grotte hinein, und es dann wieder zu besteigen.

Wieder röchelte er eigenthümlich, wie muthlos und unentschlossen. Wenn die Grotte nur nicht gar so unheimlich, so geheimnißvoll grausig gewesen wäre. Wer weiß, seit wie vielen Jahrhunderten Niemand mehr hineingekommen war! Aber das war es auch, was ihn gleichzeitig wieder reizte. An einem Ort, wo alle Tage Menschen hinkommen, brauchte man nicht nach einem Schatz zu suchen. Dieser konnte eben nur da sein, wo Niemand hingelangen konnte, und deshalb mußte er eben der Erste sein, der hier hinein kam.

Er fuhr ganz dicht an das Mauerwerk heran, das bald aus den Wellen hervorsah, bald von ihnen überspült wurde und unter ihnen verschwand. Der kleine Kahn Agnelillo's tanzte über den wilden Wellen und war öfters in Gefahr, an den Felsen zu zerschellen, so heftig schlug er gegen das Gestein an. Dann, mit einer flinken Bewegung, stand Agnelillo plötzlich auf und schwang sich aus dem Kahn auf den Pfeiler, der aus dem Wasser herausragte. Beinahe wäre er ausgerutscht und in die Tiefe gesunken. Sein Gesicht war leichenblaß geworden, und seine Hände, die krampfhaft den Rand des Bootes umklammert hielten, zitterten, seine Zähne klappten hörbar aufeinander, weniger infolge der Kälte des Wassers, als infolge des gehabten Schreckens.

Als er erst sicher stand, war sein Unternehmen, die Barke über den Pfeiler hinwegzuheben, nicht einmal so sehr schwierig. Die ewig auf und ab rollenden Wasser der Brandung halfen ihm dabei, und kaum zehn Minuten später

stand die Barke zur Hälfte schon in der Grotte, von Agnellillo gehalten. Behend und gelenkig, wie er war, schwang er sich wieder hinein, nun konnte es vorwärts gehen. Das Gefährlichste war überwunden. Nun kam das Schaurige, das Gruselige. Nun stand er da vor der Grotte.

Leise, mit beklommenem Athem senkte er die Ruder wieder in's Wasser und ließ seine Laterne spielen nach allen Richtungen.

In der Grotte selbst war das Wasser natürlich ruhiger, weil die Brandung durch den schmalen Eingang nur abgeschwächt eindringen konnte, statt dessen echoete aber das Geräusch der an die Wände klatschenden Wasser von den hohen und weiten Wölbungen in unaufhörlicher monotoner Weise durch den finsteren Raum. Dem abergläubischen, bis zum Wahnsinn aufgeregten und vor Furcht zitternden Agnelillo kam das wie Geister- und Gespensterflüster vor. Er wagte kaum zu athmen, kalter Schweiß trat ihm aus allen Poren, und er handhabte die Ruder so leise, daß nur kleine, leise gurgelnde Strudel und Wellchen entstanden. Aber auch dieses Geräusch hallte in sonderbar verstärkter Weise von den Wölbungen wieder.

Agnelillo suchte sich zunächst zu orientiren, und nach und nach gewöhnte sich auch sein Auge an die ihn umgebende Dunkelheit. Wäre er nicht so entsetzlich dumm und unwissend gewesen, so hätte er bei ruhiger Ueberlegung bald finden müssen, daß er sich in einem allerdings sehr verfallenen, aber doch für das kundige Auge noch erkennbaren altrömischen Baderaum befand. An der Decke waren sogar noch Stuckreste, die ursprünglich weiß, jetzt aber grau, verwittert, mit Flechtengewächsen überzogen waren. An den Wänden, von denen der Putz abgefallen war, erschien bei genauerer Betrachtung das für die römische Kaiserzeit so charakteristische netzförmige Mauerwerk, mit dem man den Felsgrund überzogen hatte. Das konnte demnach

einem Bau angehören, der aus dem ersten bis dritten Jahrhundert v. Chr. stammte, aber Agnelillo sah natürlich von all' dem nichts. Er suchte seinen Schatz und hatte nur Augen für diesen, und außerdem sah er höchstens noch die Gespenster, die nicht da waren, die ihn seine Furcht aber in dem Dunkel vor ihm erblicken ließ.

Er fuhr nun, sich vorsichtig immer an die Wand zur Rechten haltend, nach dem Hintergrund des Raumes, wo er einen noch sehr gut erhaltenen gemauerten Gang entdeckte, der langsam ansteigend, an den Windungen mit Treppenstufen unterbrochen, wahrscheinlich nach den oberen Theilen der antiken Villa geführt hatte. Agnelillo klapperten die Zähne, als er das neue Geheimniß sah. Er wußte natürlich von der römischen Kaiserzeit nichts und auch von ihren Badeeinrichtungen und ihrer Bauweise hatte er keine Ahnung. Aufgewachsen in dem neapolitanischen Volksglauben war ihm das Alles nur Heidenthum und Gespensterwesen. Aber er sagte sich doch, daß er in den Gang hineingehen müsse, um zu sehen, ob dort sein Schatz nicht verborgen sei. Er stieg also mit seiner Laterne und seiner Steinflasche aus, betrat den mit Schutt und Geröll bedeckten Gang, nachdem er vorsichtig seine Barke mit Steinen, die er auf die Kette legte, befestigt hatte, und ging, sorgfältig vor sich hin leuchtend, den Gang aufwärts.

Plötzlich erweiterte sich der Gang zu einem kleinen, aber noch sehr gut erhaltenen Zimmer, an dessen Wänden man sogar noch die Spuren einstiger Malereien bemerken konnte, wenn man aufmerksam hinsah. Aber Agnelillo that das nicht, sondern seine fieberhaft erregte Phantasie sah auf dem Boden des Zimmers eine menschliche Gestalt, in einen weiten, schwarzen Mantel gehüllt, auf dem Haupte einen verrosteten Helm, liegen, die über ein kleines, eisenbeschlagenes Holzkästchen, an dem noch Silbereinlagen zu bemerken waren, hinweggefallen zu sein schien. Wer weiß,

was Agnelillo bei diesem Anblick dachte: er fing plötzlich so sehr an zu zittern, daß er wankte und taumelte, bis er endlich mit dem lauten Schrei: „Don Leone! — — Don Leone!" auf den Steinboden niederstürzte.

Das unaufhörliche, eintönige Wellenecho an den Wänden des Bades wurde auf Augenblicke unterbrochen. „Don Leone! — Don Leone!" schallte es bald hier, bald da, als ob ein ganzer Geisterchor die letzten Rufe Agnelillo's nachgeäfft und ihn verspottet hätte ob der Täuschung, die ihm seine Gewissensangst bereitete — — — dann wieder das alte, geisterhafte Schweigen, die mehr als tausendjährige Ruhe einer versunkenen Welt, einer in Grabesstille träumenden Vergangenheit, die nur von dem rastlosen Wellenschlag, der an den Wänden der Grotte murmelnd anschlug, unterbrochen wurde.

Anstatt sich preiszugeben, hatte das hier schlafende Geheimniß einer vom Sturme der Zeit verwehten Kultur den frevlen Eindringling, der sich in räuberischer Absicht genaht, vernichtet. Agnelillo regte sich nicht mehr, Angst, Aufregung, Schreck hatten ihn getödtet, der Aberglaube ein neues Opfer erhalten!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der nächste Tag brachte einen wundervollen, warmen Herbstmorgen, wie ihn um diese späte Jahreszeit eben nur das nahezu winterlose Neapel bietet. Die Sonne stand hell und grell leuchtend am Himmel, die aus dem Norden hierher gezogenen Vögel huschten zwitschernd von Baum zu Baum, von Ast zu Ast, als wenn sie sich freuten, dem schnee- und eisbedeckten Lande weit jenseits der Alpen entronnen zu sein. Die ewig grünen Gärten des Posilippo hoben sich in der klaren Luft von den im Golf ihnen

gegenüberliegenden rothbraunen Felsmassen des Monte Sant Angelo, von Sorrento und Massa malerisch ab, und im Park der Villa Marini blühten die Rosen. —

Träumerisch saß Marianne an ihrem Lieblingsplatz, einer kleinen Weinlaube, hart über den steil aus dem Meere aufsteigenden Tufffelsen, in denen die geheimnißvollen Grotten lagen. Von fern her scholl das laute, überlaute Leben und Treiben der Stadt, schrieen die Esel, kreischten die Händler, die ihre Waaren in den Straßen feilboten, und rasselten die Wagen. — —

Wie kam es nur, grübelte Marianne für sich, daß hier in Neapel, auf einem Boden, wo jeder Fußbreit eine lebendige Illustration der Weltgeschichte war, wo aller Orten mächtige Tempel- und Theaterruinen, wo ganze ausgegrabene Städte, wie Pompeji und Herculanum, die dort drüben am Fuße des Vesuv lagen, von der gewaltigen Vergangenheit des Landes predigen, wie kam es, daß gerade in Neapel ein Geschlecht groß wuchs, das nicht den mindesten historischen Sinn hat, das nur der Gegenwart, nur dem Augenblick lebt? War das nicht eine Undankbarkeit, ein Frevel an der Vergangenheit? War es nicht eine Pflicht dieses Volkes, aus der großen, herrlichen Vergangenheit ihres Landes zu lernen? Marianne war noch ein junges Mädchen und wußte eben nicht, daß die meisten Völker aus ihrer eigenen Vergangenheit nichts zu lernen vermögen, und besonders die Neapolitaner nicht. Neapel ist zu schön, als daß man sich dort um etwas Anderes als die Gegenwart bekümmern könnte.

„Mein gnädiges Fräulein —“ hörte sie sich plötzlich angesprochen, „es thut mir leid, Sie in Ihrer Nachdenklichkeit zu stören, aber ich hoffe, Sie verzeihen es mir, denn ich bringe Ihnen eine gute Nachricht.“

„Ah, Sie sind es, Herr Graf!“ antwortete Marianne, da sie Giuliano vor sich sah, „und Sie bringen mir eine

gute Nachricht? Nun, eine solche kann man immer brauchen. Waren Sie in Nisida?"

„Nein," antwortete Giuliano etwas verlegen. Er wußte wohl, was sie für Nachrichten von Nisida erwartete, aber er konnte ihr keine geben, wenigstens keine guten. Mit Mario stand es noch immer beim Alten.

„Nun," erwiederte sie, „dann kümmern mich Ihre Nachrichten wenig, sie mögen gut oder schlecht sein. Was haben Sie mir zu sagen? Lassen Sie hören. Wenn Ihre Botschaft mir gefällt, Herr Graf, werde ich Ihnen auch eine Nachricht geben, die Ihnen sicher angenehm sein wird."

„Mir?"

„Ja. Aber zuerst Sie! Was haben Sie zu sagen?"

„Daß die Nachgrabungen in der Villa Marini noch heute vor sich gehen werden —"

Sie zuckte gleichgiltig, wie verächtlich, mit den Schultern. Was kümmerten sie jetzt alle Nachgrabungen der Welt?

„Sie wissen doch, daß noch in der letzten Stunde der jetzige Besitzer der Villa Marini, ein Herr Mastrillo in Mailand, Einspruch erhoben hatte, aus Furcht, man könnte ihm etwas fortschleppen?"

„Ja doch, mein Gott, ich weiß wohl. Dieser Herr, der als Hypothekengläubiger die Villa übernehmen m u ß t e, um sein Geld nicht zu verlieren, hat sie meinem Vater wiederholt zum Kauf angeboten. Aber dieser ist natürlich nicht darauf eingegangen."

„Ich kann mir wohl denken, daß Herr Mastrillo die Villa gern wieder los sein möchte. Einstweilen ist er aber doch wohl froh, daß er sie in einer Weise vermiethet hat, die ihm gute Zinsen für sein Kapital sichert. Das mag ihn auch wohl bewogen haben, Herrn Marini heute telegraphisch seine Einwilligung zu den Nachgrabungen zu

senden, mit der Bedingung, daß ihm die Hälfte des etwaigen Fundwerthes zugestanden wird."

„Bah, er soll meinethalben den ganzen Fundwerth haben. Sie wissen ja, Herr Graf, wir sind keine Schatzgräber. Es handelt sich ja nur darum, die Fundamente der alten Lukullischen Villa, die hier gestanden haben soll, festzustellen."

„Nun, Sie haben jetzt jedenfalls freie Hand und können machen, was Sie wollen. Nun aber Ihre Neuigkeit, mein Fräulein. Sie sprachen von einer Neuigkeit, die mich betrifft."

„Sie, Herr Graf? Sagte ich so? Aber setzen Sie sich doch," erwiederte Marianne.

„Allerdings, ich glaubte es so verstehen zu müssen."

„Das ist eigentlich nicht ganz richtig, Herr Graf," antwortete Marianne wehmüthig lächelnd, „denn eigentlich betrifft sie Peppa. Wollen Sie hören?"

„Natürlich. Alles, was Peppa betrifft, betrifft auch mich."

„Nun, dann hören Sie zu. Ich will Ihnen, so gut ich kann, übersetzen, was mir mein Vater gestern schrieb. Es lautet: ‚Das Bild Peppa's von der Villa Marini ist seit vierzehn Tagen in der hiesigen Kunstausstellung und findet selbst bei Fachleuten große Anerkennung. Um die junge Künstlerin nicht zu stolz zu machen, will ich hier alle Lobeserhebungen, die mir über das Bild gemacht worden sind, weglassen und nur erwähnen, daß man besonders ihren merkwürdig feinen Farbensinn bewundert, und daß mir für das Bild von einem Kunstkenner bereits tausend Mark geboten worden sind.'"

„Ich wußte es, wußte es stets," unterbrach sie Giuliano aufgeregt, „ich habe Peppa immer für eine wahre Künstlerin gehalten. Auch Professor Rotta, der ihr letzter Lehrer war, nannte sie immer seine beste Schülerin und

bedauerte es, daß sie sich nicht ganz der Kunst widmen wolle."

„Mein Vater möchte nun wissen," fuhr das junge Mädchen fort, „ob Peppa das Bild für tausend Mark verkaufen will, oder ob sie etwa noch ein besseres Gebot abzuwarten gedenkt."

„Tausend Mark sind etwa dreizehnhundert Lire, nicht wahr?"

„Etwas darüber. Für diesen Preis würde es mein Vater noch selbst behalten und das Geld anweisen. Aber es wäre ja möglich, daß, wenn das Bild erst weiter bekannt wird, noch ein besseres Angebot eingeht. Wollen Sie Peppa das Erforderliche mittheilen, damit ich dann meinem Vater ihre Meinung schreiben kann? Sie wissen, meine Verständigung mit Peppa geschieht zwar auch durch die Lippen, pflegt aber stumm zu sein und reicht jedenfalls dazu nicht aus."

„Nichts kann mir erwünschter sein," entgegnete Giuliano und nahm hitzig seinen Hut, um sofort diesen Auftrag auszuführen. „Noch heute Abend steht das Lob, das Peppa als Künstlerin in München sich erworben hat, in allen Zeitungen. Es wird ein Jubelfest, eine Errettung der schwergeprüften Familie sein. Gestatten Sie, daß ich meinen Dank für Ihre Güte durch einen Handkuß ausdrücke."

„Nun, wer weiß, ob Sie Peppa damit einen Gefallen thun, Herr Graf," erwiederte sie lächelnd. „Sie wissen, sie kann so etwas nun einmal bei Ihnen nicht leiden."

Er stürmte davon, ganz glücklich im Glück Anderer.

Der alte Marini hatte den ganzen Tag schon nach Agnelillo gesucht, ihn aber nicht gefunden. Zehnmal hatte er auf der Rampa di San Antonio nach ihm gefragt, aber Niemand hatte ihm auch nur den geringsten Nachweis geben können, Niemand wußte von ihm. Das ging

dem alten Mann sehr im Kopf herum. Dazu kam, daß ihm Peppa von ihren Münchener Erfolgen erzählte, daß sie bald viel Geld bekommen und in Zukunft noch viel mehr verdienen werde, daß sie eine Künstlerin und dem Fräulein Marianne so unendlich verbunden sei, der sie das Alles zu verdanken habe, und daß sie hoffe, es würde noch einmal ein Tag kommen, an dem sie ihr all' das Liebe und Gute, das sie an ihr gethan, vergelten könne. Weiterhin hatte der alte Marini längst bemerkt, daß zwischen Fräulein Marianne und seinem Sohne Mario geheime Beziehungen bestanden. Wunderliche Träumereien und Wünsche gingen ihm durch den Sinn.

Der alte Mann hatte die Idee, daß er verpflichtet sei, sich um Fräulein Marianne verdient zu machen, und glaubte das zunächst dadurch zu thun, daß er ihr bei den beabsichtigten Untersuchungen in der Villa Marini so energisch wie möglich beistand. Er hätte vermuthlich jede andere Gelegenheit, sich der jungen Dame erkenntlich zu erweisen, auch ergriffen, da sich aber keine andere bot, so setzte er Alles in Bewegung, um diese Nachforschungen zu fördern. Aus eigenem Antriebe hatte er dem jetzigen Besitzer der Villa Marini, dem Herrn Mastrillo in Mailand, brieflich mitgetheilt, der neue Miether der Villa würde sie vielleicht doch noch kaufen, vor Allem dürfe Mastrillo ihm daher die Laune nicht verderben, sondern müsse seine Einwilligung zu den Nachgrabungen geben. Das hatte Marini denn auch erreicht, denn er bildete sich ein, sehr schlau und findig dabei zu Werk gegangen zu sein.

Am Nachmittag desselben Tages gingen also, dank dem Eifer des alten Marini, die Arbeiten an den Grotten der Villa Marini vor sich. Während unten Arbeiter mit einem Techniker an der Spitze die Zugänge zu den Grotten freilegten, indem sie mit Dynamitpatronen die Hindernisse sprengten, versammelte sich oben im Park

eine Anzahl Personen, die nun gespannt auf die Ergebnisse der Nachforschungen warteten. Da waren außer Fräulein Marianne und ihrer Mutter, Peppa Marini, Graf Giuliano, der frühere Hausarzt in der Villa Marini, Doktor Gioffredi, der junge Rechtsanwalt Saturini, der Vertheidiger Mario's, der in dieser Eigenschaft mehrfach in der Villa aus- und eingegangen war, und Andere. Man hörte oben ganz genau das Schießen, wodurch man unten das Mauer- und Felswerk absprengte.

„Man wird uns hoffentlich zu guterletzt nicht Alle miteinander in die Luft sprengen," äußerte Doktor Gioffredi.

„Es ist gar keine Gefahr. Man sprengt ja unterhalb des Wassers," beruhigte ihn ein Anderer.

Man lief im Garten hin und her, um womöglich von einem Felsvorsprung zusehen zu können, wieder Andere waren bei der Sache geduldiger, setzten sich in die sonnigen Weinlauben am Ufer, tranken Kaffee und genossen in aller Gemüthsruhe die schöne Aussicht über das Meer und die Inseln.

„Ein Paradies!" rief Saturini begeistert, „die Villa Marini ist ein Paradies!"

Fräulein Marianne saß dabei; sie wollte den jungen Rechtsanwalt in seiner Begeisterung nicht stören, innerlich war sie aber fest überzeugt, daß es auf Erden kein Paradies mehr gäbe.

Plötzlich kam eine aufregende, wilde Bewegung in diese Gruppen. Der alte Marini, der natürlich unten als Oberleiter der Arbeiten und besonders als Aufpasser, daß nichts von den etwaigen Funden gestohlen würde, funktionirte, hastete bleich, mit verstörtem Blick und schlotternden Knieen den Felsweg herauf, der den Park mit dem Meere verband.

„Was ist?" schrie man ihn betroffen an, „was haben Sie? Was hat's gegeben? Ist ein Unglück geschehen?"

Der alte Mann war unfähig, auch nur einen Laut von sich zu geben. Eine wahre Todesangst lag in seinem Blick. Seine Hände fuhren wild gestikulirend in der Luft herum und schienen nach unten, wo man in den Grotten arbeitete, zu deuten. Aber über die bläulichen Lippen kam kein Wort. Er würgte wie wüthend am Hals und am Hemdkragen herum, als ob er selbst über seine Sprachlosigkeit verzweifelt sei, aber es nützte lange nichts.

„Aber so reden Sie doch, Commendatore," rief ihn Saturini an, „was ist geschehen? Sollen wir helfen? Was sollen wir thun?"

„Ha — Ha — Haben Recht, Herr Rechts — Rechtsanwalt," stotterte Marini endlich mit krampfhaften Anstrengungen heraus, „un — ten — unten liegt er. Und noch Einer. Nur rasch, man m — m — muß telegraphiren. Nach — N — N — Nisida! n — n — nur rasch."

Kein Mensch wurde klug daraus, und die Meisten glaubten, daß der alte Mann nun wirklich und wahrhaftig übergeschnappt sei. Marini war offenbar höchst unglücklich darüber, daß man ihn nicht begriff.

„Unten!" brachte er wieder mit unsagbarer Anstrengung hervor, „kommen Sie. Nur rasch. Wo ist der Staatsanwalt? Er muß her! Nur rasch."

Dabei wies er mit seinen zitternden Händen immer nach unten, wo die Grotten sich befanden.

Man fing nun wohl an zu begreifen, daß da unten bei den Arbeiten etwas Ungewöhnliches passirt sein mußte, und einige der Herren machten sich auf, um mit Marini den Felsweg nach dem Meere wieder hinunterzusteigen, wo sie so rasch das gehen wollte, die Privatbarke, die dort immer für die Bewohner der Villa Marini bereit lag, flott zu machen suchten. Das gelang auch bald, und man fuhr damit nach der Grotte, in die Agnelillo in der

Nacht vorher eingedrungen war. Der Eingang war bereits freigelegt, die Grotte selbst durch Fackeln erhellt, der Gang im Hintergrund schon von Weitem sichtbar. Hier stiegen die Herren unter Führung des alten Marini wieder aus, gingen hastig an den Arbeitern, die schweigend und mit scheuem Respekt Einer neben dem Anderen dastanden, vorbei und kamen in das obere Gemach, wo Agnelillo neben einer zweiten Leiche lag.

Zunächst wußte man vor Ueberraschung und Schreck über den seltsamen Fund auch nicht, was nun zu beginnen sei, bis endlich der alte Marini wieder stoßweise und stotternd hervorhastete, indem er auf Agnelillo deutete: „Das ist der Mörder Don Leone's!"

Saturini sah ihn verwundert an. Er hielt diese Aeußerung des aufgeregten Mannes für eine durch nichts begründete Annahme. Vielleicht war Mario's Vater, der in letzter Zeit ohnehin nicht ganz „taktfest" mehr schien, nun vollständig übergeschnappt und hielt in seiner, durch das unglückliche Schicksal seines Sohnes verursachten Geistesverwirrung nun den ersten Besten für den Mörder Don Leone's. Erst als man sich den Fund genauer ansah, als man die Steinflasche Agnelillo's entdeckte, die bei seinem Fall auf den Boden zersprungen war, und deren Inhalt nun Doktor Gioffredi sofort als geronnenes, schon in Verwesung übergegangenes Menschenblut bezeichnete, als man in der am Boden liegenden Gestalt im schwarzen Mantel ein antikes Skelett erkannte, wahrscheinlich das eines römischen Centurionen, so viel man nach dem Helm und den vorgefundenen Kleidungsstücken urtheilen durfte, und als man namentlich das Holzkästchen unter der Gestalt vorsichtig hervorzog und nun kombinirte, daß Agnelillo möglicherweise mit dem Blut auf die Schatzsuche gegangen sei, erst dann begriff Saturini, was der alte Marini meinte. Auf seine vor dem Schwurgericht geäußerte Muth-

maßung bezüglich des Mordes Don Leone's zurückkommend, glaubte er jetzt auch, daß Marini Recht haben könne.

Die liebe Eitelkeit kam dabei natürlich mit in's Spiel. Wenn seine damalige Hypothese jetzt durch die Thatsachen erhärtet und bewiesen wurde, so wurde er offenbar berühmt durch diesen Prozeß, dann war er ein gemachter Mann.

Einmal zu dieser Erkenntniß gelangt, ergab sich für den jungen, praxisbedürftigen Rechtsanwalt alles Weitere von selbst. Er beorderte sofort eine gerichtliche Kommission zur Aufnahme des Thatbestandes und zur Anfertigung eines genauen Protokolls. Man ließ Alles stehen und liegen, wie es lag. Nur das Kästchen, als muthmaßliches Werthobjekt, brachte man nach der Villa Marini, um es in sicherer Hut zu wissen.

Unterdessen sah man sich natürlich in dem Raume um, und dabei wurde erklärlich, was auf den ersten Blick als ein Wunder erschien. Der Gang setzte sich hinter dem Badezimmer nach oben fort, war aber verschüttet. Jedenfalls war also der Gang die Verbindung des Bades mit der oben befindlichen Villa gewesen. Der Centurio war offenbar während eines Aufstandes oder eines Ueberfalles hier herunter geflüchtet, war dann durch die Demolirung der Villa und Verschüttung des Ausganges hier abgesperrt worden und, vielleicht schon vorher verwundet oder krank, an Ort und Stelle verschieden, ohne daß man im Laufe der Jahrhunderte wieder hierher gelangen konnte. Vielleicht gab das Kästchen weiteren Aufschluß. Aber auch wenn das nicht der Fall war, so interessirte sich Saturini erst in zweiter Linie für diese alte Geschichte. Die Hauptsache war ihm jetzt wieder der Prozeß Marini-Giuberti, dessen Wiederaufnahme er nun auf Grund dieser Funde durchsetzen wollte und mußte. Seine Existenz hing daran, weshalb in aller Welt hätte er sich sonst um einen alten römischen Centurio mitsammt seinem Kästchen kümmern sollen?

Wenn nun auch die Näherstehenden den Feuereifer des jungen Juristen theilten, nicht weil ihnen die Zukunft des jungen Mannes so sehr am Herzen gelegen hätte, sondern vielmehr, weil mit seinen Bestrebungen das weitere Schicksal Mario Marini's eng verknüpft war, so gab es andererseits doch auch wieder Viele, die gespannt waren auf den Schatz, den angeblich das Kästchen enthalten sollte. Diese konnten nun kaum die Zeit erwarten, bis es von Amtswegen eröffnet wurde. Aber sie mußten sich doch noch einige Tage gedulden. Die Staatsanwaltschaft wollte zunächst mit der Sache nichts zu thun haben, Herr de Felice suchte die ganze neue Wendung der Dinge als belanglos hinzustellen, und erst als Saturini sein Aktenmaterial durch eingehende und genaue Vernehmungen der alten Brigida und des jungen Giubba vervollständigt hatte, als die Tageszeitungen unter der Spitzmarke: „Ein unschuldig Verurtheilter" die ganze Geschichte phantastisch zugestutzt und sensationell erweitert brachten, so daß das Publikum in eine lebhafte Erregung über den Fall gerieth, erst dann erhielt Herr de Felice schleunigst einen nachgesuchten Urlaub, und das Verfahren gegen Mario Marini wurde wieder aufgenommen. Nun erfolgte auch die amtliche Eröffnung des Kästchens, das bis dahin, wie alles Uebrige in der Grotte Gefundene, in gerichtlichen Gewahrsam genommen worden war. Das morsche Ding wurde von einem zugezogenen Sachverständigen unter Anwesenheit einer großen Anzahl Neugieriger eröffnet. Es enthielt — — nichts! Nichts als eine kleine beschriebene Pergamentrolle. Die Schrift war in lateinischer Sprache abgefaßt und wurde sammt dem Kästchen als vollständig unwesentlich in Bezug auf die stattfindenden Erhebungen dem Finder, dem jetzigen Miether der Villa Marini, wieder ausgeliefert. Selbstverständlich ließ sich Marianne eine deutsche Uebersetzung des Dokuments anfertigen und diese lautete:

„Im Monat Oktober des Jahres 410 nach der Geburt unseres Herrn und Heilandes, am zweiten Tag nach der Zerstörung der Stadt schreibt der Aedil Curtius Marronius Cibonius an seinen vielgeliebten Freund und Glaubensgenossen den Centurionen Scipio Aemilianus Mammius wie folgt:

Das Ende der Welt ist da, die Stadt der Städte, Roma, unsere ewige, heilige Roma, der Versammlungsort der Völker, der Hort der Kultur ist erobert, verbrannt, vernichtet. Seine Einwohner sind nach allen Weltgegenden entflohen und zerstreut, und auf den Foren der Stadt, in den Tempeln lagern die wüsten Barbarenkohorten nordischer Heidenvölker, in unseren Villenstädten an dem kühlen, schattigen Albanergebirge haust der wilde Städtezerstörer Alarich und sein Hof*). Was haben dem mächtigen Rom nun die Schätze der Welt, die es hierher zusammengebracht, gefrommt? Was haben die Reichthümer Galliens, Germaniens, Egyptens, die Jerusalemitischen Tempelschätze

*) Es ist von der Zerstörung Roms durch die Gothen unter König Alarich die Rede. Der Schreiber ist im Irrthum, wenn er die Gothen für Heiden hält. Sie waren vielmehr Arrianische Christen. Indessen schloßen sich dem Zuge Alarich's gegen Rom viele „Hilfsvölker" an, allerhand Räubergesindel, die den Zug nur als gute Gelegenheit zum Stehlen und Beute machen benützten; diese mögen allerdings nichts Christliches an sich gehabt haben. Sie bestanden meist aus dem Abschaum der Donauvölker und der Völker am Schwarzen Meer. Alarich wandte sich nach der Eroberung Roms bekanntlich nach Neapel, wo er eine Flotte baute, um nach Sicilien und Afrika (die damaligen Kornländer) überzusetzen. Er wohnte während dieser Zeit angeblich in einer Villa, die früher Cicero dem Redner gehört und nördlich vom Posilippo in der Nähe des heutigen Pozzuoli lag. Die neuerbaute Flotte ging aber, wahrscheinlich durch Brandstiftung, verloren und Alarich starb zu Cosenza, noch ehe er seinen Eroberungszug fortsetzen konnte.

und die Zauber Palmyras geholfen? Fluch ihnen! Sie haben die altrömische Tugend und Tapferkeit zerfressen, haben Kraft und Stärke des Reiches untergraben und an ihre Stelle Genußsucht, Rohheit und Laster aller Art gebracht, sie haben die heilige Liebe zum Vaterland ersetzt durch schmutzige, gemeine Selbstsucht. Nicht den Barbaren sind wir erlegen, mein tapferer Mammius, sondern den eigenen Lastern. Fluch, Fluch, dreimal Fluch dem falschen gleißenden Mammon, der die Herzen der Menschen verwirrt und die Völker in Elend und Untergang stürzt.

Flieh', mein theurer Mammius, ehe der wilde Sturm der nordischen Barbaren das holde Neapolis und den goldenen Posilippo erreicht, fliehe den Zorn des Himmels, der uns diese fürchterliche Katastrophe auferlegt, um der Sünden unserer Vorfahren willen, flieh', so weit Dich Deine Füße tragen vor der Nacht der Barbaren und des Todes.

Dies bringt Dir mein treuer Sklave Pino, ein zuverlässiger Mann."

Am Fuße dieses Briefes fand sich noch von einer anderen Hand, wahrscheinlich der des Mammius selbst, angefügt:

„Wer immer dies finde, sage dem neuen Geschlecht, Mammius fiel tapfer kämpfend, das Schwert in der Hand."

Lange und nachdenklich betrachtete Marianne das alte, mehr als vierzehnhundertjährige Dokument. Es sprach eine so markige und doch rein menschliche Sprache. War das nicht besser als alle Schätze des Alterthums, die abergläubische Leute in diesen alten Ruinen vermuthet hatten? Sie packte Alles sauber zusammen. Die aufgenommenen Pläne der alten Ueberreste der angeblichen Villa des Lukullus, das Kästchen mit dem Dokument und schickte es an ihren Bruder nach Berlin. Freilich, von Brutus und

Cäsar war darin nichts gesagt, aber es bot immerhin Stoff genug für eine tüchtige Doktorarbeit.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der „unschuldig Verurtheilte im Bagno zu Nisida" erwies sich für die Tagespresse in Neapel als ein außerordentlich dankbarer Stoff. Das Publikum erhitzte sich über den Vorfall, schimpfte über die Justiz im Allgemeinen und über die Justiz von Neapel im Besonderen. Man behauptete mit großer Entrüstung, so etwas könne nur in Neapel vorkommen! Du lieber Himmel — Irren ist menschlich, hier wie dort. Die Redakteure, findig wie sie sind, nutzten das Thema nach Kräften aus und schrieben bald über den Bagno von Nisida, über die Qualen, welche die Sträflinge dort auszustehen haben, über die gesetzlichen Bestimmungen, die in Anwendung kämen, bald über die Familie Marini im Allgemeinen und über Mario Marini im Besonderen, wie über die Villa Marini und ihre neuen Bewohner. Das allgemeine Urtheil war jetzt einstimmig zu Gunsten Mario's und seiner Familie. Alle Welt sprach jetzt nur Gutes von ihnen, und besonders Peppa wurde für jeden Neapolitaner wieder „unsere Peppa". Wo sie sich zeigte, war sie ein Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit. Alle Welt grüßte sie auf der Straße, Leute, die sie nicht kannte und ihres Erinnerns nie gesehen hatte, näherten sich ihr, um einige Worte mit ihr zu wechseln. Das war ihr gerade jetzt gar nicht lieb. Sie traf sich mit Giuliano jetzt wieder häufiger, bald hier, bald da und dabei war ihr diese öffentliche Freundlichkeit recht oft lästig.

Aber alles das bewirkte schließlich doch, daß die juristischen Verhandlungen über den Fall Marini-Giuberti, so viel das eben bei den neapolitanischen Gerichten möglich,

beschleunigt wurden, freilich immer noch viel zu wenig für die direkt Betheiligten, denen jeder Tag, jede Stunde, die Mario länger auf Nisida aushalten mußte, wie eine Marter erschien. Namentlich Marianne war über jedes Hinderniß, das sich der Entlassung Mario's entgegenstellte, entrüstet und konnte nicht begreifen, wie man einen unschuldig Verurtheilten auch nur stundenlang über sein Schicksal im Unklaren lassen konnte. Sie war in diesen Tagen in einer besorgnißerregenden Leidenschaftlichkeit, sprach von barbarischer Grausamkeit und schien ganz zu übersehen, daß man doch einen Justizirrthum erst feststellen müsse und dazu eine bloße Behauptung nicht genüge.

So war der Dezember herangekommen. Das Wetter war wieder rauh und windig, Nebelwolken kamen unablässig über das Meer herübergezogen.

„Heute also?" fragte Marianne den Rechtsanwalt Saturini.

„Heute wird gegen den kleinen Giubba wegen Meineids verhandelt, mein Fräulein," antwortete dieser.

„Ah, endlich!"

„Durch energische Verhöre, die man mit ihm angestellt, werden wir heute wohl erfahren, daß er sich doch an jenem verhängnißvollen Abend geirrt und nicht Mario gesehen hat. Er hat schon früher, bei den ersten Vernehmungen, eingeräumt, daß er mit Agnelillo seine Aussage vorher verabredet gehabt habe, natürlich ohne zu ahnen, daß er wegen Meineids verklagt werden könne. Gelingt es nun heute, diese Verurtheilung zu erzielen, so steht Urtheil gegen Urtheil, und die Enthaftung des Herrn Marini muß auf der Stelle angeordnet werden."

„Ich — ich gehe mit Ihnen nach der Vicaria, Herr Rechtsanwalt. Wollen Sie mich mitnehmen?" erwiederte Marianne in einer fliegenden Aufregung.

„Gern, mein Fräulein, aber ich mache Sie darauf auf-

merksam, daß die Verhandlung durchaus nicht interessant wird, sondern recht langweilig."

„Sie mißverstehen mich, Herr Rechtsanwalt," sagte sie etwas leiser und mit gesenkten Augen. „Es handelt sich nicht um den kleinen Giubba, sondern darum, daß keine Minute versäumt wird, Herrn Marini von seiner Entlassung und von seiner anerkannten Unschuld Mittheilung zu machen. Bitte, Herr Rechtsanwalt, nehmen Sie mich mit und sorgen Sie dafür, daß sofort die nöthigen Befehle erlassen werden. Ich werde dann unverzüglich und so schnell wie möglich selbst nach Nisida fahren, und — und —"

Der junge Advokat sah ihre Verwirrung, begriff sie aber nur halb. Was ihn ergriff, war die warme, wohlthuende Innerlichkeit der jungen Dame, die mehr errathen ließ, als sie verlautbarte.

„Verlieren wir keine Zeit," antwortete er kurz. „Kommen Sie."

Die Mutter Mariannens wollte diese nicht allein fortlassen, und trotzdem man ihr klar machte, daß es sich möglicherweise um eine sehr unruhige Fahrt handeln würde, bestand sie darauf, ihre Tochter zu begleiten. So verließen sie endlich zu Dritt die Villa Marini, nahmen einen Miethwagen und fuhren nach der Vicaria, wo die Verhandlung gegen Giubba stattfand. Marianne sagte während der ganzen Fahrt und auch später, während der Verhandlungen, die sich sehr lange hinzogen, und deren Ergebniß sie in einem Anwaltszimmer abwarteten, kein Wort. Ihre ganze Seele war in Anspruch genommen von der Vorstellung der Scene, die sich auf Nisida abspielen würde, wenn sie — als Erste — Mario die Freiheit brachte.

Marini und Peppa, auch Graf Giuliano waren in der Vicaria ebenfalls anwesend, aber im Verhandlungssaal, und Marianne hatte den Rechtsanwalt gebeten, ihr

die bewußten Papiere, sobald er sie erhalten haben würde, ohne Verzug zu bringen. Was würde Mario sagen? Er wußte ja schon, um was es sich heute handelte. Peppa hatte es ihm gewiß bei ihrem letzten Besuch erzählt. Aber was würde er sagen, wenn sie, Marianne, ihm als Freiheitsbringerin erschien? Und sie selbst? Wie mußte sie dabei auftreten? Es war zwischen ihnen Beiden noch nie ein Wort von Liebe gewechselt worden, und die fürchterliche Lage, in der sich Mario befand, war auch nicht dazu angethan, den leisen Stimmen des Herzens Gehör zu schenken. Wie würde das Alles werden? Ihr Hirn fieberte.

Sie lief vor lauter Unruhe und Ungeduld hinaus vor das Gebäude der alten Vicaria und miethete mit ihrem mangelhaften Italienisch einen Zweispänner nach dem Capo Caroglio, das gegenüber der Insel Nisida am Ende des Posilippo liegt. Von dort konnte sie mit einer kleinen Barke in wenigen Minuten nach der Insel übersetzen. Sie war so vollständig von der Unschuld Mario's überzeugt, so durchdrungen von der Ansicht, daß jetzt Alles gut werden müsse, daß die „Papiere" ausgestellt werden müßten, daß es für sie gar nichts Anderes als das gab. Sie bezahlte dem Kutscher den zwei- oder dreifachen Preis, ohne es zu wissen, sie versprach ihm noch mehr, wenn er fahre wie der Blitz. Zufälligerweise war der Kutscher ein anständiger Mensch. Das Geld nahm er natürlich an, aber er sah auch ein, daß es der jungen Dame um eine rasche Beförderung zu thun war, und nahm sich vor, das Seinige zu leisten.

Als sie zurückkam, fand Marianne Saturini in dem Anwaltszimmer vor.

„Nun?" fragte sie sofort gespannt.

Der Rechtsanwalt zuckte die Schultern.

„Noch läßt sich nicht das Geringste sagen. Der Junge

ist verstockter wie je und scheint zu ahnen, um was es sich heute für ihn handelt. Er will sich durchaus nicht geirrt haben."

„Allmächtiger Gott — —" stöhnte Marianne erschrocken.

„Nur den Muth nicht verloren," redete er ihr zu, „binnen einer Viertelstunde muß das Urtheil gefällt werden, und wir werden dann Alles wissen."

O, was war das für eine Viertelstunde! Marianne wagte kaum zu athmen, so gespannt lauschte sie hinaus in den Saal, von wo jetzt ihr Heil kommen mußte. Saturini ging wieder fort. Die Geschworenen hatten sich zurückgezogen, um das Urtheil zu fällen. Er konnte jeden Augenblick zurückkommen. Und dann — — — Marianne zitterte. Sie faltete die Hände, aber es blieb unentschieden, ob des Betens halber oder nur, um sie am Zittern zu hindern. Und endlich, endlich kehrte Saturini aus dem Verhandlungssaal zurück. Er war eifrig und eilig, seine Augen funkelten.

„Kommen Sie, kommen Sie, mein Fräulein!" rief er hastig.

„Um Gotteswillen, sagen Sie mir — —"

„Nur rasch. In zwei Minuten haben Sie Ihre Papiere, kommen Sie."

Sie flog mehr, als sie ging, immer hinter dem Rechtsanwalt her. Ihre Mutter konnte kaum folgen. Trepp' auf, Trepp' ab, durch Säle und Korridore, eine endlose Reise durch das alterthümliche Schloß. Dann sah Marianne, wie Saturini an einem Schalter einige Papierbogen mit großen Siegeln und Stempeln ausgehändigt wurden, wofür er eine ansehnliche Gebühr bezahlen mußte.

„Hier sind sie! Das ist der Erlaubnißschein zum Betreten der Strafanstalt, das ist die Anweisung für den Direktor und das der Schein für Herrn Marini selbst," hörte sie ihn wieder sagen.

„Sie fahren doch mit uns, Herr Rechtsanwalt?“ fragte sie beklommen. Nun hatte sie, was sie so sehnlich erwünscht, und nun war ihr wieder zum Sterben ängstlich und beklommen. Was geschah mit ihr? Warum war sie bald so und bald so? Bald so glücklich wie die Engel im Himmel, bald so unsicher, so befangen? Ihr war, als wenn man ihr Herz schlagen hören, als ob man es sehen müsse. Sie fühlte es bis in den Hals hinauf. Dann saßen sie im Wagen. Sie wußte kaum noch, was um sie herum geschah. Sie sah nur, daß das Fuhrwerk durch die engen Straßen raste, daß die Funken unter den Hufen der Rosse hervorstoben. Endlich war das Capo Caroglio erreicht. Die Pferde zitterten an allen Gliedern und waren über und über mit Staub und Schweiß bedeckt, der Kutscher aber stand lächelnd, den Hut in der Hand, am Schlag und ließ die Herrschaften aussteigen. Marianne gab ihm, was sie gerade in der Hand hatte. Sie wußte nicht, wie viel es war.

„Soll ich warten, Eccellenza?“ fragte der Kutscher.

„Natürlich, ja freilich. Glauben Sie, wir wollten hier bleiben? Wir holen ja nur Jemand.“

„Weiß es, weiß es. Kenne Sie wohl, Eccellenza. Ich warte.“

Dann drehte er sich um und rief einem der Barkenführer, die am Strand saßen, ein langgezogenes „Oihoho!“ zu, worauf einer derselben eiligst gelaufen kam.

„Rasch Deine Barke für die Herrschaften, Vecchiariello!“ rief ihm der Kutscher zu, „aber rasch. Es sind die Marinis, sie bringen dem jungen Marini die Freiheit.“

Der ganze Strand kam in Bewegung, als man diese Worte vernahm, von überallher liefen die Leute zusammen, und alle waren hilfreich, freundlich, lebhaft. Marianne freute sich so über die armen Leute, daß sie sich vornahm, ihnen Alles, was sie heute für sie thaten, reichlich zu ver-

gelten. Es that ihr wohl, zu sehen, daß das arme neapolitanische Volk, das man ihr gegenüber als faul, unzuverlässig, verlogen, dumm und abergläubisch verschrieen hatte, doch auch schöner, edler Regungen fähig war. Sie sah, die Leute freuten sich alle mit, daß sie dem jungen Mario die Freiheit brachte, und das war's, was ihrem Herzen so wohl that. In kürzester Frist war ein Boot seefertig gemacht, man stieg ein, die Leute legten sich so kräftig in die Ruder, daß das Boot wie eine Möve über den Wasserspiegel flog. Dann lief man den langen Holzsteg hin, den Felsweg hinauf, als ob es um Tod und Leben ginge. Marianne war ihrer Mutter weit voraus. Unterwegs sah sie einige Sträflinge, die beschäftigt waren, eine neue Straße zu bauen. Mit Hacke und Schaufel, mit der Kugel am Fuße rangen sie mit Aufwendung der ganzen körperlichen Kraft dem Felsboden den kargen Raum ab. Marianne sah genau hin — Gott sei Dank, er war nicht unter ihnen.

Endlich stand sie oben am Thor; zitternd, athemlos vom raschen Lauf kramte sie ihre Papiere heraus. Man schien auch hier auf die Freilassung des Gefangenen vorbereitet zu sein und sie zu erwarten, denn kaum trat sie in den inneren Raum des Gefängnisses, als ein lauter, markerschütternder Schrei von der anderen Seite des Hofes ertönte.

Das war er! Mario! Sie erkannte seine Stimme. Sie gab rasch dem Beamten, mit dem sie sprach, ihre Papiere. „Mario! Mario!" rief sie laut und aufgeregt.

Sie sah und hörte nichts mehr! All' die Redensarten, die sie sich hundert- und tausendmal ausgedacht hatte, waren vergessen, sie lief, stürzte und — — fiel in seine Arme. —

Er war in einem groben Anzug von grauem Zwillich, an der runden, schildlosen Mütze stand auf einem auf-

genähten Lederfleck die Nummer 738, an dem rechten Fuß hing die Kugel, die er immer nachziehen mußte und nie ablegen konnte, weil sie angeschmiedet war. Aber Marianne stieß sich daran nicht. Das waren ja nicht mehr die Male der Schande und des Verbrechens, wie bei den anderen Sträflingen, sondern nur Zeichen der Fehlbarkeit der Menschen, des Unglückes Mario's. Sie wurden entfernt. Ein Schlosser kam und feilte an Mario's Fuß herum. Die Feile kreischte entsetzlich, und doch erschien es Mario und Marianne wie eine göttliche Musik, wie ein Sang der Freiheit. Auch seine Kleider wurden ihm gebracht. Alle Welt zeigte auch hier eine so glückliche, frohe Hast, daß man sah, wie den Leuten wohl dabei ward, so viel wie möglich dazu beizutragen, den unglücklichen Irrthum zu beseitigen, den schwer Verkannten und hart Verfolgten wieder in seine Menschenrechte einzusetzen.

Kaum zwanzig Minuten nach Marianne kamen auch Marini und Peppa auf Nisida an, denen sich Graf Giuliano angeschlossen hatte. Sie trafen Mario schon umgekleidet, er lief ihnen entgegen, als hätte er nie die Kette am Fuß gehabt. Weinend, mit zuckenden Lippen umarmten sie sich. Gesprochen wurde nur wenig; zusammenhanglose Ausrufungen, Seufzer, wie sie sich unwillkürlich von der befreiten Brust lösten, Alle fühlten zu tief die wüthenden Schicksalsschläge, die über ihren Häuptern dahin gebraust waren, die sie so tief gebeugt und in's Unglück gebracht hatten, als daß sie nicht ernst und weihevoll an die neue, sich öffnende Zukunft herantreten sollten.

Dann kehrte man nach der Villa Marini zurück. Es war schon im Dunkelwerden, aber doch war ihr Weg dahin ein kleiner Triumphzug. Ueberall, wo sie auf der Straße Menschen begegneten, rief man ihnen laut und freundlich „Evviva!“ zu, die Jungen warfen die Mützen in die Luft und schlugen Purzelbäume auf der Straße,

rannten den Wagen nach und machten tausenderlei Allotria. In glücklichster Stimmung kamen sie an und wurden vom brausenden Jubel der zahllosen Freunde und Bekannten, die sich hier versammelt hatten, empfangen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wenig erbaut zeigte sich der alte Herr Obermeyer über die neue Wendung der Dinge; nicht als ob er der Familie Marini eine solche Rehabilitation nicht von Herzen gegönnt hätte. O, im Gegentheil, er wünschte sie ihr lebhaft, aber schon aus der Art und Weise, wie Marianne ihm das Alles mittheilte, merkte er, was sie nun wünschte und hoffte. Er hatte das für ihn ungemüthliche Gefühl, daß er wahrscheinlich wieder in die Tasche werde greifen müssen, und nüchtern und praktisch, wie er war, konnte er sich für diese Angelegenheit deshalb nicht sonderlich begeistern. Richtig gelangte auch noch vor Weihnachten ein Brief Mario's an ihn, in welchem dieser förmlich um die Hand Mariannens bei ihm anhielt. „Ermuthigt durch die Liebe Ihrer Tochter," schrieb er, „wage ich es, Ihren Segen zu unserer Verbindung zu erflehen u. s. w."

Das Schreiben war deutsch abgefaßt und zwar in einem so flüssigen, gewandten Deutsch, daß er Marianne im Verdacht hatte, dabei geholfen zu haben. So wenig sich nun Herr Obermeyer von dem Gefühlsenthusiasmus der jungen Leute hinreißen ließ, so ernst zog er den Fall in Erwägung, so sehr lag ihm eine glückliche und zufriedene Zukunft seiner Tochter am Herzen. Ein bekannter Arzt hatte ihm gesagt, daß ein dauernder Aufenthalt im Süden für sie nur vortheilhaft sein könne. Zudem hatte er von seiner Frau erfahren, daß Mario in der Gerberei zu Portici, wo er schon früher gewesen war, wieder angestellt worden sei, und zwar mit dem ansehnlichen Anfangsgehalt

von dreitausend Lire jährlich. Das war nicht viel, aber Mario war ja noch nicht einmal sechsundzwanzig Jahre. Wenn er sich einmal finanziell an dem großen Geschäft in Portici betheiligen konnte, und das war ihm vom Senator Strozzi in Aussicht gestellt worden, so erschien Obermeyer seine Lage in wünschenswerther Weise gesichert. Auch im Uebrigen waren die Verhältnisse der Familie Marini unverkennbar bessere geworden. Der alte Marini hatte endlich eine Jahrespension von zwölfhundert Lire pro Jahr zugesprochen erhalten und war vorläufig nach dem neuen Viertel auf dem Vomero hinaufgezogen, wo sich Peppa ein Atelier eingerichtet hatte.

Im Mai sollte ihre Hochzeit mit dem Grafen Giuliano stattfinden. Der alte Graf Massimo de Mattei hatte darein gewilligt, theils weil das Abschiedsgesuch Giuliano's mit dem Bemerken abgelehnt worden war, daß die beabsichtigte Verheirathung sein Ausscheiden aus dem Offizierkorps nicht nöthig mache, theils weil ihm von Giuliano so ernstlich zugesetzt worden war, daß ihm auf die Länge der Zeit voraussichtlich doch nichts Anderes übrig blieb. Er wollte schließlich doch nicht gehässig erscheinen, und da Niemand mehr an der Familie Marini etwas auszusetzen hatte, konnte er nicht gut auf seiner Weigerung bestehen.

Gleichwohl konnte sich Obermeyer noch nicht zu einer direkten Beantwortung von Mario's Schreiben entschließen, und zwar aus zwei Gründen. Zunächst wollte er die Villa Marini billig kaufen. Er hatte einem Geschäftsfreund in Mailand heimlich den Auftrag gegeben, bei dem jetzigen Besitzer Mastrillo zu sondiren, zu welchem billigsten Preis sie zu haben sei. Erfuhr nun dieser, daß sich Marianne in Neapel verheirathen sollte, so wurde die Villa sofort mindestens zehntausend Lire theurer, weil sich dann Mastrillo sagte, daß der Schwiegervater des jungen

Marini sie wohl oder übel erstehen müsse. Das wollte Obermeyer vermeiden. Er wollte möglichst billig zu dem unvergleichlich schönen, aber auch ganz unrentablen Wunderwerk am Posilippo kommen und das Angenehme mit dem Vernünftigen verbinden. Dann aber wünschte er, daß über der Geschichte in Nisida erst etwas Gras wachse. Es war ja richtig, Mario war unschuldig. Daran zweifelte jetzt kein Mensch mehr. Im Gegentheil, man bedauerte ihn, bemitleidete ihn, sympathisirte mit ihm. Aber ein Bagno blieb deshalb doch ein Bagno. Die Neapolitaner mochten sich ja über solche Sachen leichter hinwegsetzen, aber Obermeyer dachte: „Wenn Jemand aus einer Cholerabaracke kommt, dann riecht er nach Karbol, und wenn Jemand aus einem Bagno kommt — dann hängt ihm das eben an. Das bürgerliche Leben muß ihn erst wieder desinfiziren, er muß erst wieder im freien Leben beweisen, daß nichts hängen geblieben ist.“ Armer Mario! Und er sehnte zitternd die Antwort herbei, rechnete die Stunden aus, die der Zug von München brauchte! Ein sechsundzwanzigjähriges Herz klopft natürlich ganz anders, als ein zweiundsechzigjähriges.

In der Villa Marini brachte diese unerwartete und unerklärliche Verzögerung ebenfalls eine große Aufregung hervor, und Marianne lag ihrer Mutter Tag und Nacht in den Ohren, damit sie an den Vater schreibe oder noch besser, telegraphire, ob er den Brief Mario's erhalten habe oder nicht. Sie glaubte nicht anders, als daß der Brief verloren gegangen sein müsse, denn daß man so etwas nicht sofort stehenden Fußes erledige, das war ihr unbegreiflich. Endlich traf die Antwort aus München ein. Es war Nachmittags, als die Mutter zu Marianne in den Garten trat und ihr den Brief überreichte. Marianne überflog ihn hastig. Es stand darin, daß ihr Vater den Brief Mario's bekommen habe, daß er sich aber erst nächsten

Sommer zu einem endgiltigen Bescheide werde entschließen können.

„Nächsten Sommer!“ rief Marianne entsetzt. „Warum denn nicht im nächsten Jahrhundert!“

„Aber, liebes Kind, solche Sachen brauchen doch der Ueberlegung!“ warf ihre Mutter ein.

Sie hatten ja Beide keine Ahnung, aus welchen Gründen Obermeyer die Entscheidung hinausschieben wollte.

„Ueberlegung, Ueberlegung!“ wiederholte Marianne nervös, „wir brauchen nur seine Einwilligung. Du weißt doch, daß meine Brauttoilette schon bestellt ist, und daß ich mit Peppa abgemacht habe, uns zusammen in der Kirche Santa Maria di Piedigrotta trauen zu lassen. Es ist Alles schon besorgt. Die Kirche wird mit rothen, goldbordirten Tüchern ausgeschlagen, und von der Villa Marini bis zur Kirche werden Myrten aufgestellt. Die Trauung ist auf den 2. Mai Nachmittags drei Uhr bestellt, Giuliano läßt sich in der Uniform trauen und Mario im Frack. Das ist Alles fertig, ich weiß gar nicht, was der Vater noch will! Nächsten Sommer! Nächsten Sommer!“ Dann brach sie ab, wurde einen Augenblick nachdenklich, fing plötzlich bitterlich an zu weinen und schluchzte: „Ich werde dem Vater selbst schreiben. Ich werde ihm sagen, daß das Alles gar nicht geht, wie er sich denkt — ach Gott, wer weiß, was er sich denkt. Ich werde ihm schreiben — —“

Und schnell, als ob sie fürchte, auch nur eine Minute zu verlieren, setzte sie sich hin und schrieb stundenlang. Thränen fielen hin und wieder auf das Papier und machten da und dort, wo sie die Schrift berührten, große Flecke, Seufzer entfuhren ihr, daß es schien, als ob es sich um ihr Seelenheil handle. Und das mochte auch wohl sein! Man brauchte nur zu sehen, wie ihre kleine weiße Hand eilfertig und nervös über das Papier flog, wie sie

immer und immer wieder seufzend das Taschentuch an die Augen führte, um die Thränen zu trocknen, und Seite auf Seite vollschrieb, um zu wissen, daß sie im Drange der Seele, oder wie die Dichter sagen, mit ihrem Herzblut schrieb. Würde es ihr Vater verstehen? Warum denn nicht? Sein Kind versteht man schon, besonders wenn es mit dem Herzen ruft.

— — —— — — — — — — — — —

So kam der 2. Mai heran und mit ihm Alles das, was Marianne schon so lange vorher bestellt hatte. Die beiden Bräute gingen ganz gleich, Mario im Frack und Giuliano in der Uniform, als Trauzeugen in der Kirche fungirten eine ganze Anzahl von Offizieren aus dem Regiment Giuliano's, Alle in Paradeuniform. Peppa war wie im Himmel! Sie hatte nun einmal eine kindliche Freude an solchem äußerlichen Gepränge; und als Trauzeugen außerhalb der Kirche auf der Straße von der Villa Marini bis zu Santa Maria in Piedigrotta figurirte halb Neapel.

Es war ganz unglaublich, was da für eine Menschenmenge zusammengelaufen war, und wie laut und geräuschvoll sich alle freuten. Die Wagen konnten nur im Schritt vorwärts kommen, und da ein rechtschaffener Neapolitaner sich keine Hochzeit denken kann, ohne daß dabei Alles knallt und kracht, daß die Fensterscheiben zittern, so sprangen nicht nur auf dem Wege bis zur Kirche, sondern auch während der Feierlichkeit in der Kirche selbst die Feuerwerkskörper zu Hunderten und Tausenden. Es war ein Geknall, ein Pulverdampf und Geruch, als ob eine Schlacht geschlagen würde, und ein Geschrei und Evvivarufen auf den Straßen, als ob die Menschen von der Tarantel gestochen wären. Der Lärm dauerte den ganzen Tag, bis in die sinkende Nacht, denn auch im Park der Villa Marini, wo natürlich die Doppelhochzeit gefeiert wurde, weil

die Villa mittlerweile in den Besitz Mariannens übergegangen war, und beide junge Ehepaare sammt dem alten Marini darin Wohnung nehmen sollten, gab es ein weithin schallendes und leuchtendes Feuerwerk.

Endlich schwieg der Lärm aber doch, und die Zauber einer linden, lauschigen Frühlingsnacht kamen zur Geltung. Die letzten Wolken des Pulverdampfes verzogen sich, und die ewigen Sterne am Himmel funkelten in alter Pracht und spiegelten sich im Meer. Die Palmen und Eukalypten rauschten im leisen Winde, die Orangenblüthen erfüllten die Luft mit ihren berauschenden Düften, die Meereswellen murmelten spielend um die Tufffelsen der Villa Marini, und Marianne saß mit Mario in einer Weinlaube am Meer, schmiegte sich zärtlich an ihn an, selig in ihrem Liebesglück. Aus dem Hause aber erscholl Peppa's Stimme, die sang:

Sul mare luccica	Schon glänzt des Mondes Licht
L'astro d'argento,	Am Himmelsbogen,
Placida è l'onda,	Sanft weh'n die Lüfte,
Prospero è il vento:	Still sind die Wogen:
Venite all' agile	Mein Nachen harret hier,
Barchetta mia:	Kommt, steiget ein zu mir:
Santa Lucia! Santa Lucia!	Santa Lucia! Santa Lucia!

Die Bergschuhe.

Humoreske von **Franz Wichmann.**

Mit Illustrationen von E. Platz.

(Nachdruck verboten.)

Endlos dehnte sich der Weg. Georg Ellrich verlor fast den Muth. Der „dürre Landjäger", jene scharfgewürzte trockene Wurst, die er vor einer Stunde verzehrt, hatte ihm einen unausstehlichen Durst verursacht. Freilich, Wasser gab es genug in dem Bergbach, der sich so hartnäckig an seiner Seite dahinschlängelte, aber zuletzt rebellirte der Magen doch gegen das kalte Naß. Auch das Steigen in der Sonnengluth war er nicht gewöhnt. Warum hatte er sich nur da hineingewagt? — Um Naturschönheiten zu sehen? Aber ihm gefiel es ja eigentlich im Flachland viel besser. So öde und unwirthlich war es doch nirgends wie hier, diese grauen Geröllströme, die sich von allen Seiten in das Hochthal hinabzogen, hatten etwas entsetzlich Eintöniges. Vor ihm sollte die berühmte Scesaplana liegen, die er morgen besteigen wollte. Immer und immer wieder blickte er auf seine Karte; aber er wurde nicht klug daraus, welches unter den vielen Berghäuptern denn eigentlich der majestätische Gipfel sei. Und ebenso wenig konnte er den Lünersee entdecken, dem er nun schon seit Stunden entgegenwanderte. Freilich, die Welt da draußen konnte man in dieser Gebirgseinöde vergessen,

und Vergessen hatte er ja eigentlich hier oben gesucht. Aber es war schlimm bestellt um das Vergessen, wenn ihm die Umgebung immer wieder wachrief, warum er vergessen wollte.

Er hatte Leonie wirklich lieb gehabt und sich an ihrer Seite das Glück seines Lebens erträumt. Warum mußten sie auch so verschiedene Ansichten haben! Er wollte nicht zugeben, daß die unwirthliche Bergwelt das Ideal eines jungen Mädchens sein könne. Ihre Mutter, seine Münchener Hauswirthin, fand das indessen romantisch, und als Leonie allen Ernstes verlangt hatte, er solle seine Ferien dazu benutzen, um sie und ihre jüngere Schwester in die Berge zu führen, war es zu ernstlichem Streite gekommen. Das Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten, die schon so gut wie miteinander versprochen waren, begann allmälig zu erkalten.

Vielleicht wäre noch Alles wieder gut geworden, wenn nicht gerade damals seine dumme Versetzung dazwischen gekommen wäre. Von München nach Passau war eine weite Entfernung, und Leonie mußte das Sprichwort: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ nur allzu gut gekannt haben. Ihre Briefe wurden immer seltener, zuletzt blieben sie ganz aus. Er zog Erkundigungen bei seinen Bekannten in der Hauptstadt ein. Aber die wußten nicht viel. Nur Einer glaubte bemerkt zu haben, daß Leonie sich von einem Anderen den Hof machen ließ.

Daraufhin hatte er noch einmal geschrieben, und energisch eine offene Erklärung verlangt. Wirklich war bald darauf ein Brief an ihn gekommen. Der Inhalt war kurz und bündig. Sie war mit sich zu Rathe gegangen und hatte erkannt, daß Georg und sie nicht zusammenpaßten. Und wirklich — der Freund hatte Recht gehabt. Sie schrieb, sie habe jetzt einen Mann gefunden, der sie verstehe, einen begeisterten Freund der Natur, der sie im

nächsten Sommer in die Herrlichkeiten der Bergwelt einführen wolle. Sie sei nun einmal keine Frau für einen trockenen, bequemen Philister, daher sei es besser, die Zukunftsbilder, die sie sich früher ausgemalt, zu vergessen.

Aergerlich hatte er den Brief in's Feuer geworfen. Allein mit dem Vergessen ging es nicht so rasch. Leonie's zarte, liebliche Erscheinung, die er am Tage mit aller Willenskraft aus seinem Geiste verdrängte, besuchte ihn des Nachts und schwebte wie ein verlorenes Glück durch seine Träume. Und als wieder der Sommer kam und seine Ferien begannen, fing ihn der „bequeme Philister" zu wurmen an. Sollte es denn wirklich wahr sein, daß dort hinter den blau herübergrüßenden Bergen eine ganz andere Welt verborgen lag? Ach was, das waren nur Hirngespinnste eines unreifen Mädchenkopfes, der von der herrschenden Modekrankheit des Alpinismus ergriffen war! Was kannte sie denn von den Bergen? — Daß sie einmal mit einem Onkel eine Reise von Salzburg nach Berchtesgaden gemacht, das war Alles. Aber seitdem war sie nicht mehr zur Vernunft gekommen, und der Ehrgeiz, Gipfel zu besteigen, verfolgte sie beständig. Nun, jetzt hatte sie ja Gelegenheit dazu. Ob sie nun glücklich war? Freilich, seine Kollegen am Gymnasium sagten dasselbe: Einer, der noch keinen Berg bestiegen, sei gar kein rechter Mensch. Etwas mußte doch wohl daran sein, und ein Versuch konnte immerhin gemacht werden. Was ein schwaches Mädchen vermochte, mußte er schließlich auch leisten können. So hatte er sich endlich widerwillig zu seiner ersten Gebirgsreise entschlossen.

Seit Wochen war er schon unterwegs. Anfangs hatte er sich immer in den Thälern bewegt, dann war er höher und höher gekommen. Einen gewissen Reiz hatte die Sache ja, wenn er auch nicht zugeben wollte, daß diese Schönheiten größere wären als die, welche die Natur im Unter-

lande bot. Um nicht ganz unverrichteter Sache heimzukehren, wollte er wenigstens einen der berühmteren Aussichtsberge besteigen. Die Sceſaplana ſchien ihm dazu am geeignetſten. Sie war leicht und ganz ungefährlich zu besteigen. Seit Tagen ſchon hatte er ihren ſchneeigen Gipfel herüberleuchten ſehen, und dieſer Anblick hatte immerhin etwas Impoſantes. Wie er ihm jetzt näher und näher kam, nahm ſich das Ding freilich anders aus.

Ob Leonie wohl auch ſchon dort oben geweſen war? Immer wieder ertappte er ſich bei ſolchen Gedanken. Und wie wohl der Andere ausſehen mochte? Ach, was ging es ihn an! Vielleicht war ſie längſt verheirathet und durchwanderte als junge Frau die Berge. Wie leicht konnte er ihr begegnen! Oft hatte er ſchon daran gedacht, und die Vorſtellung erfüllte ihn jedesmal mit einem eigenen Gefühl, von dem er nicht wußte, ob es Furcht oder Hoffnung entſprang.

Aber er durfte ſich mit den thörichten Gedanken nicht aufhalten. Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergang, bald mußte die Dämmerung hereinbrechen, und er ſah ſich noch immer weit vom Ziele, das für heute Nacht die Douglashütte bilden ſollte. Trotz ſeiner Ermüdung ſchritt er raſcher vorwärts.

Wie eine Titanenmauer baute ſich ein ungeheurer Felswall vor ihm auf. Dahinter mußte doch endlich der vielbeſuchte See liegen, den ihm ſein Reiſehandbuch in ſo verlockenden Farben ſchilderte. Aber es war eine Qual, da hinauf zu kommen. Das endloſe Zickzack des Weges ſtellte ſeine Geduld auf eine harte Probe.

Endlich ſtand er droben auf dem ſteinernen Riegel. Da lag der blaugrüne Lünerſee mit ſeiner kleinen Felſeninſel dicht unter ſeinen Füßen. Ringsum reckte das Hochgebirge ſeine Spitzen und Zacken in den dämmernden Abendhimmel, ein letzter Abendglanz fiel auf die von

starrer, vegetationsloser Wildniß umgebene Wasserfläche. Aber das erhabene Bild machte auf Georg Ellrich beinahe einen abschreckenden Eindruck, nur etwas bemerkte er, das ihn in freudige Stimmung versetzte. Mitten in der grausigen Wüste ragte hart am Spiegel des Sees, aus aufgethürmtem Steinwall das graue Dach eines Gebäudes hervor. Das war die ersehnte Unterkunftshütte, die dem Ermüdeten ein gastliches Asyl versprach. Rasch schritt er auf dem hohen Felsenrande weiter, dem kleinen Hause entgegen.

Einige Bergsteiger und Führer saßen in dem niederen, halbdunklen Raume, eine ältliche Wirthschafterin fragte nach seinem Begehr. Doch Georg's erste Frage bezog sich auf die Unterkunft, denn das Verlangen nach Ruhe überwog noch die Bedürfnisse des Magens und der Kehle. Zum Glück war noch Platz da.

Nachdem er es sich bequem gemacht, das bestellte Rührei vertilgt und einige Gläser dunkelrothen Tirolerweins getrunken hatte, fühlte sich Georg Ellrich in bester Stimmung. Aber die Empfindung behaglicher Sättigung hatte eine unüberwindliche Müdigkeit im Gefolge. Die Augen fielen ihm zu, und nachdem er noch ein paarmal vergebliche Versuche gemacht, in seinem Bädeker zu lesen, erhob er sich, um sich niederzulegen. Der schon in Bludenz bestellte Führer war bereits vor ihm eingetroffen, und es blieb nichts mehr für den anderen Morgen zu ordnen. Nur dem dienstbaren Geiste schärfte er noch ein, seine Bergschuhe zeitig zu schmieren, da er in aller Frühe aufbrechen wolle. Dann streckte er sich auf seinem Matratzenlager aus und schlief auch schnell ein. Sein Schlaf war immer gut gewesen, jetzt, nach der langen Wanderung, schlief er wie ein Murmelthier. Selbst der Lärm in der Hütte, das Sprechen, Kochen und Klappern störte ihn nicht.

So hörte er auch nicht, daß noch zu ganz später Stunde drei neue Wanderer einrückten, und zwar ein Herr mit zwei Damen.

Die neuen Ankömmlinge kamen von der Scesaplana herab, aber die Ermüdung der jüngeren Dame hatte ihren Weg verzögert und, von der Dunkelheit überrascht, hatten sie endlich nur noch mit Mühe und Noth die gastliche Unterkunftshütte erreicht.

Der Herr, ein Dreißiger von hoher, hagerer Gestalt, mit sonnverbranntem, scharfgeschnittenem Gesichte, schien sehr ungehalten über die späte Ankunft. Sein Wesen

verrieth den herrisch gebietenden Ton eines Kraftmenschen, auch schien er für das Wohl seiner Begleiterinnen nicht allzu besorgt zu sein. Er ließ diese für ihre eigene Bequemlichkeit sorgen und warf ab und zu mißbilligende Blicke auf das junge Mädchen, das zuletzt die Schwelle überschritten hatte.*)

Sie war eine hübsche Erscheinung, schlank und zierlich gebaut; sie hatte eine lederne Wandertasche über der Schulter hängen und einen Lodenhut auf dem Kopfe. Sonst war sie städtisch gekleidet. Die andere Dame, die vielleicht ein oder zwei Jahre jünger sein mochte als der Herr, trug dagegen fast die gleiche Tracht wie dieser, so daß man sie aus der Ferne ganz gut für einen Mann hätte halten können. Ihre Züge hatten wenig Weibliches und zeigten jene harte Strenge des Ausdrucks, der sitzen gebliebenen Mädchen mit der Zeit eigen wird. Ihr langes, schmales Gesicht verrieth die größte Aehnlichkeit mit dem ihres Begleiters. Der kurze Rock, unter dem die mit Gamaschen und schweren benagelten Schuhen bekleideten Füße hervorsahen, reichte nur wenig über die Kniee herab, auf dem Rücken trug sie einen Rucksack, in der Hand einen Eispickel. Ohne erst abzulegen, ließ sie sich auf der Bank neben dem Herrn nieder, der alsbald drei Glas Milch, nebst etwas Brod und Käse verlangte. Das junge Mädchen schien darüber sehr enttäuscht zu sein.

„Ich hätte wirklich lieber ein Glas Wein getrunken," sagte sie halblaut. „Milch und immer Milch, das wird Einem wahrhaftig zuwider. Wir sind doch nicht zu einer Milchkur in's Gebirge gegangen!"

„Das verstehst Du nicht, liebes Kind," entgegnete der Herr mit strenger Miene. „Du weißt, daß ich den Alkohol für höchst schädlich halte. In der Stadt trinke ich auch

*) Siehe das Titelbild.

Einige Bergsteiger und Führer saßen
halbdunklen Raume, eine ältliche Wirth
nach seinem Begehr. Doch Georg's erste
auf die Unterkunft, denn das Verlangen
wog noch die Bedürfnisse des Magens
Zum Glück war noch Platz da.

Nachdem er es sich bequem gemacht, das
vertilgt und einige Gläser dunkelrothen Tir
trunken hatte, fühlte sich Georg Ellrich in
mung. Aber die Empfindung behaglicher Sä
eine unüberwindliche Müdigkeit im Gefolge.
fielen ihm zu, und nachdem er noch ein paar
liche Versuche gemacht, in seinem Bädeker zu
er sich, um sich niederzulegen. Der schon in
stellte Führer war bereits vor ihm eingetroffen
blieb nichts mehr für den anderen Morgen
Nur dem dienstbaren Geiste schärfte er noch
Bergschuhe zeitig zu schmieren, da er in aller Fr
brechen wolle. Dann streckte er sich auf seinem
lager aus und schlief auch schnell ein. Sein Schl
immer gut gewesen, jetzt, nach der langen Wan
schlief er wie ein Murmelthier. Selbst der Lärm
Hütte, das Sprechen, Kochen und Klappern störte ihn
So hörte er auch nicht, daß noch zu ganz später
drei neue Wanderer einrückten, und zwar ein Herr
zwei Damen.

Die neuen Ankömmlinge kamen von der Sesap
herab, aber die Ermüdung der jüngeren Dame hatte ih
Weg verzögert und, von der Dunkelheit überrascht, hatt
sie endlich nur noch mit Mühe und Noth die gastlic
Unterkunftshütte erreicht.

Der Herr, ein Dreißiger von hoher, hagerer Gestalt,
mit sonnverbranntem, scharfgeschnittenem Gesichte, schien
sehr ungehalten über die späte Ankunft. Sein Wesen

…stin, die eben beschäftigt war, sich eine Ci-
…den, zuckte mit etwas spöttischem Seiten-
…künftige Schwägerin die eckigen Achseln.
…ht. Du bist verzärtelt. Das mußt Du
…en."
…" setzte ihr Bruder hinzu. „Denn wo wir
…chst Du uns Schande mit Deinem ewigen

…Dir lästig bin, brauchst Du es nur zu
…Gekränkte, jetzt auch böse werdend. „Da

…hoffe ja immer noch, daß Du anders
…rt, „jedenfalls erwarte ich, in Oberst-
…Litaneien zu hören."
…wirklich dorthin?" fragte sie be-

…Kurt mit Fritz v. Reibenhausen
…woch die Mädelergabel zu be-
„Natürlich werden wir die
…interessanter, als diese Scesa-

…te. „Daß auch die Hetze
Können wir denn nicht
… oder Bludenz bleiben?"
… entrüstet. „Sollen wir
!"
…ätte, wie diese abscheu-
…chen vertreiben,"

…wenig

„Jetzt
…chen."
…cht hatte,

keine Milch, da sie dort voller Bazillen ist. Aber hier gehört sie zu den besten Stärkungsmitteln."

„Stärkung brauche ich allerdings," bemerkte die junge Dame. „Kein Wunder, wenn man seit Morgens vier Uhr auf den Beinen ist."

„Man merkt eben, daß Du noch ein Neuling bist," sagte die andere Dame spöttisch, während sie ihren Rucksack ablegte und den Pickel in die Ecke stellte. „In den fünf Jahren, die ich jetzt schon mit Kurt die Berge durchwandere, habe ich nie einen Tropfen Wein getrunken und ebenso wenig jemals Ermüdung gekannt."

„Es ist freilich nicht ein Jeder, wie ihr," antwortete die Getadelte kleinlaut, und bemühte sich, die Riemen ihrer schwer drückenden Tasche zu lösen. „Du könntest mir wirklich auch ein wenig helfen, Kurt."

Der Angeredete machte indessen keine Miene, ihr zu Hilfe zu kommen. „Du verstehst eben auch gar nicht, das Gepäck zu handhaben, das muß blitzschnell auf- und abgeschnallt sein, wie bei den Soldaten. Ja, Du hast noch viel zu lernen, Kind."

Der Mund des hübschen Mädchens verzog sich zu einem leichten Schmollen. Mit einem Seufzer gelang es ihr endlich, die lästige Tasche los zu werden. „Ich habe auch nicht gewußt, daß Du einen Soldaten zur Braut haben wolltest, Kurt. Im Uebrigen finde ich es rücksichtslos, daß man das Gepäck selber schleppen muß, wenn man doch Führer und Träger haben kann."

Der Herr machte eine tadelnde Geberde. „Für Damenberge, wie die Sceſaplana, braucht man keinen Führer. Ueberdies ist die Hauptsache für Jeden, der in den Bergen etwas leisten will, sich zu trainiren, aber davon hast Du noch gar keine Ahnung. Da sieh' meine Schwester Selma an, die würde sich schämen, so etwas zu sagen, und gehört doch auch zum schwachen Geschlechte, wie Du."

Die Alpinistin, die eben beschäftigt war, sich eine Cigarette anzuzünden, zuckte mit etwas spöttischem Seitenblicke auf ihre künftige Schwägerin die eckigen Achseln. „Kurt hat Recht. Du bist verzärtelt. Das mußt Du Dir abgewöhnen."

„Natürlich," setzte ihr Bruder hinzu. „Denn wo wir hinkommen, machst Du uns Schande mit Deinem ewigen Jammern."

„O, wenn ich Dir lästig bin, brauchst Du es nur zu sagen," rief die Gekränkte, jetzt auch böse werdend. „Da reise ich heim."

„Nicht doch, ich hoffe ja immer noch, daß Du anders wirst," begütigte Kurt, „jedenfalls erwarte ich, in Oberstdorf nicht mehr solche Litaneien zu hören."

„Wollen wir denn wirklich dorthin?" fragte sie bestürzt.

„Du weißt doch, daß Kurt mit Fritz v. Reibenhausen verabredet hat, am Mittwoch die Mädelergabel zu besteigen," erinnerte Selma. „Natürlich werden wir die Beiden begleiten. Das ist interessanter, als diese Scesaplana."

„Ach!" seufzte die Gequälte. „Daß auch die Hetze keinen Tag unterbrochen wird! Können wir denn nicht einmal ein paar Tage in Brand oder Bludenz bleiben?"

„Im Thale?" fragte Selma entrüstet. „Sollen wir uns denn zu Tode langweilen!"

„O, wenn Kurt mich so lieb hätte, wie diese abscheulichen Berge, würden wir uns die Zeit schon vertreiben," erwiederte die junge Dame fast weinend.

Dem Bräutigam schien das angeschlagene Thema wenig erwünscht.

„Dazu ist der lange Winter da," meinte er. „Jetzt ist es übrigens Zeit, daß wir unser Lager aufsuchen."

Seine Verlobte, die inzwischen vergeblich versucht hatte,

ein wenig zu essen, erhob sich rasch, ohne auf die Beendigung ihrer Mahlzeit zu warten, blieb aber schon nach wenigen Schritten wieder stehen.

„O, das sticht wie tausend Nadeln!“ jammerte sie, sich mit der Hand auf den Tisch stützend, um sich aufrecht zu erhalten. „Meine Füße — und mein Kreuz!“ Dann näherte sie sich mit wankenden Schritten dem für die Damen bestimmten Raum.

Kurt sah ihr ärgerlich zu. „Nein, das ist aber ein Skandal, so zu hinken. Du gehst ja, als ob Du soeben die Bastonade erhalten hättest.“

Die Arme bemühte sich, den Schmerz zu verbeißen; ein bitteres Lächeln umspielte ihren Mund. „Nun, schlimmer als diese wahnsinnigen täglichen Gewaltmärsche könnte auch die Grausamkeit eines orientalischen Despoten meine Fußsohlen nicht zurichten.“

„Ach was, daran gewöhnt man sich. Nur darf man den Muth nicht verlieren.“

„Ach, ich wünsche nur, Du steckteſt in meiner Haut.“

„Na, morgen ist's wieder besser. Gute Nacht, Leonie.“

Damit ging Kurt nach dem Herrenschlafraum, die Damen nach der für sie bestimmten Abtheilung. Während Selma ihrer künftigen Schwägerin noch eine Predigt über ihren kindischen Kleinmuth hielt, kleidete sich diese hastig aus und streckte sich völlig erschöpft unter die rauhen Wolldecken. Ihr war sterbenselend zu Muthe. Selma redete noch eine Weile fort, dann wurden ihre Worte undeutlich, und sie schlummerte ein.

— — — — — — — — — — — —

Es war drei Uhr in der Frühe, als Georg Ellrich von seinem Führer geweckt wurde. Auch die anderen Bergsteiger, die auf die Sceſaplana wollten, erhoben sich.

Rasch kleidete Georg sich an. Seine Schuhe standen schon bereit. Ah, wie leicht die heute angingen! An-

fangs waren sie ihm etwas eng gewesen, aber jetzt schienen sie hübsch ausgetreten zu sein. Er fühlte eine große Unternehmungslust und setzte sich behaglich zum dampfenden Kaffee. Dann brach er mit einer ganzen Schaar von Touristen zur Besteigung des Berges auf.

Gegen sechs Uhr erwachte auch Kurt. Man hatte heute nur Thalwanderung und Eisenbahnfahrt vor sich, da brauchte man nicht so früh heraus. Im Nebenzimmer ging Selma bereits geschäftig auf und nieder. Nur Fräulein Leonie Tauscher lag noch im Bette und war nicht so schnell zum Aufstehen zu bringen. Ein beseligender Traum, der in der Frühe über sie gekommen, zitterte noch in ihrer Seele nach. Sie hatte sich wieder bei ihrer Mutter daheim gesehen, fern von den schrecklichen Bergen und ihrem Bräutigam, den sie eine Zeitlang zu lieben geglaubt hatte, weil sie seine alpinen Leistungen bewunderte. Nun war es zu spät, das einst erträumte Glück unwiderbringlich verloren. So verwandelte sich der Traum in die häßliche Wirklichkeit des Erwachens. Ihre schmerzenden Füße sagten ihr genugsam, wo sie sich befand und was ihr weiter bevorstand. Widerwillig erhob sie sich und kleidete sich an. Im Nebenzimmer hörte sie Kurt lärmen. Es klang wie unterdrücktes Fluchen.

„Verwünschte Schuhe, — was ist denn das heute! Waren doch sonst so bequem!“

„Was hast Du denn?“ fragte Selma, in das gemeinschaftliche Gastzimmer tretend.

„Weiß der Henker, die Schuhe wollen heute nicht angehen!“

Er zog und zerrte. Endlich glückte es ihm, den einen anzuziehen, aber der andere leistete erneuten Widerstand.

„Sie werden nach der langen Schneewaterei von gestern eingeschrumpft sein.“

„Wahrscheinlich hat sie die dumme Magd am heißen

Herde getrocknet," grollte Kurt. Wieder zog er und riß. „Es ist gerade, als ob es gar nicht die meinen wären."

„Sie werden doch nicht etwa vertauscht sein!"

„Alle Hagel, Du könntest Recht haben. Meine Schnüre waren noch nicht so abgenutzt." In plötzlichem Schrecken betrachtete er den einen Schuh von allen Seiten. „Wahrhaftig, es sind nicht die meinen. Ist das eine Liederlichkeit! — He, Wirthschaft — Wirthschaft!"

Eines der Mädchen erschien. „Was wünschen Sie, Herr?"

„Wo haben Sie meine Schuhe hingethan?"

„Die hab' i doch vor Ihr Bett g'stellt."

„Aber das sind nicht die meinen."

„Net die Ihren?"

„Nein, zum Teufel, nicht die meinen! Sehen Sie nach und nehmen Sie die da mit!"

Das Mädchen zögerte. „Aber Sie können doch net ohne Schuh' —"

„Was, ohne Schuhe? Die meinen will ich!"

„Aber es san ja gar keine mehr da. Die Herren, die übernachtet haben, san schon alle fort."

Kurt fuhr wie vom Blitze getroffen zurück. „Sie müssen mir die Schuhe wieder schaffen, Sie sind verantwortlich dafür, schicken Sie Jemand nach, — ich muß meine Schuhe wieder haben!"

„Aber i weiß ja gar net, wer sie hat."

„Das ist mir gleich. Glauben Sie, ich könne in zu engen Schuhen gehen? Und vor Abend noch müssen wir in Oberstdorf sein."

Das Mädchen kratzte sich hinter den Ohren. „Ja, i weiß net — da war noch so a Herr, der hatte grad' so a Paar Schuh', wie Sie, und grad' so groß. Da könnt' allenfalls a Verwechslung vorgangen sein."

„Was für ein Herr?" brauste Kurt auf.

„Der grad' vor Ihna kommen ist. Ja, so muß es sein. Er ist auf die Sceſaplana gangen."

„Was, auf die Sceſaplana ist der Unglücksmensch! Wer ist es, wie heißt er?"

„Er wird sich halt in's Buch eing'schrieben haben. Schaun S', da steht es: Georg Ellrich, Gymnasialprofessor aus Passau."

Ein lauter Aufschrei ließ Alle aufblicken.

Fräulein Tauscher, die eben auf der Schwelle erschienen war, hatte ihn ausgestoßen. Sie sah ganz blaß aus und zitterte.

„Was hast Du denn, was schreist Du so?" fragte Kurt ärgerlich.

„O, meine Fußsohlen, — ich kann kaum auftreten!" stöhnte das Mädchen mit abgewandtem Gesicht.

„Lächerlich, was ist das gegen mich, der ich jetzt in zu engen Schuhen nach Bludenz laufen kann. Aber wir werden dort warten — bis zum letzten Zuge. Der Herr soll, sowie er zurückkommt, nach Bludenz gehen."

„Ja, ja, Herr, werd's ihm schon sag'n."

„Nein, ich werde es ihm aufschreiben." Kurt zog eine Visitenkarte hervor und versah sie mit einigen Worten. „Geben Sie ihm das. Und wenn er selbst nicht kommen kann, soll er einen Boten mit den Schuhen schicken. Wir warten im ‚Eisernen Kreuz'."

Die Wirthschafterin drehte verlegen die weiße Karte in den Händen. „Werd's ausrichten, Herr, und entschuldigen S' nur, aber i kann gwiß nix dafür."

Kurt wandte ihr ärgerlich den Rücken. „Das wird ein schöner Weg werden. Die Schuhe drücken wie ein Schraubstock. Himmel-Element, ich kann kaum darin stehen!"

Es ward in der That ein peinlicher Weg für den armen Kurt. Auf dem ganzen Marsche jammerte und stöhnte

er. Als man in Brand ankam, hatte man schon eine Stunde Verspätung. Wenn es so weiter ging, kam man nicht bis zum Mittag hinunter. Nach langem Widerstreben entschloß sich der verzweifelnde Alpinist auf das Drängen seiner Begleiterinnen, sich nach einem Wagen umzusehen. Aber die wenigen Gefährte, die in dem Orte existirten, waren bereits nach Bludenz unterwegs. Im Wirthshause ward abermals wuthschnaubend eine Karte an Herrn Georg Ellrich zurückgelassen, dann ging man weiter. Aber bald konnte Kurt nicht mehr von der Stelle. Er mußte seine Schuhe ablegen und in Hausschuhen gehen. Doch die scharfen Steine zerrissen die dünnen Sohlen schnell, und als er in Bürserberg ankam, lief er fast barfuß.

Seine Braut empfand einen heimliche Freude; sie war sonst nicht boshaft, aber diese Schmerzen gönnte sie ihrem Verlobten, der nur dazu da schien, sie zu quälen. Einmal ertappte er sie auf einem Lächeln, während er über seine Füße jammerte. Das brachte ihn in heftigen Zorn.

„Du kannst noch lachen, Herzlose!“ schrie er. „O, jetzt sehe ich, wie Deine Liebe beschaffen ist, — Du kennst kein Mitleid!“

„Gerade so viel, wie Du mit mir,“ entgegnete sie. „Nun fühlst Du doch auch einmal, wie es Einem ist, wenn man gehen soll und nicht kann.“

Aergerlich verstummte er und schritt mühsam weiter. In Bürserberg ließ er sich einen Eimer voll kalten Wassers bringen und steckte seine Füße hinein. Unterdessen beschäftigte sich Fräulein Tauscher mit dem Durchblättern des Fremdenbuchs.

„Ah, da ist er auch gewesen!“ entfuhr es ihr plötzlich.

„Wer?“ sagten Kurt und Selma gleichzeitig.

„O, er, der — Georg Ellrich.“

„Der niederträchtige Mensch, ich will nichts hören von

ihm!" schrie Kurt. „Aber Zeit meines Lebens behalte ich den Namen im Gedächtniß!"

Endlich wurde der letzte Weg angetreten. Der Alpinist, der sich in der traurigsten Verfassung befand, mußte sich auf seine beiden Begleiterinnen stützen, um von der Stelle zu kommen.

So erreichte man endlich Bludenz. Ein Blick auf die Uhr zeigte, daß es die höchste Zeit war, sollte nicht der letzte Zug versäumt werden, der noch Anschluß an den Dampfer nach Lindau und die Bahn nach Oberstdorf hat. Und die Zusammenkunft mit seinem Freunde versäumen wollte Kurt unter keiner Bedingung. So ging es denn direkt in den Eisenbahnwagen und weiter nach Bregenz.

— — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag kehrte Georg Ellrich von seiner Bergtour zur Douglashütte zurück. Er hatte eine schöne Aussicht genossen und wähnte, noch nie so leicht gegangen zu sein. Dennoch fühlte er sich sehr ermüdet und unfähig, heute noch bis Brand zu gehen. Er beschloß, die Nacht abermals auf der Douglashütte zu bleiben.

Da überreichte ihm die Wirthschafterin eine Karte mit dem Bemerken, daß die Sache höchste Eile habe. Verwundert blickte Georg auf die Zackenkrone und den Namen Kurt v. Wurfenstein. „Den kenne ich nicht. Was soll's damit? Was will der von mir?"

„Seine Bergschuh'. Wenden S' nur um, auf der anderen Seite steht's geschrieben."

Erstaunt las Georg: „Mein Herr, Sie haben sich meine Schuhe angeeignet. Bringen Sie dieselben sofort nach Bludenz, ich warte dort bis gegen Abend im ‚Eisernen Kreuz'. Wenn Sie mich nicht mehr treffen, senden Sie die Schuhe umgehend nach Oberstdorf in den ‚Mohren'. Die Ihren stehen alsdann zu Ihrer Verfügung."

Georg griff sich mit der Hand an den Kopf. „Seine Schuhe? — Ja, ist denn der Herr von Sinnen! Ich verstehe kein Wort.“

„Ja, haben S' denn dös nit gemerkt, daß Sie unrechte Schuhe anhab'n?“

„Unrechte Schuhe! Also darum waren sie so weit und bequem!“ Zum ersten Male musterte er seine Fußbekleidung genauer. Wirklich, es waren fremde Schuhe, das hatte er in der Eile und bei der Dunkelheit des Morgens nicht gesehen. „Bringen Sie dieselben sofort nach Bludenz,“ las er noch einmal. Thörichtes Ansinnen! Wie konnte er jetzt noch nach Bludenz laufen. Auch einen Boten hatte er nicht zur Verfügung. Und wenn auch! Er konnte doch nicht hier in der Hütte ohne Schuhe bleiben, bis es dem Anderen einfiel, die seinen zu schicken. Und wenn nun dieser Andere schon abgereist war, was dann?

Georg zuckte die Achseln. „Einstweilen kann ich dem Herrn nicht helfen. Wenn ich nach Bludenz komme, will ich ihm die Schuhe gegen Aushändigung der meinen zurückgeben.“ Damit setzte er sich an den Tisch, ließ es sich schmecken und begab sich zeitig zur Ruhe.

Am anderen Morgen wanderte er thalab. In Brand und Bürserberg fand er weitere dringende Karten des Herrn v. Wurfenstein vor, die alle in ziemlich unverschämten Tone geschrieben waren. Das ärgerte ihn. Als er endlich in Bludenz eintraf und im „Eisernen Kreuz“ nachfragte, erfuhr er, daß die fragliche Gesellschaft gar nicht dort gewesen sei.

So entschloß er sich, dem Herrn Baron ein paar Zeilen nach Oberstdorf zu schicken. Die Schuhe behielt er vorläufig, da er keine Lust hatte, sich neue zu kaufen.

Am folgenden Abend, als er von einem Ausflug zurückkehrte, überreichte ihm der Kellner ein Telegramm.

Es war von Oberstdorf gekommen und sein Inhalt lautete: „Schuhe schicken!"

Aergerlich setzte sich Georg hin und schrieb einen neuen Brief: „Mein Herr! Ich habe Ihnen schon einmal mitgetheilt, daß die verwechselten Bergschuhe zu Ihrer Verfügung stehen. Können Sie dieselben nicht persönlich in Empfang nehmen, so senden Sie die meinen unter meiner Adresse hierher. Sobald letztere in meinen Händen sind, werde ich die Ihren nach Oberstdorf schicken. Ich bleibe noch einige Tage hier und sehe Weiterem entgegen."

Mit dem letzten Zuge ging das Schreiben ab.

Es gefiel Georg recht gut in der Gegend von Bludenz, er machte täglich Ausflüge, und hier, unter den erhabenen Bergriesen, die majestätisch auf ihn herabschauten, ging ihm wirklich ein Sinn für die Schönheit der Bergwelt auf. Diese Thäler schmückte ein unvergleichlicher malerischer Reiz, da war Alles ganz anders wie droben in den öden Steinwüsten, und er glaubte jetzt Leonie's Schwärmerei, da sie auf ihrer Reise das Gebirge ja auch nur von unten gesehen, zu verstehen.

Unterdessen kam ein neues Schreiben von Herrn v. Wurfenstein.

„Mein Herr, es ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passirt, daß Jemand mir in dieser Weise begegnet wäre. Ich finde das höchst sonderbar, geradezu beleidigend. Außerdem bringt mich Ihr befremdliches Zögern geradezu in Lebensgefahr. Gestern, als ich die Mädelergabel bestieg, wäre ich beinahe abgestürzt; ich habe mir den Fuß verstaucht und liege zu Bett. Daran sind Sie schuld, denn ich mußte mir fremde Schuhe leihen, die mir nicht passen. Wenn ein Unglück geschehen wäre, hätten Sie dasselbe auf dem Gewissen. Sie hindern mich in unverantwortlicher Weise in meiner alpinen Thätigkeit, denn ich kann nicht eher wieder eine Tour unternehmen, als ich

nicht meine richtigen Schuhe zurückhabe. Da ich ohnehin einige Tage das Zimmer hüten muß, sende ich Ihnen anbei Ihre Schuhe und erwarte nun umgehend die meinigen. Im Falle weiteren Zögerns würde ich mich genöthigt sehen, auf gerichtlichem Wege gegen Sie vorzugehen."

Am Tage darauf benachrichtigte Georg endlich der Postbote, daß eine eingeschriebene Sendung für ihn angekommen sei, die er auf dem Zollamt nach der vorschriftsmäßigen Oeffnung in Empfang nehmen könne. Endlich kam also die Sache in's Reine. Georg legte die Halbschuhe an, die er bei sich im Koffer führte, und packte die Bergschuhe sorgfältig ein, um sie nach Empfang der seinen gleich auf die Post zu tragen.

— — — — — — — — — — — —

Selma saß im „Mohren" zu Oberstdorf am Bette ihres Bruders. Die Verletzung seines Fußes erwies sich hartnäckiger, als man anfangs geglaubt hatte und fesselte den Ungeduldigen noch immer an das Lager. Da öffnete sich die Thür, und Fräulein Tauscher kam mit einem Briefe herein. „Von Bludenz," sagte sie mit leise zitternder Stimme, und ihre gesenkten Augen hafteten auf der festen, energisch geschriebenen Adresse.

„Ah, endlich die Schuhe!" rief Kurt und richtete sich hastig auf.

„Aber das ist ja gar kein Packet!"

„Nein, nur ein Schreiben —"

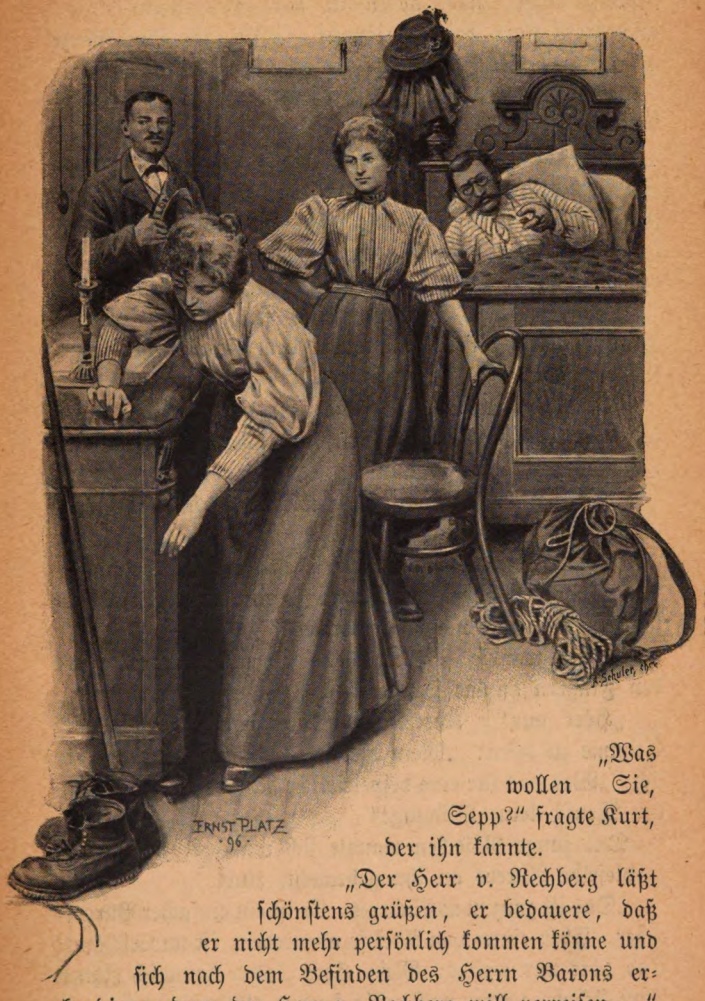
„Hat der schreckliche Kerl wieder neue Bedenken? Das ist doch zum Rasendwerden!"

Mit ärgerlicher Geberde erbrach er den Umschlag.

„Nein, das ist doch zu toll, wieder keine Schuhe!"

Aber ehe er den Brief zu lesen vermochte, klopfte es an der Thür.

Es war der Hausknecht vom „Löwen", der, die Mütze in den Händen drehend, hereintrat.



„Was wollen Sie, Sepp?“ fragte Kurt, der ihn kannte.

„Der Herr v. Rechberg läßt schönstens grüßen, er bedauere, daß er nicht mehr persönlich kommen könne und sich nach dem Befinden des Herrn Barons erkundigen, denn der Herr v. Rechberg will verreisen —“

„Ich weiß, er wollte, wenn er seine Familie heim-

geschickt hätte, noch allein in das Wettersteingebirge," unterbrach Kurt den Hausknecht. „Ich lasse ihm bestens danken und Glück und gute Unterhaltung wünschen."

„Ja, und der Herr v. Rechberg bittet, ihm doch die Schuhe —"

„Ach richtig, die Bergschuhe, die er mir geliehen hatte. Ich lasse um Entschuldigung bitten und hätte sie längst zurückschicken sollen. Selma, gib ihm doch die Schuhe!"

Selma war aufgestanden. „Wo sind sie denn nur hingekommen?" sagte sie umhersuchend.

„Dort bei dem Schranke stehen sie ja!" rief Leonie, sprang schnell hinzu und reichte dem Hausknecht die gesuchten Schuhe.

Der Mann empfahl sich und ging polternd die Stiege hinab, während Kurt den Brief aus Bludenz wieder aufnahm und zu lesen begann.

„Ha, ha, ha, er macht schon wieder Ausflüchte!" schrie er plötzlich.

„Ist er denn noch nicht zufrieden?" fragte Selma.

„O, solch erbärmlicher Tropf, so eine niedrige Krämerseele ist mir noch nie vorgekommen!"

Leonie wandte sich erröthend ab und trommelte mit den Fingern an die Fensterscheibe.

„Hört nur!" Kurt begann mit vor Zorn bebender Stimme zu lesen: „Mein Herr —" dann unterbrach er sich: „Was das für eine despektirliche Anrede ist! Hat denn der Mensch keine Bildung!"

Das junge Mädchen wandte sich um. „Aber Du hast ja dieselbe Anrede an ihn gebraucht, Kurt."

„Das ist ganz 'was Anderes. Er ist ein einfacher Bürgerlicher. Aber einen von Adel so anzureden, ist unverschämt! Und hört nur weiter: Mein Herr, leider kann ich Ihnen Ihre Schuhe immer noch nicht senden. Allerdings sind ein Paar Schuhe angekommen, aber die meinen sind es nicht."

Der Baron brach in jähem Erstaunen ab, während der Brief seinen Händen entsank. „Zum Teufel, was ist das? Ist der Mensch verrückt geworden? Ich habe Dich doch gebeten, Selma, ihm die Schuhe zu schicken. Was für eine Dummheit hast Du denn da angestellt?"

„Ich stelle überhaupt keine Dummheiten an," erwiederte die Schwester beleidigt, „da ist einmal wieder meine künftige Schwägerin schuld."

Du?" fragte Kurt mit zornigem Blicke auf seine Braut. „Was hast Du dabei zu schaffen gehabt?"

„Ich," stotterte das Mädchen betroffen, „ich begreife nicht —"

„Nun, Du hast doch die Schuhe eingepackt und abgesendet," rief Selma.

„Allerdings, weil Du mich darum batest. Du wirst wohl wissen, daß Du gerade für Kurt auf die Apotheke wolltest und keine Zeit hattest. Nun macht ihr mir noch Vorwürfe für meine Gefälligkeit!"

„Aber um's Himmels willen, was für Schuhe hast Du ihm denn geschickt?" fragte Selma.

„Das Paar, das hinter dem Koffer stand."

„Die Unglücksschuhe!" schrie Kurt v. Wurfenstein. „Da soll doch gleich ein Wetter dreinschlagen! das —"

„Das waren ja die geliehenen Schuhe, die Kurt auf der Mädelergabel anhatte," schrie Selma. „Aber Leonie, wie kann man nur so dumm sein!"

„Eine Verwechslung kann Jedem passiren," entgegnete ärgerlich das Mädchen, „warum hast Du mir nicht deutlich gesagt, wo die Schuhe stehen."

„Aber ich habe doch — Himmel!" unterbrach sie sich, „so haben wir ja soeben Herrn v. Rechberg die unrechten Schuhe geschickt! Das wird immer besser!"

„Hölle und Teufel, das hat noch gefehlt! Und daran bist wieder Du mit Deiner Ungeschicklichkeit schuld, Du

hast sie dem Hausknecht gegeben!" schnob Kurt seine Braut an.

„Aber ich kann doch nicht aller Welt Schuhe kennen —"

Er hörte sie nicht. „Man muß sofort hinterdrein schicken!"

Selma riß bereits an der Klingel. Das Zimmermädchen erschien.

„Laufen Sie sofort nach dem Gasthaus zum ‚Löwen'," befahl Selma. „Fragen Sie nach Herrn v. Rechberg und —"

„Und lassen Sie sich die Bergschuhe zurückgeben," rief Kurt dazwischen. „Ich lasse vielmals um Entschuldigung bitten, es seien die unrechten; die richtigen schicke ich ihm nach. Er soll Ihnen seine nächste Adresse angeben!"

Das Mädchen rannte davon.

„Es ist wahrhaftig haarsträubend, nicht einmal ein Paar Schuhe voneinander unterscheiden zu können," tobte der Baron. „Mit Dir ist man verrathen und verkauft, aus Dir wird niemals eine Alpinistin, Du hast mich bitter getäuscht!"

„Als Du mir Deine Zuneigung gestandest," sagte das Mädchen, „fragtest Du mich, ob ich Dein Weib und nicht, ob ich eine Bergsteigerin werden wolle."

„Aber das war doch selbstverständlich!"

„Für mich nicht so ganz, wie für Dich vielleicht. Warum hast Du nicht eine Schusterstochter genommen, der wäre das nicht passirt!" Sie stockte und begann mit verhaltenem Schluchzen zu kämpfen.

„Lächerlich!" brummte Kurt, während Selma sich entrüstet abwandte. Aergerlich nahm er den Brief wieder auf. „Nun kann wegen Deiner Unachtsamkeit die ganze Geschichte wieder von vorn angehen." Dann nahm er den Brief wieder auf und las weiter:

„Ich verstehe nicht, wie Sie es wagen können, mir

ein Paar ganz abgenutzter alter Bergschuhe an Stelle meiner fast neuen zu senden. Wenn Sie dieselben wirklich besitzen, so schicken Sie auch die richtigen! Auf einen solchen Tausch falle ich nicht herein. — Verwünschte Geschichte!" unterbrach sich Kurt. „Er glaubt, ich wollte ihn betrügen. Das habe ich Dir zu verdanken, Leonie!"

Leonie schwieg mit einem gleichgiltigen Achselzucken, sie schien an ganz etwas Anderes zu denken.

„Ist der Brief denn noch nicht zu Ende?" fragte Selma.

„Bewahre! Höre nur weiter: Jetzt sind wir so weit wie früher. Wenn, wie ich zu Ihrer Ehre annehmen will, die gesandten Schuhe wirklich die sind, welche Sie auf der Douglashütte statt der Ihrigen vorfanden, so hat die Verwechslung gar nicht zwischen uns, sondern mit Anderen stattgefunden, und ich bin daher auch nicht im Besitze Ihrer Schuhe. Die in meinem Besitze befindlichen werde ich also einstweilen behalten, bis ich auf irgend eine Weise den wahren Eigenthümer finde. Sollten Sie es dennoch sein, so können Sie es nur dadurch beweisen, daß Sie meine richtigen Schuhe schicken."

„Da haben wir's! Nun, was sagst Du dazu, Leonie?"

„Daß Herr Ellrich von seinem Standpunkte aus eigentlich Recht hat," versetzte diese trotzig.

„Was, Du vertheidigst ihn noch!" schrie Kurt erbost.

„Nicht ihn, sondern nur das Recht."

„Für solche Spitzfindigkeiten habe ich kein Verständniß. Ueberhaupt sehe ich immer mehr, daß wir uns nicht verstehen. Seit Du Dich geweigert hast, uns auf die Mädelergabel zu begleiten, ist mein Glaube an Deine Liebe sehr schwach geworden."

„Du weißt ja selbst, daß ich nicht gehen konnte."

„Aber wer meine Frau werden will, darf nicht zurückbleiben. Das Weib muß dem Manne überallhin folgen!"

„Auf die Spitzen gefährlicher Berge doch nicht! Davon steht nichts im Eherecht."

„Einerlei, Du kanntest ja meine Leidenschaft für die Berge. Was meine Schwester leistet, mußt Du auch können. Aber das ist jetzt Nebensache. Zuerst muß ich meine Schuhe wieder haben!"

An der Thür wurde zaghaft gepocht. Das Zimmermädchen trat mit hochrothem Kopfe herein.

„Nun?" fragten Alle gleichzeitig, mit Entsetzen auf ihre leeren Hände blickend.

„Herr v. Rechberg ist soeben mit dem Zuge nach München fortgefahren."

„Und die Schuhe," fragte Selma, „er hat sie mitgenommen?"

„Ich hab' den Sepp gesprochen, der eben vom Zug zurückgekommen ist. Der hat die Bergschuh' dem Herrn noch gerade in den Rucksack schieben können, ohne daß er sie angesehen hat."

„Nun ist guter Rath theuer," jammerte Kurt, als das Mädchen gegangen war. „Was soll man jetzt mit diesem kleinlichen Professor beginnen? Wenn ich aufstehen könnte, führe ich selbst auf der Stelle nach Bludenz, um meine Schuhe zu holen. Sonst sehe ich sie doch niemals wieder, und wir können für dieses Jahr nach Hause reisen. Denn ohne gut ausgetretene Bergschuhe kann man nichts Vernünftiges unternehmen."

„Das ist wahr. Es bleibt also nur Eines übrig. Dieser Ellrich muß hierher kommen und die Schuhe mitbringen. Vielleicht entdeckt Herr v. Rechberg bis dahin den Irrthum und sendet die falschen zurück. Wenn nicht, so haben wir doch wenigstens die Deinen wieder, und dieser abscheuliche Professor wird sich wohl mit einer Entschädigung abfinden lassen."

Es war, als ob Leonie bei Selma's Vorschlag einen

leichten Aufschrei unterdrückte. Aber die Beiden beachteten es nicht.

„Hierher kommen?“ lachte Kurt höhnisch. „Der wird sich hüten.“

„Du müßtest ihm natürlich die Reisekosten ersetzen. Was liegt an den paar Mark, wir können es ja, — und die Hauptsache ist doch, daß Du Deine Schuhe wieder bekommst.“

„Du hast Recht, es gibt keinen anderen Ausweg. Man soll ihm das Geld gleich mitschicken, dem wird er nicht widerstehen. Das kannst Du besorgen,“ wandte er sich an seine Braut, „nimm Papier und Feder und schreib.“

„Ich?“ Leonie erröthete über und über. „Was fällt Dir ein, ich soll an einen fremden Mann schreiben?“

„Wie, Du weigerst Dich, mir diesen kleinen Dienst zu leisten? Ist es so weit mit Dir gekommen!“

„Ja. Ich habe meine Gründe dazu.“

„Ach was, das Weib hat dem Mann zu gehorchen.“

„Aber noch bist Du mein Mann nicht, und wenn Du so fortfährst, wirst Du es auch nie werden.“ Und mit Thränen des Zorns in den Augen verließ sie das Zimmer.

Selma hatte sich mit spöttischem Lächeln an den Tisch gesetzt und zum Schreibzeug gegriffen. „Sie ist ein einfältiges Ding. Ich werde schreiben, diktire mir nur.“

Kurt war es zufrieden und begann:

„Mein Herr!

Um die ebenso lächerliche als ärgerliche Angelegenheit so rasch als möglich zu beendigen, habe ich mich zu einer Handlung des Vertrauens entschlossen. Anbei sende ich Ihnen dreißig Mark, womit sie die Kosten der Hin- und Herreise nach hier bestreiten wollen. Mir kommt es nicht auf den Geldwerth der Schuhe, sondern auf ihre Güte an. Durch Schuld meiner Braut sind Ihnen die unrechten Schuhe zugegangen. Kommen Sie jetzt mit diesen und

meinen richtigen sofort nach Oberstdorf. Die Auswechslung kann dann vor sich gehen. Ich erwarte Sie baldigst.

Kurt, Baron v. Wurfenstein."

— — — — — — — — — — — —

Georg Ellrich saß eben beim Frühstück, als ihm dieser Brief gebracht wurde. Anfangs wußte er nicht, was er davon halten sollte. Als ihm aber die Geldscheine entgegenfielen, mußte er lachen. Wenn der Herr die Reise bezahlen wollte, nun, warum nicht? Er wäre schon längst gern einmal in's Allgäu und nach Oberstdorf gefahren, wenn es besser auf seiner Route gelegen hätte. Aber umsonst konnte man sich den Abstecher gestatten. Daß der Baron die richtigen Schuhe nicht schickte, bewies immerhin, daß etwas faul an der Sache war, und persönlich konnte man noch am besten diese dumme Geschichte zu Ende bringen. So entschloß er sich kurz, mit dem nächsten Zuge abzufahren.

Mit einem mächtigen Packet, in das er die beiden Paar Bergschuhe verpackt hatte, kam er gegen Mittag in Immenstadt an. Seine Neugier, den wunderlichen Kauz, mit dem er nun schon so lange korrespondirte, persönlich kennen zu lernen, war immer größer geworden, und es ärgerte ihn, daß er hier eine Stunde auf den nächsten Zug nach Sonthofen warten mußte.

Um wenigstens sein schweres Packet ablegen zu können, begab er sich in den Wartesaal. Der kleine Raum schien auf den ersten Blick ganz leer zu sein. Aber nein! Dort, ganz in eine dunkle Ecke gedrückt, saß eine junge Dame in eleganter, städtischer Kleidung, die bei seinem Eintritt erschreckt aufblickte.

Die Pupillen des Professors vergrößerten sich, er traute seinen Augen kaum. Ein Zittern der Freude und des Schreckens befiel ihn, im ersten Augenblicke wollte er umkehren, dann aber eilte er der Ueberraschten entgegen.

„Leonie — Du?“ rief er aus, und dann verbesserte er sich: „Sie, Fräulein Tauscher!“

„Georg — Herr Professor,“ stammelte sie, „welchem Umstand verdanke ich dieses unerwartete Wiedersehen?“

Er mußte lachen. „O, nur einem Paar vertauschter Bergschuhe.“

„Ah, Sie sind wohl auf der Fahrt zu Herrn Baron v. Wurfenstein?"

Er starrte sie an, als ob er eine gespenstige Erscheinung vor sich sehe.

„Wie, Sie wissen — Sie kennen diesen Menschen?"

„Freilich, er ist ja seit einem halben Jahre mein Bräutigam."

„Also wirklich? Sie konnten — übrigens, mein Fräulein, Sie haben einen besonderen Geschmack!"

„Irren ist menschlich."

„Was sagen Sie?"

„Ich meine, daß es in der That Geschmacksverirrungen gibt, da ich an mir selbst eine solche erfahren habe."

Georg glaubte zu träumen. „Leonie, Du — Sie haben sich also in ihm geirrt?"

„Seit einigen Tagen bin ich zu dieser Ueberzeugung gekommen."

„Ah freilich! Sie pflegen sich öfters zu irren. Ich weiß leider davon zu erzählen."

„Ich bin leider schon genug bestraft für meinen Irrthum."

Er blickte ihr in die Augen, die seltsam leuchteten. „Leonie, Du bereust, daß Du mich abwiesest? Du liebst mich noch? Sage ja, sage, daß ich nur einen schrecklichen Traum gehabt und in Wahrheit niemals aus Deinem Herzen gerissen wurde?"

„O, wäre es doch nur ein böser Traum gewesen!" flüsterte sie. „Aber es war leider Wirklichkeit."

„Doch, wie kommst Du hierher, allein?"

„Ich bin auf der Flucht —"

„Vor ihm?"

„Ja. Gestern, nach einem heftigen Auftritt, hielt ich es nicht mehr aus und beschloß, ein Ende zu machen. Heute früh bin ich auf und davon und warte hier auf den

Schmeljung, der mich nach München zu meiner Mutter zurückbringen soll."

Georg hielt sich nicht mehr; heftig ergriff er Leonie's Hände und führte die Geliebte zum Sopha. „Sprich, erzähle mir Alles, noch kann ich nicht glauben an mein Glück!"

Zögernd begann sie ihm die jüngste Vergangenheit zu schildern. Kurt v. Wurfenstein hatte sich bald nach Georg's Wegzug bei ihrer Mutter eingemiethet. Er und seine Schwester benützten die möblirte Wohnung nur, um von München aus ständige Ausflüge in das Gebirge zu unternehmen. Die Begeisterung, die Leonie selbst für die Bergwelt empfand, hatte sie schnell mit Kurt zusammengeführt. Ein Leben an der Seite dieses Mannes erschien ihr wie ein Paradies. Und da der fremde Herr vermögend war und nichts zu thun hatte, als Gipfel zu besteigen, glaubte die Mutter, einen Goldfisch für ihre Tochter einfangen zu können. Kein Wunder, daß sie das schnell entstehende Verhältniß begünstigte. Kurt, der außer der Schwester nun ein zweites weibliches Wesen gefunden hatte, das seine Leidenschaft theilte, schien über die Eroberung Leonie's ganz entzückt. Noch ehe der Hochsommer kam, dem sie Alle mit Sehnsucht entgegen sahen, hatte er sich mit dem Mädchen verlobt. In Begleitung Selma's wollte er sie in die Bergwelt einführen. Im Stillen schmeichelte er sich mit dem Gedanken, aus ihr eine berühmte Alpinistin zu machen. Höher gingen seine Ansprüche nicht, für Liebe war er weniger empfänglich, die Eitelkeit zu befriedigen war ihm Alles. Und die Hoffnung, daß die Zeitungen sich fortan mit seinem und seiner Frau Namen beschäftigen würden, erschien ihm als das höchste Glück.

Leonie kam kaum zu sich selbst. Sie ward sich nicht klar über den Charakter ihres neuen Verlobten. Erst am Ziel ihrer Wünsche, im Gebirge, angelangt, wurden ihr

„Ah, Sie sind wohl auf der Fahrt zu Herrn Baron v. Wurfenstein?"

Er starrte sie an, als ob er eine gespenstige Erscheinung vor sich sehe.

„Wie, Sie wissen — Sie kennen diesen Menschen?"

„Freilich, er ist ja seit einem halben Jahre mein Bräutigam."

„Also wirklich? Sie konnten — übrigens, mein Fräulein, Sie haben einen besonderen Geschmack!"

„Irren ist menschlich."

„Was sagen Sie?"

„Ich meine, daß es in der That Geschmacksverirrungen gibt, da ich an mir selbst eine solche erfahren habe."

Georg glaubte zu träumen. „Leonie, Du — Sie haben sich also in ihm geirrt?"

„Seit einigen Tagen bin ich zu dieser Ueberzeugung gekommen."

„Ah freilich! Sie pflegen sich öfters zu irren. Ich weiß leider davon zu erzählen."

„Ich bin leider schon genug bestraft für meinen Irrthum."

Er blickte ihr in die Augen, die seltsam leuchteten. „Leonie, Du bereust, daß Du mich abwiesest? Du liebst mich noch? Sage ja, sage, daß ich nur einen schrecklichen Traum gehabt und in Wahrheit niemals aus Deinem Herzen gerissen wurde?"

„O, wäre es doch nur ein böser Traum gewesen!" flüsterte sie. „Aber es war leider Wirklichkeit."

„Doch, wie kommst Du hierher, allein?"

„Ich bin auf der Flucht —"

„Vor ihm?"

„Ja. Gestern, nach einem heftigen Auftritt, hielt ich es nicht mehr aus und beschloß, ein Ende zu machen. Heute früh bin ich auf und davon und warte hier auf den

Schnellzug, der mich nach München zu meiner Mutter zurückbringen soll."

Georg hielt sich nicht mehr; heftig ergriff er Leonie's Hände und führte die Geliebte zum Sopha. „Sprich, erzähle mir Alles, noch kann ich nicht glauben an mein Glück!"

Zögernd begann sie ihm die jüngste Vergangenheit zu schildern. Kurt v. Wurfenstein hatte sich bald nach Georg's Wegzug bei ihrer Mutter eingemiethet. Er und seine Schwester benützten die möblirte Wohnung nur, um von München aus ständige Ausflüge in das Gebirge zu unternehmen. Die Begeisterung, die Leonie selbst für die Bergwelt empfand, hatte sie schnell mit Kurt zusammengeführt. Ein Leben an der Seite dieses Mannes erschien ihr wie ein Paradies. Und da der fremde Herr vermögend war und nichts zu thun hatte, als Gipfel zu besteigen, glaubte die Mutter, einen Goldfisch für ihre Tochter einfangen zu können. Kein Wunder, daß sie das schnell entstehende Verhältniß begünstigte. Kurt, der außer der Schwester nun ein zweites weibliches Wesen gefunden hatte, das seine Leidenschaft theilte, schien über die Eroberung Leonie's ganz entzückt. Noch ehe der Hochsommer kam, dem sie Alle mit Sehnsucht entgegen sahen, hatte er sich mit dem Mädchen verlobt. In Begleitung Selma's wollte er sie in die Bergwelt einführen. Im Stillen schmeichelte er sich mit dem Gedanken, aus ihr eine berühmte Alpinistin zu machen. Höher gingen seine Ansprüche nicht, für Liebe war er weniger empfänglich, die Eitelkeit zu befriedigen war ihm Alles. Und die Hoffnung, daß die Zeitungen sich fortan mit seinem und seiner Frau Namen beschäftigen würden, erschien ihm als das höchste Glück.

Leonie kam kaum zu sich selbst. Sie ward sich nicht klar über den Charakter ihres neuen Verlobten. Erst am Ziel ihrer Wünsche, im Gebirge, angelangt, wurden ihr

die Augen geöffnet. Die Schönheit der Natur, die sie begeisterte, ließ den Verlobten kalt; ihm galt es nur, Gipfel um Gipfel zu erklettern, ohne Rücksicht auf die Kräfte seiner Braut. Immer deutlicher ward es ihr: er hatte kein Herz, kein Gefühl, er war kein Mann, den man lieben konnte. Und an solch' einen Menschen sollte sie zeitlebens gekettet sein! Bald begann sie dieser Gedanke zu ängstigen, und lange schon sah sie die Gewißheit vor Augen, daß das Verhältniß nicht fortbestehen könne. Nur die Hoffnungslosigkeit hielt sie ab, einen Bruch herbeizuführen. Sie hatte ja den, der sie wahr geliebt und auch ihr Herz besessen, leichtsinnig von sich gestoßen. Bittere Reue quälte sie. Aber sie hatte es doch bis zu jener Nacht auf der Douglashütte ausgehalten. Da, als sie dem Namen des Geliebten so unverhofft wieder begegnete, faßte sie dies als ein gutes Vorzeichen auf. Seit jener Stunde trachtete sie nur darnach, ihn wieder zu sehen.

„Und wir mußten die ganze Nacht in der gleichen Hütte sein, so nahe, nur durch eine Wand getrennt, und ahnten es nicht!" sagte Georg. „Ich hätte um so früher glücklich sein können!"

Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Sei nicht undankbar, Georg, das Schicksal wollte seinen Lauf, und ohne die schrecklichen Bergschuhe hätten wir uns doch nicht wiedergefunden."

„So hattest Du wohl gar eine Ahnung, daß wir uns heute treffen könnten?"

„Eine heimliche Hoffnung, ich will es nicht leugnen, noch einmal glücklich zu werden."

„Glücklich!" rief er, sie umfangend. Aber plötzlich schreckte er auf. „Leonie! Du hast mich doch nicht etwa nur darum lieb, weil ich jetzt auch in die Berge gegangen bin?"

„Ha, ha, ha!" lachte sie, „nein, Du brauchst keine

Furcht zu haben, ich bin gründlich geheilt. Aber hoffentlich bist auch Du kein Bergfex geworden!"

„Durchaus nicht. Die Sesaplana bleibt meine höchste Tour. Ich bin nur ein Bewunderer der Berge von unten, von den Thälern oder von mittleren Höhen aus geworden."

„Da treffen wir uns im gleichen Geschmack. Und diese Erkenntniß verdanke ich Kurt v. Wurfenstein."

„Was aber beginnen wir nun?" fragte Georg, indem er mit strahlenden Augen die Hände der Geliebten drückte.

„Jetzt fahren wir zusammen zu meiner Mutter heim. Du mußt den Rest Deiner Ferienzeit bei uns in München verbringen. Das Uebrige wird sich finden."

— — — — — — — — — — — —

Baron Kurt v. Wurfenstein hat seine Bergschuhe, sowie seine dreißig Mark wieder erhalten, seine Braut aber nicht. Denn als er im Spätherbst mit Selma nach München zurückkehrte, um aus Frau Tauscher's Hause seine zurückgelassenen Sachen zu holen, befand sich Leonie mit Georg Ellrich auf der Hochzeitsreise in Meran.

Die Wahrsagerin.

Novelle von **Carl Ed. Klopfer.**

1. (Nachdruck verboten.)

Doktor Kämpfer, der sich durch seine okkultistisch-spiritistischen Schriften und Vorträge in Deutschland bekannt gemacht hat, befand sich vor einigen Jahren zu gleicher Zeit mit mir in London. Ich traf ihn zufällig in einer der reizenden Abendgesellschaften der Lady Ashton. Ich kam etwas spät, und als ich mit dem Marquis Readhurst, meinem Freunde, in den Salon eintrat, war längst eine lebhafte Unterhaltung im Gange, in der Kämpfer das große Wort führte. Er erklärte eben in seiner Weise das Räthsel des Somnambulismus und Hellsehens. Geistreich wie immer verfocht er seine Anschauung, daß die moderne Wissenschaft zumindest keinen Grund habe, die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Hellsehens in Abrede zu stellen. Die Mehrheit der Anwesenden bestritt es und nöthigte zu immer erneuter Begründung seiner Ansichten. Es handle sich doch um Ueberwindung von Raum und Zeit.

„Ganz richtig," versetzte Kämpfer. „Aber Zeit und Raum sind subjektive Erkenntnißformen des menschlichen Verstandes, und wir wissen ebenso wenig, was Zeit und Raum ist, wie wir wissen, was Geist und Verstand ist. Wie könnte man daher behaupten, dieser vermöge jene

nicht zu überwinden? Und die Erfahrung gibt ja unleugbare Beweise für das Gegentheil. Die Fähigkeit des Hellsehens wird natürlich stets nur sehr selten sein, aber sie wurde zu allen Zeiten und in allen Ländern beobachtet."

Und nun brachte er eine Menge von Beispielen herbei, die allerdings blendend genug waren. Unter Anderem zitirte er Goethe, der in seiner Selbstbiographie erzählt, wie er einmal sich selber begegnete, zu Pferd und in einen grauen Rock gekleidet, den er nie in seiner Garderobe gehabt zu haben sich erinnerte; einige Jahre später aber habe er sich in der That auf demselben Wege befunden und zwar in derselben Kleidung, in der er sich in dem Vorgesichte geschaut hatte.

„Was da!" unterbrach der junge Wickham den geistvollen Erzähler, weniger vielleicht aus Zweifelsucht als in der Absicht, Kämpfer zu necken. „Sie erzählen uns Dinge aus längst vergangenen Zeiten oder aus Verhältnissen, die sich nicht kontroliren lassen."

Der junge Skeptiker fand sofort ebenfalls wieder Anhänger. „Ja, es ist wahr!" stimmte ein Anderer bei. „So lange Sie uns nicht aus eigener Erfahrung Beobachtungen von Hellsehen geben können, kann uns Ihre Theorie nicht überzeugen."

„Sehr richtig!" rief Wickham lachend und sah sich herausfordernd im Kreise um. „Wer von Ihnen, meine Herrschaften, könnte aus eigenen Erlebnissen bestätigen, daß es in unseren Zeiten Propheten gibt?"

Da erhob sich die Hausfrau, die liebenswürdige Lady Ashton selbst. Ich hatte schon lange bemerkt, daß sie auf eine günstige Gelegenheit warte, das Wort zu nehmen, und daß sie mit ihrem Gatten unter geheimnißvollem Lächeln Blicke getauscht hatte.

„Nun denn," sagte sie, „in diesem Falle könnte ich

für meinen Theil wohl mit einem kleinen Erlebniß aufwarten."

„Ah!" hieß es in allgemeiner Ueberraschung. „Dann bitte, erzählen! erzählen!"

Im Nu war Lady Ashton zum Mittelpunkte der Aufmerksamkeit geworden. Man rückte enger zusammen und lauschte voller Spannung. Nur Lady Katharina Mac Clifford — die ich schon deshalb im Auge behielt, weil sie mir halb den Ausblick auf ihr reizendes Töchterlein Edith verdeckte — veränderte auch jetzt nicht im Mindesten ihre gelangweilte Miene, sondern musterte die Gesellschaft mit stolzer Verachtung. Ich gestehe, mir imponirte das, wiewohl ich mich über die Theilnahmslosigkeit der Dame ein wenig ärgerte. Freilich, sie war immer ganz anders als die Uebrigen, sie galt als eine höchst originelle Natur, und ihre Lebensschicksale hätten mich auch ohne den Umstand interessirt, daß ich an ihre Tochter mein Herz verloren hatte.

Lady Ashton war indessen verlegen geworden unter den vielen Blicken, die an ihr hingen.

„O, ich fürchte Sie doch zu enttäuschen, wenn Sie etwa eine interessante Geschichte erwarten, meine Herrschaften! Sie hat ihre wichtigere Bedeutung eigentlich nur für mich."

„Für mich schon auch, meine Theure!" fiel ihr da der Gemahl lachend in's Wort. „Du darfst nicht vergessen, daß ich dieser Wahrsagerin, von der Du unseren lieben Gästen doch erzählen willst, ebenfalls sehr viel zu verdanken habe. Aber nun vorwärts, beichte! Ich werde Dir mit ganz besonderem Vergnügen zuhören."

„Spötter!" schmollte die Dame erröthend, um sich dann ausschließlich an ihre übrigen Hörer zu wenden, die sie mit ungeduldigen Zurufen ermunterten. „Ich kann mich sehr kurz fassen. Sie wissen alles Bemerkenswerthe,

wenn ich Ihnen sage, daß ich einmal — es war vor zehn Jahren — die Bekanntschaft einer Wahrsagerin machte, die wirklich über wundersame Gaben verfügte, denn sie errieth nicht nur auf den ersten Blick, was von ihr zu erfragen ich gekommen war, sondern sie gab mir auch eine Auskunft, die sich später glänzend bewahrheitete."

„Wie? Und mehr soll man nicht erfahren?" kam da Lord Ashton den Reklamationen seiner Gäste zuvor. „Nein, liebes Kind, jetzt mußt Du schon etwas ausführlicher sein, und ich will Dir zu Hilfe kommen, indem ich Dir die Einleitung abnehme. Sie müssen nämlich wissen, meine Herrschaften, Lady Ashton litt in den ersten Monden unserer Ehe an einer schauderhaften Eifersucht; ich brauche Ihnen nicht zu versichern: ganz ohne Grund. Aber da gab es ein paar boshafte Klatschzungen, die meiner temperamentvollen kleinen Frau Allerlei in's Ohr geflüstert hatten, dazu kamen noch einige mißverstandene Zufälligkeiten — kurzum, meine junge Frau quälte sich und mich auf das Furchtbarste und es drohte eine ernste Entfremdung einzutreten. Da kam Mylady eines Tages zu dem Entschluß, eine alte Hexe um Rath zu fragen. Aber das muß Sie Ihnen selbst erzählen. Wie war es eigentlich, Harriet?"

Harriet Ashton berichtete nun selbst:

Es war wirklich ein närrischer Entschluß, denn ich ergriff ihn urplötzlich ohne alle Ueberlegung in einem Augenblicke, wo ich — nach einem heftigen Auftritte mit meinem Gatten — in einer Stimmung qualvollster Rathlosigkeit mein halbes Leben dafür hingegeben hätte, nach irgend einer Richtung hin Gewißheit zu erlangen. Da fiel mein Auge zufällig auf ein Inserat auf dem Umschlag einer illustrirten Zeitschrift, und mechanisch las ich die paar Zeilen. Eine Wahrsagerin, eine Chiromantin nannte sie sich, das heißt also eine nach Art der Zigeuner aus der

Hand Weissagende, empfahl sich Damen der Aristokratie unter strengster Verschwiegenheit zur Offenbarung der Geheimnisse von Gegenwart und Zukunft. Sie dürfen mir glauben, daß ich unter normalen Verhältnissen nie auf den Gedanken gekommen wäre, mich an eine solche Frau zu wenden. Ich hatte vordem immer gelächelt, wenn ich von abergläubischen Personen hörte, die Kartenlegerinnen und dergleichen zu Rathe zogen. Aber diesmal — ja, es war eben die Verzweiflungsstimmung des Kranken, der schließlich die unsinnigsten Mittel einnimmt, an die er selbst nicht glaubt, — kurzum, ich haschte nach dem wunderlichen Anker, der sich mir da bot. Ohne eine Minute zu überlegen, warf ich einige Zeilen hin, womit ich mich auf die Anzeige bezog und mir eine Unterredung mit der Chiromantin erbat. Die Dame begehrte nämlich Zuschriften durch das Inseratenbureau des Blattes und hatte statt eines Namens und einer Wohnung nur eine Chiffre angegeben. Zwei Tage später fand ich die Antwort, zu der ich ebenfalls nur eine Chiffre angegeben hatte, vor; sie beschied mich in eine Wohnung in einem stillen, abgelegenen Viertel, das mir bisher nur dem Namen nach bekannt gewesen war. Ich fand mich genau zur festgesetzten Stunde an Ort und Stelle ein; mir war's, als hätte mich ein Dämon wider meinen Willen dahingetrieben. Ich hatte mich so schlicht als möglich gekleidet, um in dem ärmlichen Hause nicht aufzufallen, aber wenn mich jemand Fremdes angeredet hätte, würde ihm meine angstvolle Miene und das Beben meiner Stimme verrathen haben, daß mich kein Alltagsgeschäft hierher führte.

Glücklicherweise bekümmerte sich Niemand um mich. Das Haus schien größtentheils nur Waarenmagazine zu enthalten. Mir war der Weg nach einem finsteren Rückgebäude angegeben, das in einem gewölbten Thorbogen ein Gitterpförtchen nach einem engen, schmutzigen Hinter-

gäßchen hatte, wie ich wahrnehmen konnte. Die Person, die ich suchte, wohnte im Erdgeschosse dieses düsteren Hinterhauses. Unmittelbar von dem Thorbogen führte eine wenig einladende Thür in ein größeres Gelaß, das als Küche zu dienen schien. Mir wurde auf mein Pochen durch einen Zugdraht geöffnet, und ich befand mich in der mit schlechten Ziegeln gepflasterten Küche anfangs allein. Es war Dämmerung, und ein unheimliches Gefühl schnürte mir die Brust zusammen. Mit pochendem Herzen harrte ich der Dinge, die da kommen sollten. Nach einer halben Minute, die mich eine Ewigkeit däuchte, sah ich an der Thür zu einem zweiten Gemache einen kleinen Schieber zufallen, und nun wußte ich erst, daß ich beobachtet worden war. Ich hatte keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, denn jetzt öffnete sich diese innere Thür, und eine Frauengestalt trat auf die Schwelle. Es schien eine gebrechliche Alte zu sein, denn sie stützte sich auf einen Stock, ein grüner Augenschirm verdeckte den oberen Theil ihres Gesichtes, und die fahlen Lippen bewegten sich nur zu einem heiseren Geflüster. Es kostete mich anfangs Mühe, sie zu verstehen, und es graute mir so vor dieser schrecklichen alten Hexe, daß ich am liebsten davongerannt wäre. Aber es war bereits zu spät, die Alte winkte mir, ihr in das anstoßende dunkle Gemach zu folgen, wo sie eine dem Verlöschen nahe Lampe höher schraubte, so daß ich doch wenigstens so viel erkennen konnte, daß ich mich in einem engen Zimmer befand, dessen einziges Fenster dicht verhängt war. Im Hintergrunde gähnte hinter einem halb zurückgezogenen Vorhange die Finsterniß eines Alkovens. Von dem Mobiliar konnte ich eigentlich nur den Tisch, einige Stühle und ein altmodisches, dunkelgrünes Sopha im Bereich des schwachen Lampenlichts unterscheiden. Ein dicker Filzteppich unter meinen Füßen verschlang die Schritte, aber mir schien all' die unheimliche Geräusch-

losigkeit, mit der sich die Alte hier bewegte, einem höllischen Zauber oder dergleichen zu entstammen. Die Frau deutete auf einen der Stühle und ließ sich in einem gegenüberstehenden nieder. Ich stotterte, ich sei Erzieherin in einem vornehmen Hause, sie möge verzeihen, daß ich sie in Anspruch nehme, trotzdem sie ihre Dienste eigentlich nur den Damen der Aristokratie angeboten habe. Da unterbrach sie mich mit einem heftigen Kopfschütteln, winkte mir zu schweigen und streckte plötzlich die Hand aus, um die meinige in Empfang zu nehmen. Ich begriff nicht gleich und gehorchte schließlich nur mit Beben, nachdem ich den Handschuh abgestreift hatte. Es durchfröstelte mich, als diese braunen Finger meine Rechte umklammerten. Das Weib zog meine Hand an die Lampe und beugte sich nieder, daß der grüne Augenschirm fast mein Gelenk berührte.

„Sie lügen," sagte sie nach einer Weile. „Sie sind nicht die, für die Sie sich ausgeben. Sie sind eine Lady." Und nun fuhr sie fort, wie in einem Buche, langsam, kalt und ruhig, in den Linien meiner Hand zu lesen: meinen Charakter, meine Vergangenheit, meine gegenwärtigen Verhältnisse. „Sie haben Kummer," schloß sie. Kummer aus Liebe, aus Eifersucht. Aber Sie handeln thöricht. Es ist ja Alles nicht wahr, was Ihre falschen Freundinnen über Ihren Mann Ihnen zutrugen. Er liebt Sie ganz allein — aber freilich, jetzt ist er erzürnt, ,und Sie laufen in der That Gefahr, sich das Herz Ihres Gemahls zu entfremden, wenn Sie noch lange fortfahren, ihn und sich selbst mit Ihren Einbildungen zu quälen."

Dann ließ sie meine Hand fallen und lehnte sich in plötzlicher Erschöpfung zurück. Ich aber war dafür im Gegentheile wie neubelebt, ein frischer Blutstrom rollte in meinen Pulsen, und ich eilte, nachdem ich die Chiromantin reich belohnt hatte, wie auf Flügeln nach Hause, um die

Ankunft des Gatten zu erwarten, ihn in die Arme zu schließen und ihn um Verzeihung zu bitten. Die Alte hat unser Eheglück begründet, das sonst vielleicht in die Brüche gegangen wäre."

Der innige Blick nach dem Gatten, mit dem hier die Hausfrau ihre Erzählung schloß, wurde von diesem erwiedert, indem er ihr verstohlen die Hand küßte.

Lady Mac Clifford aber fragte: „Und haben Sie die Wahrsagerin noch einmal besucht, Harriet?"

„Nein. Was hätte ich denn noch zu wünschen gehabt? — Aber ich sehe, liebe Kitty, Sie spotten über mein Abenteuer. Natürlich, ein starker Geist wie Sie, ist nicht gesonnen, sich vor dem Unbegreiflichen zu beugen. Ich habe Ihnen darum auch niemals von diesem Erlebniß erzählt, es ist überhaupt das erste Mal, daß ich es vor Anderen so ausführlich preisgebe; ich hielt es nur für einen Akt der Gerechtigkeit, Doktor Kämpfer beizustehen, da es wirklich zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt."

„Du lieber Gott!" erwiederte Lady Katharina mit einem spöttischen Achselzucken. „Auf was Alles muß sich dieses Wort des großen Shakespeare anwenden lassen! Nun, ich will mit Ihnen nicht rechten. Der Glaube macht selig, und da der Zufall bei Ihnen just das Rechte traf, so haben Sie wohl alle Ursache, jener Hexe dankbar zu sein."

„Es war kein Zufall, liebe Kitty. Ich sagte Ihnen, daß ich jene wundersame Frau wohl nicht wieder selbst aufgesucht habe, aber ich weiß, daß auch Damen meiner Bekanntschaft sich die Ueberzeugung verschafften, daß jene Wahrsagerin mit Mächten im Bunde steht, die in der großen Allgemeinheit geleugnet werden."

„Wie?" rief Lady Mac Clifford, jetzt wirklich überrascht. „Diese Person treibt vielleicht noch heute ihr Geschäft?"

„Ja, und zwar noch immer in ihrer alten Wohnung in Deptford drüben."

„Der tausend! Wie kommt es denn aber, daß ich nie von ihr gehört habe? Bietet sie ihre Dienste denn nicht mehr durch Zeitungsinserate an?"

„Nein, das scheint sie nicht mehr nöthig zu haben. Ich glaube zur Vergrößerung ihrer Kundschaft beigetragen zu haben. Ich fand Anlaß, gleich zu Anfang — und dann noch später, im Laufe der Jahre — manche Freundin auf jene Frau aufmerksam zu machen und sie zu empfehlen."

„Ah!" rief man von mehreren Seiten. „Und alle diese Damen erhielten Voraussagungen, die richtig eintrafen?"

„Ja, Alle waren voll Bewunderung darüber. Freilich empfängt Bekky Bearle nicht Jede, die sich bei ihr anmeldet, und Manche, die empfangen wird, muß unverrichteter Sache wieder gehen, wenn die Wahrsagerin erkennt, daß ihre hellseherischen Fähigkeiten durch die Fragerin nicht angeregt werden."

„Ei, ei! Das ist verdächtig," lächelte Lady Katharina.

„Im Gegentheile. Wäre sie eine Betrügerin, so könnte sie sich doch in dunkle Aussagungen hüllen, die sie zu nichts verpflichten. Aber warum soll es nicht Naturen geben, bei denen sich ihre geheimnißvollen Fähigkeiten nicht regen? Daß die Wahrsagerin überhaupt nur Damen empfängt, ließe sich ebenfalls damit erklären, daß sie nur mit den Angehörigen ihres eigenen Geschlechtes in okkulte Verbindung zu treten vermag."

„Wie schade!" rief jetzt Kämpfer. „So könnte ich also nicht darauf rechnen, diese Bekky Bearle zu einem Experiment zu gewinnen?"

„Keinenfalls, Doktor, und ich glaube auch, sie würde nicht dulden, daß Sie einem solchen Experiment mit einer dritten Person beiwohnen."

„Aha!“ meinte Wickham ironisch. „Vielleicht genügt schon die Nähe eines Mannes, die Zauberkräfte Bekky's, die nur auf einen weiblichen Organismus wirken, zu zerstören.“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Lady Ashton abweisend. Sie bereute es wohl schon, in der Stimmung des Augenblicks so viel Zweiflern ihr Erlebniß geoffenbart zu haben. Man beeiferte sich daher sogleich, ihr zuzustimmen, um sie wieder zu versöhnen. Nur Lady Mac Clifford blieb verschlossen; es verdroß sie augenscheinlich, daß sie mit ihren Vernunftgründen gegenüber der Neigung zum Wunderglauben nicht hatte durchdringen können. Während Doktor Kämpfer neue geistreiche Hypothesen an die geheimnißvolle Begabung der Bekky Bearle knüpfte, wandte sie sich plötzlich an mich, der ich hinter ihrem Rücken mit ihrer Tochter Edith gerade auch so etwas wie einen „magnetischen Rapport“ herzustellen bemüht war.

„Was sagen Sie denn zu all' diesem Unsinn, Herr Baron?“ flüsterte sie mir hinter dem Fächer zu.

„O, ich bin ganz Ihrer Meinung, Mylady!“ erwiederte ich, denn ich war Diplomat genug, keine Gelegenheit zu versäumen, um mich bei der Mutter meiner Angebeteten einzuschmeicheln. In den vierzehn Tagen, seitdem ich diese interessante Wittwe und ihr noch interessanteres Töchterchen kannte, hatte ich mich mit steigendem Eifer um eine Einladung in ihr Haus bemüht. Ich wußte sehr wohl, wie schwer dies Ziel zu erreichen war, ich kannte ja die Lebensgewohnheiten der beiden Damen bis in's Kleinste. Sollte ich da den günstigen Augenblick unbenützt lassen?

Jetzt oder nie! dachte ich und raffte all' meinen Scharfsinn zusammen, der Lady in intimem Gespräche zu beweisen, daß ich ganz so wie sie dächte. Ich äußerte meinen sittlichen Abscheu vor einem solchen Schwindel,

wie ihn diese Rebekka Bearle offenbar trieb, und witzelte so geistreich als möglich über diese anscheinend so gebildeten Damen, die sich nicht entblödeten, derlei anrüchige Existenzen durch ihren Zulauf zu fördern, ja direkt zu begründen. Dann versuchte ich geschickte Komplimente an eine gewisse Lady zu richten, die unter jenen Allzuleichtgläubigen eine rühmliche Ausnahme bilde, als wir durch eine sensationelle Bewegung aus der Mitte der Versammlung unterbrochen wurden.

Was war geschehen? Was für ein Vorschlag war es, der da mit solchem Beifalle aufgenommen wurde?

„Bravo! bravo!" frohlockte der Earl of Wickham. „Das ist ein Gedanke, der Bekky Bearle einmal gründlich auf den Zahn fühlen! O, da lassen Sie mich doch auch dabei sein!"

Das Gespräch drehte sich also wirklich noch immer um diese Rebekka.

„Nicht doch!" dämpfte da die Hausfrau den jungen Sausewind. „Sie vergessen, daß unsere Wahrsagerin keine Herrenbesuche zuläßt."

„Dann verkleide ich mich."

„Still doch!" hieß es mehrfach. „Es handelt sich um keinen Karnevalsscherz."

„Ja, ja, die Sache muß ernstlich überlegt werden, schon um ganz sicher zu gehen."

„Vor Allem handelt es sich noch um die Frage, die der Bearle vorgelegt werden soll."

„Doktor, machen Sie einen Vorschlag!"

Kämpfer sah sinnend von Einem zum Anderen.

„Es scheint, man will diese Wahrsagerin gern auf die Probe stellen," flüsterte ich meinen beiden Damen zu. „Der Gedanke ist nicht so übel."

„O!" erwiederte mir Lady Katharina; „ich finde es lächerlich, sich überhaupt so eingehend mit jener Person

zu beschäftigen. Da, geben Sie Acht, Herr Baron, Ihr Landsmann scheint eine Idee ausgebrütet zu haben!"

Wirklich leuchteten jetzt Kämpfer's Augen triumphirend auf. „Ich hab's, meine Damen!" verkündete er den Umstehenden, die an seinen Lippen hingen. „Lady Ashton, bitte, bezeichnen Sie mir in diesem Kreise eine Dame, die Sie am liebsten zur Mittelsperson bei unserem Experimente machen würden!"

„Nun, Kitty," meinte die Hausfrau, sich lächelnd zu Lady Mac Clifford umwendend, „wollen nicht Sie etwa . . .?"

„Da müßte ich danken!" fiel ihr die Angeredete in's Wort; es war, als weise sie eine geradezu beleidigende Zumuthung zurück.

„Oder Ihre Tochter Edith?"

„Wo denken Sie hin! — Was soll das, Edith? Du hättest wirklich Lust, Dich zu solcher Sache herbeizulassen? Ich will nicht hoffen."

Edith duckte sich erröthend vor dem gestrengen Blick der Mutter, und ich fand dadurch Gelegenheit, der Angebeteten eine Art Beileid in Form eines innigen Händedruckes auszusprechen, der beseligende Erwiederung fand.

Inzwischen war Lady Ashton's Wahl auf ein ältliches Schwesternpaar gefallen, auf Jenny und Ellen Croßbury. Die beiden Mädchen sahen ziemlich einfältig aus, aber vielleicht erschienen sie Lady Harriet gerade darum am geeignetsten, eine unbefangene und unparteiische Rolle bei dem beschlossenen Versuch zu übernehmen.

Man einigte sich auch wirklich dahin, die beiden Schwestern, die als unzertrennlich galten, als Gewährspersonen anzunehmen. Doktor Kämpfer näherte sich ihnen und nahm die Aeltere bei der Hand.

„Was haben Sie da für einen schönen Ring, meine Gnädige? Dürften wir uns den auf einige Zeit ausbitten?"

„Es ist ein Andenken von unserer seligen Mutter," sagte Jenny und streifte den Ring vom Finger, ihn Kämpfer zu übergeben.

„Sehr gut. Dann ist es wirklich ein Gegenstand, auf den Sie in jedem Augenblicke leicht Ihre Gedanken zu richten vermögen und zwar sowohl Sie, als Ihre Schwester. Haben Sie nun Beide die Güte, dies Zimmer auf einige Minuten zu verlassen!"

Die Schwestern entfernten sich. Jetzt waren wir wirklich Alle ohne Ausnahme begierig, wo das hinaus sollte.

„Ich bitte um Aufmerksamkeit, meine Verehrtesten, und um strengste Verschwiegenheit!" sagte Kämpfer. „Wir wollen jetzt diesen Ring verstecken und Bekky Bearle muß seinen Verbleib anzugeben wissen, wenn sie wirklich über hellseherische Fähigkeiten verfügt. Nehmen wir an, dieses Juwel ist in Verlust gerathen, und die Wahrsagerin soll zu seinem Wiederfinden behilflich sein."

„Sehr gut!" flüsterte es ringsum. Die Sache interessirte jetzt Jedermann wie eine Haupt- und Staatsangelegenheit.

Doktor Kämpfer hielt den Ring in der hocherhobenen Rechten und näherte sich damit einem kleinen Tische in einer Fensternische, auf dem ein zierlich geflochtenes Schlüsselkörbchen aus Silberdraht stand, nahm die Schlüssel heraus, legte den Ring vor Aller Augen in das Seidenfutter und bedeckte ihn mit einem Handschuhpaare, das zufällig daneben lag.

„Es sind meine Handschuhe," flüsterte Edith an meiner Seite. „Ich habe sie vorhin dort liegen lassen, als ich mit Ellen Croßbury das Album betrachtete."

Ich wollte mich erheben, um die Handschuhe als das Eigenthum des Fräuleins Mac Clifford zu reklamiren, aber Edith winkte mir lächelnd, es zu unterlassen. Dann beschwichtigte sie die Mutter, die mein Verfahren gebilligt

hätte, mit einem demüthigen Handkuß und der schalkhaften Bemerkung: „Laß mich doch wenigstens auf diese Art an dem interessanten Experimente theilnehmen, Mama! Meine Handschuhe werden dabei wohl weder einen physischen, noch einen moralischen Schaden nehmen."

Mittlerweile hatte Kämpfer das Körbchen aufgenommen und zu einem Wandschrank getragen, den er ausgespäht hatte. Jetzt wandte er sich an die Herrin des Hauses, die ihm gefolgt war.

„Darf ich um den Schlüssel zu diesem Schränkchen bitten?"

„Sie haben zufällig gut gewählt, Doktor," sagte Lady Ashton lächelnd und nestelte ein winziges goldenes Vexirschlüsselchen von den Berloques ihrer Uhrkette los. „Dieser Schrein enthält ebenfalls Andenken, die mir sehr lieb und werth sind. Sie sehen, ich trage den Schlüssel dazu stets bei mir."

„Ausgezeichnet. Können Sie diesem Körbchen da noch Raum gönnen, Mylady?"

Die Hausfrau reichte ihm den kleinen Schlüssel und sagte, er solle innen das zweite Schubfach öffnen; dieses sei noch leer und groß genug, den silbernen Korb aufzunehmen. Kämpfer that nach ihrem Wunsche, indem er erklärte, es sei am besten, wenn Alles durch eine Hand gehe. Unter Zeugenschaft der ganzen Versammlung verschloß er den Schrank wieder und gab dann Lady Ashton den Schlüssel zurück. Sie befestigte ihn wieder am Ende ihrer goldenen Uhrkette.

„Verwahren Sie, bitte, diesen Schlüssel wie bisher und öffnen Sie dieses Schränkchen nicht früher, als bis das ganze Experiment vollzogen ist!"

„Es soll geschehen. Ich werde den Schlüssel wie immer bei mir tragen, und Niemand sonst soll ihn inzwischen berühren."

„Wie wär's, wenn auch Du mitgingest, Harriet?" schlug Ashton vor. „Da Du die beiden Schwestern ohnedies anmelden mußt, könntest Du auch bei ihnen bleiben."

„Gewiß," sagte Kämpfer. „Mylady soll uns eine klassische Zeugin für die Art und Weise sein, wie diese Wahrsagerin die ihr gestellte Aufgabe löst."

Lady Harriet nickte, und nun wurden Jenny und Ellen hereingerufen.

„Meine Damen," sagte Kämpfer, „Sie können nun mit gutem Gewissen behaupten, Ihr Ring sei Ihnen abhanden gekommen, und Sie wüßten nicht, wohin er gerathen sei. Wenden Sie sich an Rebekka Bearle, um durch deren hellseherische Nachforschungen wieder in seinen Besitz zu gelangen."

Man klatschte Beifall. Selbst Lady Katharina lächelte mit einer gewissen Befriedigung, indem sie mir zunickte.

„Ihr Landsmann macht die Geschichte gründlich. Jetzt kann die Hexe wirklich zeigen, wie weit ihre geheimnißvollen Kräfte reichen. Ich würde von Herzen lachen, wenn sich die Gute blamirte und mit ihr ihre leichtgläubigen Anhänger. Uebrigens — wer weiß! Ich glaube die Person ist klug genug, die ganze Sache überhaupt abzulehnen. — Sagen Sie doch, Harriet, fürchten Sie das nicht?"

„Es ist freilich nicht unmöglich," mußte die Angerufene bekennen. „Wir müssen es aber abwarten. Also meine Herrschaften, morgen mit dem Frühesten schreibe ich an Mrs. Bekkie. Dann dürfte wohl schon übermorgen die interessante Zusammenkunft erfolgen."

Damit war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufbruche gegeben, und man trennte sich mit der gegenseitigen Zusicherung, gegen jeden Fremden Stillschweigen zu beobachten und sich am dritten Abend wieder vollzählig im Salon der Lady Harriet zusammenzufinden, um den Erfolg der Unternehmung zu erfahren.

Ich begleitete natürlich die beiden Damen Mac Clifford hinunter. Die erhoffte Einladung blieb leider auch diesmal aus, und ich mußte mich damit trösten, daß Edith's feines Händchen beim Abschied eine Sekunde länger zwischen meinen Fingern ruhen blieb, als nöthig war, und daß ich auf mein zärtliches Zudrücken wieder so etwas wie einen leisen Gegendruck verspürte.

Dann begab ich mich — halb beseligt, halb betrübt — ebenfalls heim. Daß ich bis über beide Ohren verliebt sei, war längst über jeden Zweifel erhaben; daß ich aber auch felsenfest entschlossen war, die liebreizende Edith unter allen Umständen mir zu erringen, war mir erst in diesen Stunden ganz klar geworden. In den letzten Tagen hatte ich noch mit tausend Bedenklichkeiten gerungen und es gab deren in der That gewichtige genug. Da war zuerst der Gedanke, ob Edith auch eine Frau für einen deutschen Landjunker sei. Ich kannte ihren Charakter doch eigentlich wenig. Die Schönheit hatte sie entschieden von der Mutter geerbt; wer bürgte dafür, daß sie sich nicht allmälig auch als die Erbin des mütterlichen Temperaments oder gar dessen des Großvaters entwickeln würde? Lady Kitty war in ihren Mädchenjahren ob ihrer Sonderbarkeiten ebenso bewundert als angefeindet und verleumdet worden. Ihre Erziehung hatte sie allein im Hause des verwittweten Vaters genossen, der in Sportnarreteien sein Riesenvermögen durchbrachte und sein Kind im Reiten, Pistolenschießen und dergleichen ausbildete. Im Uebrigen huldigte er dem Grundsatze, dem ungewöhnlichen Naturell seines Kindes nicht die geringste Fessel aufzuerlegen. Er lebte gerade nur so lange, bis seine Kitty einen Gatten gefunden hatte, dann starb er, vollständig ruinirt.

Der Gatte Kitty's, Lord Clifford, war ein guter Freund und eifriger Schüler des berühmten Schwiegerpapas gewesen, er war sozusagen die verjüngte Ausgabe desselben.

Uebrigens kehrten die Cliffords dem heimathlichen Inselreich bald den Rücken. In Paris war Kitty noch der Stern der besten Gesellschaft, in Florenz wurde Edith geboren, und in Stockholm that Lord Clifford einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde und starb. Als die Wittwe mit ihrem Kinde nach London zurückkehrte, galt sie für bankerott. Bald zog man sich in den „oberen Zehntausend" von ihr zurück, und sie konnte zusehen, wie sie sich selber zurecht fand, einsam, ohne jeden Freund und Berather, gemieden und vergessen von den Kreisen, in denen einst ihr Name von Mund zu Mund gegangen war. Aber siehe da — jetzt zeigte dieses wirklich außergewöhnliche Weib, was in ihr steckte. Sie brachte das anscheinend Unmögliche fertig, sich aus den trostlosesten Verhältnissen — Einige hatten sogar wissen wollen, daß sie schon beim Hungern angelangt sei — allmälig wieder aufzuschwingen. Sie mußte die Vermögensreste des verstorbenen Gatten trefflich zu verwerthen verstanden haben, denn nach einigen Jahren tauchte sie sogar wieder in der Gesellschaft auf, ihre Tochter war in einem der feinsten Erziehungsinstitute untergebracht, und Lady Katharina erhob vollgiltigen Anspruch auf die Aufnahme in die Gesellschaft, der sie durch ihre Geburt und ihren Namen angehörte. Allmälig öffneten sich ihr die vornehmen Salons wieder. Was ihr von der einstigen Originalität geblieben war, das äußerte sich jetzt nur in der Entschiedenheit, womit sie ihren Platz in der vornehmen Welt behauptete.

Und wirklich — verdiente diese Frau nicht Bewunderung? Und hatte sie ihrer Tochter nicht jene Erziehung gegeben, deren Mangel an ihr selbst zu beklagen gewesen war? — Jedenfalls wies ich jetzt die kleinherzigen Befürchtungen, daß das Kind dieser Frau nicht ganz zur Lebensgefährtin des Barons Aribert Friesen geeignet sein möge, mit Entrüstung von mir. Es war entschieden — Edith Clifford

mußte mein werden, und wenn sich die ganze Welt dagegenstellte!

2.

Am Spätnachmittag des anderen Tages schlenderte ich Charing Croß hinab, da rief mich aus einer offenen Equipage, die vor einem der glänzenden Modewaarenläden stand, eine bekannte Stimme an. Es war Lord Ashton, der seine Frau erwartete. Er reichte mir die Hand und hielt mich fest.

„Sie interessiren sich doch auch für unser Experiment mit Bekky Bearle?"

„Das will ich meinen," entgegnete ich.

„Vor einer Stunde ist ihre Antwort an Lady Harriet eingetroffen, und sie sagt zu. Morgen wird sie die Damen empfangen."

„Sagen Sie, Mylord, hielten Sie es nicht aus mancherlei Gründen für wünschenswerth, daß doch auch ein männlicher Zeuge dabei anwesend wäre?"

„Freilich, ich glaube auch, daß ein Mann weit besser zur Rolle des objektiven Beobachters paßte. Aber was läßt sich thun? Sie haben ja gehört, daß die Bearle keine Herren empfängt."

„Ja, keine Herren als Klienten!" rief ich, mich plötzlich an die scherzhafte Bemerkung Wickham's erinnernd, daß man sich zu dem gedachten Zwecke ja verkleiden könne. „Aber wenn die Damen etwa einen Bedienten mitnähmen?"

„Famos!" lachte Ashton. „Sie wären also bereit, sich in der Maske eines Lakaien mit einschmuggeln zu lassen?"

„Warum nicht! Der Versuch ist abenteuerlich, aber das ist ja auch das ganze Unternehmen, wie überhaupt Alles, was mit dieser Bekky Bearle zusammenhängt."

„Je nun, ich habe da nicht zu entscheiden. Hier kommt meine Frau, wenden Sie sich an die!"

Lady Harriet trat gerade aus dem Laden. Als sie meiner ansichtig wurde, begrüßte sie mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit, und ich nahm sofort die Gelegenheit wahr, ihr meinen Plan zu eröffnen. Und da Lord Ashton auf meiner Seite war, so willigte Lady Harriet ein, mich als Bedienten zu der Sitzung bei der Wahrsagerin mitzunehmen. Natürlich hatte ich versprechen müssen, meine Rolle mit der größten Gewissenhaftigkeit durchzuführen. —

Am nächsten Tage fand ich mich pünktlich im Hause Lord Ashton's ein. Es war Mittwoch; Lady Harriet erklärte, die Bearle scheine nur am Montag, Mittwoch und Freitag ihre „Audienzen" zu ertheilen, wir hätten es also gut getroffen. Als sich dann die Schwestern Croßbury einstellten, zog ich einfach einen der langen dunklen Dienermäntel an, die zur Livree des Hauses gehörten, setzte den üblichen Cylinder mit Tresse und Kokarde auf, zog weiße Handschuhe an, und die Maskerade war vollendet. Wir lachten genug, besonders der Hausherr, der mir in der Eile eine scherzhafte Vorlesung über die Pflichten und die Manieren eines feinen Livreebedienten hielt; aber als wir das Haus verließen, behandelten wir die Sache, unserem Vorsatze gemäß, mit allem gebotenen Ernste.

Ich darf mir das Zeugniß ausstellen, daß ich meine Aufgabe als Damenlakai tadellos durchführte. Mit dem Hut in der Hand den Wagenschlag geöffnet — den Frauen hineingeholfen — dann flugs auf den Bock neben den Kutscher! Der Kerl saß stocksteif neben mir, meine Maskerade mit echt englischem Phlegma als eine Sache hinnehmend, die ihn nichts angehe.

Es war eine förmliche Reise nach der Vorstadt Deptford im Osten von London. Wir fuhren in ein Labyrinth finsterer, öder Gassen ein, daß ich ernstlich meinte, wir liefen Gefahr, in einem dieser engen Durchlässe mit unserem stolzen Gespann stecken zu bleiben. Endlich waren

wir an Ort und Stelle. Eben als wir um die Ecke des betreffenden Gäßchens bogen, gewahrten wir, wie eine elegante Frauengestalt aus dem Thore des Hauses der Bekky Bearle huschte und in einer Droschke verschwand, die sie erwartet hatte.

„Natürlich ebenfalls eine Kundin unserer Pythia," sagte Lady Harriet, mir zuwinkend. „Schade, daß wir zu entfernt waren, um sie genauer sehen zu können! Aber es war gewiß eine Dame aus unseren Kreisen."

„Jedenfalls scheint sich diese Rebekka eines auserlesenen Zuspruchs zu erfreuen," erwiederte ich, mit meinem Spott für den Moment aus meiner Rolle fallend.

Jetzt hielt unsere Equipage vor dem Thore. Ich sprang herab, half den drei Damen heraus und schritt dann voran, ihnen in die Behausung der Bearle Eingang zu verschaffen. Durch die Thoreinfahrt kamen wir über einen großen Hof und von da aus in einen zweiten Thorbogen, der eine Gitterthür nach einem noch traurigeren Hintergäßchen hatte. Lady Ashton hatte die Ortsverhältnisse vorgestern genau beschrieben; ich fand mich auch gleich zurecht. Links in dem finsteren Thorbogen des Hinterhauses entdeckte ich die Thür der Wahrsagerin und zog die Klingel. Als innen schlurfende Schritte über schadhaften Ziegelboden das Nahen der Alten verkündeten, trat ich ein wenig zurück, um meinen Damen den Vortritt zu lassen. Dann folgte ich ihnen mit einer Selbstverständlichkeit, die der Hexe da drinnen gar keine Zeit zu einem Proteste wider mein Eindringen lassen sollte.

Auch Bekky Bearle selbst fand ich genau so, wie sie uns Lady Harriet vor zwei Tagen geschildert hatte. Die Person schien sich in zehn Jahren ebenso wenig verändert zu haben wie ihr Schlupfwinkel. In dem dämmerigen, küchenartigen Vorraum trat uns eine gebeugte Gestalt gegenüber, auf einen Krückstock gestützt, Hals und Brust

in einen grauen Shawl gehüllt, in den sie das Kinn vergrub, als fröstele sie, was in dem muffigen unwirthlichen Gelasse auch kein Wunder war. Das Weib mußte wahrhaftig auch auf den, der ihr Gewerbe nicht kannte, einen unheimlichen Eindruck machen. Sah man von dem Augenschirm ab, der noch einen grünlichen Schimmer bewahrte, so stellte sich die ganze Erscheinung grau in grau dar, aber nicht von jenem Grau, das eine ausgesprochene Farbe ist; hier schien das Grau von Staub und Moder herzurühren, eine Einwirkung der Zeit, die alles Frische, Lebendige im Gespinnst der Jahre verdorren, verwelken, ausbleichen läßt. So schienen die Gewänder der Alten schon jahrhundertelang in einer Gruft gelegen zu haben und in ihren schaurigen Falten die Geheimnisse des Jenseits zu bergen. Ich war wirklich der Meinung, die Hexe verdecke den größten Theil ihres Angesichts nur darum mit dem Augenschirm, um ihre Besucher nicht durch den Anblick eines versteinernden Medusenhauptes zu erschrecken. Und die Stimme war heiser, tonlos, wie die eines Gespenstes.

„Sie sind die drei auf den Namen der Lady Ashton angemeldeten Damen?“ fragte sie langsam und setzte, den Krückstock ein wenig gegen mich erhebend, in einem Athem hinzu: „Wer ist das da?“

„Nur mein Bedienter,“ entgegnete Lady Harriet. „Nehmen Sie uns die Mäntel ab, Charles! Wir müssen uns sputen, wir haben nicht allzuviel Zeit, und ich weiß ja, daß auch die Ihrige kostbar ist, Missis Bearle.“

Damit stieß Lady Harriet die halboffene Thür zu dem Nebengemache auf und trat hinein. Ich begriff, daß sie das that, um mir ebenfalls Einblick und Eintritt zu ermöglichen, und folgte ihr auch sofort, ohne mich an das unwillige Knurren der alten Hexe zu kehren.

In dem Zimmer brannte ein Lämpchen, das den Raum

nur schwach beleuchtete und den alten, trödelhaften Hausrath noch unheimlicher machte, als er sich vielleicht bei Tageslicht dargestellt hätte. Auch hier trug nichts eine bestimmte Farbe, Alles war verwischt und wie durch Staub verschleiert, und die Luft fiel Einem beengend auf die Brust. Ich gewahrte das verhängte Fenster und den in schwarzer Finsterniß gähnenden Alkoven auf der der Fensterwand gegenüber befindlichen Seite, die meiner Berechnung nach nach dem Hintergäßchen zu liegen mußte.

Als ich den Schwestern Croßbury die Ueberkleider abnahm, um diese ebenfalls auf das wackelige Sopha hinter dem großen Tische zu legen, bemerkte ich, daß die beiden Damen zitterten und miteinander angstvolle Blicke wechselten. Auch der Lady Harriet schien es nicht ganz behaglich zu Muthe zu sein.

Die Wahrsagerin setzte sich in einen Lehnstuhl am Tische, bedeutete mir mit einer nicht mißzuverstehenden Bewegung ihres Krückstockes, daß ich zu gehen habe, und sagte dann zu den Damen: „Was wollen Sie von mir?"

„Diese beiden Damen sind es, die Ihren Rath erbitten wollen," nahm Lady Harriet das Wort, sich mit ihren Begleiterinnen an die Alte herandrängend, wodurch ich Gelegenheit fand, mein vorgenommenes Manöver auszuführen. Ich hatte mich bis zur Thür zurückgezogen, statt aber hinauszugehen, drückte ich jetzt einfach die Klinke in's Schloß und schlich mich seitwärts an der Wand nach dem dunklen Winkel des Alkovens hin. Die zweifelhafte Beleuchtung des Gemaches und der Filzteppich auf dem Fußboden begünstigten mein Unternehmen. Jetzt konnte ich, ohne von der Alten selbst gesehen zu werden, gut genug überblicken, was in dem Lichtkreis der kleinen Tischlampe vor sich ging.

Inzwischen hatten die Geschwister Croßbury ihr Anliegen vorgebracht. Die Bearle hob kaum das Haupt und

ließ sich von den Damen je eine Hand geben. Sie hielt diese aneinander und verglich ihre Innenflächen mit aufmerksamen Blicken.

„Sie sind Schwestern," sagte sie dann, immer in dem einförmigen, heiseren Tone. Sie sprach langsam, in größeren und geringeren Pausen, als entziffere sie nach und nach räthselhafte Schriftzeichen, die sie in der Handfläche der beiden Mädchen entdeckte. „Sie haben keine Eltern mehr. Das Blut Ihrer Mutter hat mehr Gewalt in Ihnen als das des Vaters. Sie haben diese Mutter sehr geliebt."

Jetzt stockte sie und sank wie in Erschöpfung in ihren Stuhl zurück, wobei sie die Hände der Schwestern jedoch nur um so fester faßte. Ihre Brust wogte jetzt unter tiefen Athemzügen, ihr Mund zog sich zusammen, und die ganze Gestalt erbebte unter einem momentanen leichten Schauer.

Lady Ashton warf mir einen beredten Blick zu: „Jetzt kommt der somnambule Schlaf über sie. Jetzt wird sie hellsehend."

In der That öffneten sich die fahlen Lippen der Wahrsagerin ein wenig und bewegten sich unter abgerissenem Gemurmel. Erst nach und nach konnte man verstehen, was sie sprach.

„Ah, ein Andenken — von der Mutter — Sie haben es verloren — man hat es Ihnen genommen — oder nein — Sie haben es selbst hergegeben — aber man hat es Ihnen nicht mehr zurückgegeben. — Es ist ein Gegenstand, den die Verstorbene einst an sich trug — ein Ring! — Recht so, recht so, denken Sie Beide nur recht fest daran! Recht fest! — Ah! ich sehe ein großes Zimmer — drei Fenster — Glasmalerei und rothe Tapeten — ah! diese vielen Leute! Sie sehen Alle gespannt auf einen großen Mann, der mitten auf dem Teppich steht und in

der hocherhobenen Hand einen Ring hält — den Ring der verstorbenen Mutter. Jetzt wendet er den Kopf zurück — jetzt dreht er sich zu dem mittleren der drei Fenster. Dort steht ein japanisches Tischchen — er beugt sich darüber — er legt den Ring weg. Wohin? — Ah! es ist ein Körbchen aus Silbergeflecht — man sieht den Ring nicht mehr — aber er liegt in dem Körbchen — Handschuhe bedecken ihn. — Der Mann nimmt das Körbchen auf — er blickt suchend umher — er geht wieder durch's Zimmer. An der Wand — der Fensterscheibe gegenüber — hängt ein Wandschränkchen. Es sind Bilder an der Thür — eingelegte Figuren — Hirten, Schafe —"

Ich war starr vor Ueberraschung. Wie genau dieses seltsame Weib den Vorgang im Salon der Lady Ashton beschrieb! Wahrhaftig, ich stand vor einer Erscheinung, zu deren Erklärung meine Schulweisheit nicht ausreichte!

Indessen schöpfte die Hellseherin neuen Athem und fuhr in ihren Offenbarungen fort.

„Die Dame hinter ihm — ich kann ihr Gesicht nicht sehen, der breitschulterige Mann verdeckt sie mir — gibt ihm etwas. Aha! den Schlüssel zu dem Wandschrein! Er öffnet — zieht eines der Schubfächer heraus — es ist das zweite! Jetzt stellt er das silberne Körbchen hinein — schiebt zu — und schließt die Thüren. Der Ring — der Ring — o! — Alles verschwunden — versunken! Aber den Ring sehe ich jetzt wieder — er blieb an Ort und Stelle — man kann ihn in dieser Minute noch dort finden — im Kästchen, im Wandschrank."

Die Bearle ließ die Hände der Schwestern los und brach mit einem zitternden Seufzer ab. Wir athmeten auf und blickten einander bedeutsam an. Vor dem, was wir da beobachtet hatten, mußte jeder Zweifel verstummen.

„Befindet sich der Ring wirklich in Ihrem Zimmer —

in dem Wandschränkchen, das uns diese Frau da beschrieb?" fragte jetzt Jenny Croßbury leise.

Lady Ashton konnte nur mit einem Kopfnicken bejahen, denn die Hellseherin richtete sich in diesem Augenblicke in ihrem Lederstuhle ein wenig auf. Sie mußte die leisen Worte Jenny's vernommen haben.

„Warten Sie, warten Sie!" hauchte sie, die braunen Hände vorstreckend, als gälte es, nach einem unsichtbaren, in der Luft schwebenden Gegenstande zu tasten. „Ich fühle es — es ist in der Nähe — es muß hier im Zimmer sein."

„Was denn?" fragte Ellen beklommen.

„Das Ding, das den Zugang zu unserem Ringe erschließt — der Schlüssel zu dem Wandschrank."

Wieder wechselten wir bewundernde Blicke, und Lady Harriet fuhr unwillkürlich an ihre Taille, wo aus dem Uhrtäschchen die feine goldene Kette heraushing.

„Was verbergen Sie da?" stieß jetzt die Wahrsagerin plötzlich hervor, indem sie die hastige Bewegung Lady Ashton's gleichsam mitmachte, und erhaschte mit einer geradezu gierigen Geberde den Ellenbogen der Dame. Wie ein Blinder, der, um sich zurechtzufinden, herumtastet, glitten ihre Finger an dem Unterarm der Lady herab, bis sie an die Hand kamen, die sie festhielten. Lady Harriet ließ es mit einer Miene geschehen, in der sich deutlich genug ängstliches Grauen ausprägte.

Jetzt zog die Hellseherin rasch den Athem ein, und ein unheimliches, triumphirendes Lächeln zuckte um ihre Lippen. Sie hatte entschieden eine neue Entdeckung gemacht. Dann ging's wie Geisterhauch aus ihrem Munde: „Ah, Sie sind die Dame, die dem großen, starken Manne den Schlüssel zu dem Wandschrank gegeben hat. Und Sie haben diesen Schlüssel noch in diesem Augenblicke bei sich!"

„Ganz recht," stotterte Lady Harriet, sich rasch los-

machend. „Es handelte sich ja auch nur um einen Scherz. Die Damen werden den Ring noch in dieser Stunde zurückerhalten."

Und während die Wahrsagerin noch in ihrem Stuhle sitzen blieb, Undeutliches vor sich hin murmelnd: wahrscheinlich Verwünschungen über diese vornehmen Damen, die sich vermessen wollten, ihre Sehergabe leichtfertig auf die Probe zu stellen, schritt Lady Ashton rasch zur Thür und öffnete sie.

„Charles! Unsere Mäntel!"

Ich schlich zum Divan und that, als komme ich eben erst von draußen, raffte die Ueberkleider auf und half meinen Gebieterinnen bei der Vervollständigung ihrer Straßentoilette. Der Aufbruch geschah so eilig als möglich. Jenny und Ellen hatte das Zimmer schon verlassen, als Lady Harriet sich noch auf ihre letzte Pflicht an diesem Orte besann. Mit nervösen Fingern zog sie eine kleine elegante Geldtasche hervor und nahm daraus ein Papier, das sie der Alten auf den Tisch hinlegte. Es war eine Fünfpfundnote, wie ich gerade noch sehen konnte, ehe ich den Damen folgte. Bekky Bearle nickte gleichgiltig, als lege sie keinerlei Werth auf das Geschenk, und erhob sich, um die Thür hinter uns zu verschließen.

Erst draußen kam einige Ordnung in unseren Rückzug. Ich mußte lächeln, als ich die bleichen Gesichter der drei Damen im Licht des Tages sah.

„Mylady haben diese Frau reich genug beschenkt," warf ich hin, um nur etwas zu sagen. „Bei solchen Honoraren muß sich die Kunst der Bekky Bearle in der That besser rentiren als irgend eine andere."

„Allerdings," lachte Lady Harriet, die ängstliche Scheu der letzten Minuten bezwingend, deren sie sich jetzt zu schämen schien; „sie läßt sich gut bezahlen. Unter einer Guinee nimmt sie nichts an, aber meist erhält sie freiwillig

weit höhere Honorare. Aber was sagen Sie zu diesem Erlebniß, Herr Baron? Sind sie jetzt überzeugt, daß ich Ihnen von den wundersamen Gaben dieser Frau nicht zu viel erzählt habe?"

Ich konnte nur beistimmen, ich hatte etwas erlebt, das ich nie für möglich gehalten hätte. Jedenfalls begriff ich jetzt, daß diese Bekky Bearle so regen Zuspruch von Damen der höchsten Kreise fand.

Inzwischen waren wir am Wagen angelangt. Ich legte die Gegenstände, die ich im Arm trug, auf den freibleibenden vierten Sitz, half den Damen hinein und kletterte wieder auf den Bock.

War es die scharfe Frühlingsluft, die den drei Insassen der offenen Equipage das Sprechen verleidete? Ich hörte im Fahren hier und da ein paar flüchtige Worte hinter mir. Und ich wäre jetzt auch nicht gerade zum Plaudern aufgelegt gewesen. Ein Erlebniß wie dieses läßt sich doch nicht mit Alltagsphrasen beleuchten; es stimmt ernst, ist es doch, als wäre uns ein Gruß aus einer fremden Welt, aus den geheimnißvollen Regionen des Ueberirdischen, zugekommen.

Ich konnte auch, so gern ich es gethan hätte, meine Gedanken nicht loslösen von diesem seltsamen Abenteuer. Welcher Abkunft mochte diese Person sein, welchen Alters, welcher Vergangenheit? Wie mochte sie leben? War sie geizig, gierig beflissen, Schätze anzusammeln, wie sie ihr in den Schoß fielen? Die Art, wie sie das Honorar Lady Harriet's angenommen hatte, ließ wohl nicht gerade auf Habgier schließen. Doch das konnte ja auch Komödie sein, und die mehr als ärmliche Behausung, in der sie lebte, hätte sie doch längst mit einer freundlichen Wohnung vertauschen können. Oder lebte sie da gar nicht eigentlich? Hielt sie hier nur ihre Sitzungen? — In dem öden Hause hätte mir freilich kaum Jemand dar-

über Auskunft geben können. Es schien nur Läden, Magazine und Bureaux zu enthalten. Und überhaupt findet man die herzlose Gleichgiltigkeit für den Nebenmenschen wohl in keiner Großstadt so ausgebildet wie in London. Hier braucht sich wahrlich Niemand über die Neugier seiner Nachbarn zu beklagen. Kaum daß sich die Polizei um die Leute kümmert, so lange sie nicht mit den Gesetzen in direkten Konflikt gerathen sind; kennt doch die Londoner Polizei nicht einmal das Meldewesen, das bei uns eine so wichtige Rolle spielt!

Als wir im Hause der Ashtons angelangt waren und die Treppe hinaufstiegen, fragte Ellen: „Wir haben doch in der Eile bei der Wahrsagerin nichts vergessen?“

„Ihre Schuld, meine Damen, ist es allerdings nicht, daß dies nicht geschah,“ scherzte ich. „Ich darf mir schmeicheln, mich in meinem Dienste als pflichtgetreu und gewissenhaft erwiesen zu haben. Hier sind Ihre Schirme und hier Ihr Pompadour!“

„Der gehört aber nicht uns.“

„Wie? Auch nicht Ihrer Schwester?“

Jetzt verneinte auch Jenny. Sollte das Ding also Lady Harriet gehören? Ich fragte diese darnach, während wir gemeinsam das Empfangszimmer betraten. Zu meiner Verblüffung bekam ich auch hier eine ablehnende Antwort. Lady Ashton erklärte, diesen Pompadour noch nie gesehen zu haben.

„Aber ich fand ihn doch bei der Bekky Bearle auf dem Sopha bei Ihren übrigen Sachen. Und diese elegante Ausstattung im Verein mit dem feinen Parfüm, der dem Ding anhaftet — es ist doch nicht anzunehmen, daß es Eigenthum der alten Hexe sein kann.“

„Das wohl nicht,“ lachte Lady Harriet belustigt. „Aber Sie haben da in Ihrem Lakaieneifer unzweifelhaft einen Gegenstand aufgerafft, den eine frühere Besucherin der Bearle liegen gelassen hat.“

„O!“ Ich erweckte mit meinem verdutzten Gesichte jetzt auf allen Seiten gewaltige Heiterkeit. Die Richtigkeit von Lady Harriet's Muthmaßung über die Herkunft dieses Pompadours war einleuchtend. Ich hatte mich an fremdem Eigenthum vergriffen. Ich war doch als Lakai nicht recht brauchbar.

„Das Ding gehört wahrscheinlich jener Dame, die vor uns bei der Bearle war, und die wir noch in dem Miethwagen wegfahren sahen. Vielleicht gibt uns der Inhalt dieses Plüschbeutels nähere Auskunft.“

Ich reichte ihn Lady Harriet, die ihn nochmals von allen Seiten betrachtete und dann die seidene Zugschnur löste, um das Innere zu prüfen. Es war ein feines Battisttaschentuch, ein Krystallfläschchen mit Riechsalz und schließlich sechs Goldstücke, was sie daraus zu Tage förderte.

„Das sind Gegenstände, die einer Lady gehören, daran ist nicht zu zweifeln,“ lachte ich. „Sehen Sie nur — ist das nicht ein Wappen auf dem goldenen Stöpsel dieses Riechfläschchens?

„Wahrhaftig!“ stimmte die Hausfrau lebhaft bei. „Und dies Wappen kenne ich. Haha! Das ist köstlich, das ist einzig! — O, sehen Sie doch! Der zweigetheilte Schild, im oberen Felde die Felsklippe und im unteren die Sternblume, auf welche auch die Stickerei auf dem Pompadour anspielt! Verstehen Sie nicht? Es ist ein sogenanntes sprechendes Wappen. Und dieses C —“

„Clifford!“ rief ich überrascht, mich an die Bedeutung des Namens erinnernd.*)

„Ja, es ist das Wappen der Cliffords. Und hier — noch ein Beweis, wenn es eines solchen bedürfte!“

Damit zeigte mir Lady Harriet einen Zipfel des Battisttuches, das sie rasch entfaltet hatte. In dieser Ecke

*) Cliff = Felsen, Klippe; ford = Strom.

des Tuches war eine Krone eingestickt und darunter die Initialen K. C.

„Katharina Clifford!“ sagte ich, meinen Augen kaum trauend.

„Jawohl, Kitty Clifford hat diese Sachen bei der Wahrsagerin zurückgelassen! Gewiß war sie es, die wir eben vor uns in dem Cab wegfahren sahen. Diese Entdeckung ist ja reizend. Hahaha! Ich wußte ja, daß die Bearle manche geheime Anhängerin hat, die sich in der Oeffentlichkeit auf die freigeistige Zweiflerin hinausspielt. Diese Kitty! Wer hätte das gedacht! That sie nicht gerade so, als hielte sie uns Alle für Schwachköpfe, die sich von einer abgefeimten Gauklerin beschwindeln ließen?“

Jetzt brach auch bei mir das Lachen durch. „Zumindest scheint Lady Katharina doch die Neugier getrieben zu haben, sich auf eigene Faust davon zu überzeugen, wie weit Ihre interessante Schilderung der Bekky Bearle gerechtfertigt sei.“

„Aber dabei wollte sie es schier als eine Beleidigung auffassen, daß ich ihr den Antrag stellte, an unserem heutigen Unternehmen theilzunehmen. Ich bin gewiß, daß sie uns ihren eigenen Besuch bei der Somnambule niemals eingestanden hätte, die Heuchlerin!“

„Nun, da haben wir ja in diesem Pompadour ein treffliches Mittel, sie zu überführen.“

„Ja, das wollen wir! Es soll ein famoser Spaß werden. Ich möchte am liebsten noch in dieser Minute —“

„Ja, augenblicklich!“ fiel ich ihr da in's Wort, den Gedanken hastig aufgreifend. „Und ich stelle mich Ihnen zu diesem Zwecke zur Verfügung. Kann es eine passendere Form geben, als wenn Sie ihr diese Dinge durch eben den Bedienten einhändigen lassen, der den Pompadour an Ort und Stelle gefunden hat? Ich bleibe in meiner Rolle; das gibt der Komödie erst noch die rechte Würze. Ich

trete bei ihr ein, im Auftrage der Lady Ashton: Hier, Mylady, überbringe ich Etwas, das Sie wohl schon als verloren beklagten! Ein Glück nur, daß die Gegenstände so deutlich den Stempel ihrer Herkunft an sich tragen — Lady Harriet wäre sonst in Verlegenheit gewesen, sie der wahren Eigenthümerin zuzustellen. Zugleich erlaubt man sich die Anfrage, ob die sechs Guineen nicht etwa als Honorar für Bekky Bearle bestimmt waren."

Es kostete mich keine Mühe, Lady Ashton zur Annahme dieses Vorschlages zu bewegen. Schließlich wußten wir ja, daß Lady Katharina nicht gerade in glänzenden Finanzverhältnissen lebte; der vermeintliche Verlust der sechs Pfund in Gold konnte ihr also wirklich Kummer machen.

Mir war es natürlich weniger darum zu thun, Lady Ashton zu einem scherzhaften Racheakt wider ihre Gegnerin in der Meinung über den Somnambulismus zu verhelfen, als einen Vorwand zu finden, um mich endlich bei Lady Clifford und ihrer Tochte einzuschmuggeln.

Lady Clifford bewohnte ein sehr kleines, aber recht schmuckes Miethhaus von zwei Stockwerken. Ich gebrauchte den Klopfer am Thore sorgsam in der Weise, die die Londoner Sitte einem fremden Lakaien vorschreibt, welcher eine Botschaft zu überbringen hat. Ich gedachte mich zu Lady Katharina führen zu lassen, da mein Auftrag persönlich ausgerichtet werden müsse. Wie entzückt war ich aber, als das Dienstmädchen, das mir das Thor öffnete, die Auskunft ertheilte, Lady Clifford sei nicht zu Hause, nur ihre Tochter.

„Dann führen Sie mich zu dem gnädigen Fräulein!" fiel ich prompt ein, ganz im Tone eines von Geschäften überbürdeten Dieners. „Es handelt sich um eine Angelegenheit, die keinen Aufschub duldet."

Schon auf der Treppe zum ersten Stockwerke vernahm

ich die Klänge eines Pianos und liebliche Gesangstöne, die mein Herz in süßen Aufruhr versetzten. Daß die Sängerin nur Edith sein könnte, hätte ich gefühlt, selbst wenn noch andere junge Damen im Hause gewesen wären. Zum Glück für mich war es im Treppenhause schon recht dunkel, sonst hätte die Zofe an mir wohl eine Miene beobachten müssen, wie sie zu meiner bisher so korrekt durchgeführten Bedientenrolle wenig paßte. An der Schwelle des Vorzimmers angelangt, schaffte ich mir das Mädchen glücklich vom Halse. Die erleuchtete Glasthüre zu dem Zimmer, aus welchem die Musik ertönte, wies mir ja deutlich genug den nächsten Weg.

Ich klopfte nicht gleich an, sondern wartete, bis die Schritte der Zofe außer Hörweite waren, und lauschte indessen mit heißem Behagen der holden Stimme, die eben wieder zu einem neuen Liede einsetzte. Ich brauchte auch einige Zeit, mich zu sammeln, denn alle meine Kühnheit, mit der ich hier eingedrungen war, gerieth jetzt in ein seltsames Wanken. Wäre nicht die Sorge gewesen, daß die Mutter nur zu bald zurückkehren und ich so die günstige Gelegenheit zu einem Alleinsein mit der Königin meines Herzens verpassen könne, so hätte ich noch länger diese holde Stimme genossen, die ein schwermüthiges deutsches Lied sang. Aber als ich — sobald der Gesang und das kurze Nachspiel des Klaviers verklungen war — wirklich anpochte, da hatte ich für den Moment meinen Lakaienrock, den Pompadour und den Auftrag der Lady Ashton total vergessen; ich war ganz von Liebessehnsucht berauscht.

Es brannte nur die eine Lampe auf dem Klavier, und der letzte Schein des Tageslichtes, der noch durch die Fenster fiel, trug in seinem Widerstreit mit dem Schimmer der Lampe eher dazu bei, die Gegenstände in dem Gemache zu umschleiern als sie zu beleuchten. Ueberdies senkte ich bei meiner stummen Verbeugung demüthig das

Haupt und hielt den Bedientenhut mit der Goldtresse und der Kokarde ein wenig vor's Gesicht, so daß Edith an mir vorläufig nichts weiter sehen konnte als die Livree der Ashtons, die ihr wohl bekannt sein mußte. Sie verließ erst jetzt ihren Stuhl am Flügel und kam in die Mitte des Zimmers vor, bis an den Tisch.

„Sie bringen eine Mittheilung von Lady Ashton? — Wohl an meine Mutter?"

Ich verneigte mich abermals, ohne meinen Platz dicht an der Thürschwelle zu verlassen.

„Lady Clifford ist abwesend, aber vielleicht könnte ich Ihren Auftrag entgegennehmen? Oder wollen Sie lieber warten? Es kann wohl nicht allzulange mehr dauern, bis —"

Da verstummte sie jäh. Ich hatte den Hut sinken lassen und war einen Schritt vorgetreten. Nur eine Viertelsekunde vielleicht dauerte ihre momentane Bewegung: ein bebendes Zurückweichen unter dem Ansatz zu einem Schrei, der — ich sah es deutlich an ihren Lippen — meinen Namen in sich getragen hätte; und diese Viertelsekunde genügte, mich unendlich zu beglücken, es war wie ein gütiger Blitzstrahl, der mir mein Paradies erleuchtete: so, just so erschrickt man nur, wenn man plötzlich eine Person erblickt, deren man in Liebe oder in Haß gedenkt. Und zum Haß gegen mich hatte Edith doch nicht die mindeste Ursache.

„Vergeben Sie mir, Edith, wenn ich Sie erschreckt habe," sagte ich. „Es war ein Scherz — ein Scherz der Lady Ashton, der in Wahrheit Ihrer Frau Mutter gelten sollte. Ich erfahre erst soeben, daß sie nicht zu Hause ist."

„Mama hat wieder eine Wochensitzung im Bezirksfrauenverein," versetzte Edith mit unsicherer Stimme und wandte sich zum Klavier, wo sie sich an der Schraube der

Lampe zu schaffen machte. Sie konnte ihr Erröthen nicht verbergen.

„Dann erlauben Sie mir, von Ihrer freundlichen Aufforderung, Ihre Mutter zu erwarten, Gebrauch zu machen."

Sie wollte hastig erwiedern, wohl eine Einsprache erheben, schien aber nicht gleich die richtigen Worte zu finden. Ich näherte mich ihr noch mehr.

„Ich habe Sie singen hören, Edith —"

Da stockte ich schon, fürchtend, daß Alles, was ich ihr über ihren Gesang sagen könne, doch nur banal klingen würde, und nun kam mir die angefangene Rede erst recht läppisch vor.

Edith wandte mir den Rücken und packte mit fieberisch eifrigen Händen ihre Noten ein. Und wir schwiegen und fühlten, wie uns die Pein dieses verlegenen Stillschweigens bedrückte.

„Würden Sie es unbescheiden finden, Edith, wenn ich Sie bäte, noch ein Lied zu singen. Sie würden mich damit beseligen."

Sie schüttelte verwirrt den Kopf und klappte die Klaviatur zu, aber jetzt kam ich in Fluß, gerade so, als erwecke erst ihr Widerstand meine Beredtsamkeit.

„Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, wie innig mich Ihr Gesang ergriffen hat, Edith. Noch nie habe ich so deutlich gefühlt, wie eine ganze Seele in solchen Tönen liegen kann. Und es wollte mich bedünken, als hätte in jener sanft klagenden Stimme ein gefesseltes Sehnen nach Ausdruck, nach Befreiung gerungen, und da war's mir, als müßte ich hereintreten, um Ihnen aus einem ehrlichen, treuen, heißempfindenden Herzen zu sagen: ich bin sehend geworden, aber auch ich schmachte in Banden, in schmerzlich süßen Banden. Edith, Sie wissen, wen, Sie wissen, was ich meine."

Sie hatte mich stumm angehört, mich mit keiner Silbe

unterbrochen, die schlanken, weißen Hände nur krampfhaft an die runde Rückenlehne des Klaviersessels geklammert, und auch als ich zu Ende war, sprach sie kein Wort, aber ein leichtes Zittern überflog ihre Gestalt, und plötzlich drückte sie das zarte, weiche Kinn gegen die Brust, und ich sah Thränenperlen auf den Polster im Sessel vor ihr niederfallen.

Da war ich mit einem Sprung an ihrer Seite — es flimmerte mir vor den Augen; eine Sekunde lang kämpfte ich mit dem brennenden Verlangen, meine Arme um die zarte Gestalt zu schlingen, aber ich ergriff nur ihre Hände und stammelte: „Ich liebe Dich! Ich liebe Dich, Edith, und weiß in Ewigkeit nichts mehr zu sagen, als: ich liebe Dich!"

Durch ihre Thränen sah ich's auflodern, das Freudenfeuer in ihren wunderbaren Augen, und ein himmlisches Lächeln, das Gewährung verhieß, verklärte ihre bebenden Lippen. Schon wollte ich sie an mich ziehen, da floh sie plötzlich, wie mit Blut übergossen, in die nächste Fensternische und wehrte mich mit bittenden Händen und einem rührend kindlichen Tone ab.

„Nicht so — nicht jetzt — ich bitte, ich beschwöre Sie!"

„Edith! Doch wenigstens ein Wort — ein süßes, beseligendes Ja!"

Sie nickte leise, doch als ich darauf hin sie in meine Arme schließen wollte, wich sie ängstlich in die Mauerecke zurück und bat: „Seien Sie lieb und gut, Herr Baron! Ich kann, ich darf Ihnen jetzt nicht antworten — wir müssen vernünftig, das heißt etwas Gleichgiltiges miteinander sprechen, oder ich müßte Sie bitten, zu gehen und drüben im Empfangszimmer zu warten, bis Mama kommt."

Dabei deutete sie mit reizend schelmischer Geberde auf meinen langen Bedientenmantel, der mir jetzt selber so komisch vorkam, daß ich in ihre Heiterkeit einstimmen

mußte. Und damit war denn die Brücke zu einem vernünftigen Gespräch erreicht, dessen Nothwendigkeit ich schließlich auch einsah.

„Und was für ein Auftrag führt Sie her, wenn man fragen darf?“ meinte sie, geschickt einen leichten Plauderton anschlagend. „Wenn es sich um einen Scherz handelt, wie Sie anfangs bemerkten, so betrifft es wahrscheinlich die Stellung, die meine Mutter vorgestern in der Gesellschaft der Lady Ashton gegenüber dem daselbst besprochenen Hauptthema eingenommen hat? Hat etwa das verabredete Probestück bei dieser Wahrsagerin, der Bekky Bearle, schon stattgefunden?“

„Ich komme von dort als Augenzeuge.“

„Ah!“ unterbrach sie mich mit lebhaftem Interesse. „Und wie ist die Sache ausgefallen? Hat die Bearle die ihr gestellte Aufgabe zu lösen vermocht?“

„Ganz vortrefflich. Ich habe nie etwas Wunderbareres gesehen, als sich da vor meinen Augen abgespielt hat.“

„Wahrhaftig? Ach dann, bitte, erzählen Sie mir doch genau den Hergang, Herr Baron! Was haben Sie da beobachtet? Wie ging Alles zu? Wie fanden Sie die Frau? Wie sieht sie aus, wie geberdete sie sich?“

Ich gab ihr nun eine ausführliche Schilderung meines Erlebnisses und fand dabei eine Aufmerksamkeit, die mich in gewisser Beziehung eigentlich ein wenig kränkte. Als ob es zwischen uns nicht ein noch weit interessanteres Thema hätte geben können!

„Es ist ein Glück,“ meinte sie schließlich, „daß Sie als Augenzeuge anwesend waren. Ihre Angaben müssen Mama denn doch überzeugen, daß der Ruhm dieser Bekky Bearle gerechtfertigt ist. Und dazu sandte Sie wohl Lady Ashton zu uns?“

„Nicht gerade deshalb,“ entgegnete ich lächelnd. „Ich habe in erster Linie einen Gegenstand abzugeben, den

Lady Clifford vermissen dürfte. Dieser Gegenstand ist zugleich auch ein Beweis, daß Ihre Mutter nicht erst überredet zu werden braucht, der Bekky Bearle ihr Interesse zuzuwenden."

„Ich verstehe nicht —"

Da zog ich den Pompadour hervor und legte ihn lachend auf den Tisch. „Das gehört doch Ihrer Mutter?"

„Freilich, freilich. Ich selbst habe diese Stickerei angefertigt. Aber wie kommen Sie denn dazu?"

„Nun, das fanden wir im Zimmer unserer Somnambule auf dem Sopha."

Edith trat einen Schritt zurück. „Unmöglich!" entschlüpfte es ihren Lippen.

Ich erzählte nun in eingehender Weise Alles, wie es zugegangen war. Edith starrte mich dabei ganz seltsam an.

„Es ist sicher," schloß ich, „daß Lady Clifford kurz vor uns, wahrscheinlich ehe sie sich zu der anderen Sitzung in ihren Frauenverein begab, der Bekky Bearle einen Besuch abgestattet hat. Lady Harriet meint sogar, sie wegfahren gesehen zu haben."

Jetzt erst raffte sich Edith aus ihrer Verwirrung auf. „Mama — einen Besuch bei dieser Wahrsagerin? Unmöglich! Ich begreife nicht, warum sie so heimlich vorging, wenn sie einfach mit eigenen Augen und Ohren prüfen wollte. Oder wäre es denkbar, daß sie in einer Angelegenheit hinging, in der sie sich von der Wahrsagerin im Ernste Rath und Aufklärung verschaffen wollte?"

„Schon möglich. Aber Sie nehmen das, scheint es, zu tragisch. Wenn ich geahnt hätte, daß Sie diese Inkonsequenz Ihrer Mutter so kränken könnte —"

Edith biß sich auf die Lippe und athmete schwer auf. Dann sagte sie leise: „Es stünde ja in einem krassen Widerspruch mit dem ganzen Wesen meiner Mutter."

Ich wollte sie trösten, sie beschwichtigen, aber gleich bei den ersten Worten unterbrach sie mich mit einer auffahrenden Bewegung. „Die Mutter — da ist sie!"

Jetzt vernahm man auch den Schritt auf der Treppe und gleich hernach im Vorzimmer. Lady Clifford trat ein. Sie erstarrte schier zur Salzsäule, als sie meiner ansichtig wurde. Um der Entrüstung über mein Eindringen, die sich deutlich genug auf ihrer stolzen Miene abmalte, zu begegnen, mußte ich wirklich zuerst nach dem Vorwand greifen, unter welchem ich hierher gekommen war.

„Ich erschien als Lakai der Lady Ashton, um Mylady freundschaftliche Grüße auszurichten —" begann ich.

„Verzeihung!" unterbrach sie mich mit eisiger Kälte. „Ich vermag auf diesen Scherz nicht einzugehen. Sie müssen gleich bei Ihrem Eintritt in dies Haus doch erfahren haben, daß ich nicht daheim sei —"

„Vergeben Sie mir, meine Gnädige! Ich hatte im Augenblicke wirklich Grund, mich als den Träger einer ernstlichen Mission zu betrachten. Lady Harriet wollte Ihnen dieses Ding einhändigen lassen, das Mylady verloren oder vergessen haben dürfte."

Lady Katharina zuckte zusammen, als sie den Pompadour auf dem Tische gewahrte, den ihr meine Geberde bezeichnete. Wächserne Bläße überzog ihr Antlitz, dann erschien ein mühsames Lächeln auf ihren eigenthümlich starren Lippen.

„Ich verstehe. Ich meinte, diesen Beutel in dem Miethwagen vergessen zu haben, mit dem ich von Hause fortfuhr."

„Verzeihen Sie, Mylady, Sie scheinen es peinlich zu empfinden, daß wir die Finder gewesen sind — nämlich Lady Harriet, die beiden Damen Croßbury und ich. Hätte ich das gewußt, so wäre ich nicht so unzart gewesen, auf diesen nun verunglückten Scherz einzugehen. Wir haben

es eben nur harmlos aufgefaßt, daß Lady Clifford, die vorgestern noch gegen jede Förderung einer Bekky Bearle auftrat, schließlich doch die Wißbegier nicht unterdrücken konnte, sich durch eigene Anschauung ein Urtheil über die Wunderthaten dieser Somnambule zu bilden."

Jetzt wandte sich Lady Katharina, die mir halb den Rücken zugekehrt hatte, rasch um, als bereue sie ihre Empfindlichkeit und die etwas verletzende Art, mit der sie mir begegnet war.

„Sie haben Recht, Herr Baron, ich habe im Grunde genommen keinen Anlaß, die Beleidigte zu spielen," sagte sie lächelnd, aber ich merkte, daß ihre Freundlichkeit nur erkünstelt war. Und die Hand, die sie mir reichte, war kalt wie Eis und entzog sich mir auch gleich wieder. „Ich danke Ihnen jedenfalls für Ihre Bemühung. Sagen Sie Lady Harriet, daß sie richtig vermuthet hat: ich war in der That bei der Bekky Bearle. Das Nähere werde ich ihr persönlich mittheilen — ich hätte es auf jeden Fall gethan — ja, auf jeden Fall. Sagen Sie ihr, bitte, ausdrücklich, daß von einer Ueberrumpelung durchaus nicht die Rede sein kann. Es wandelte mich eben die Laune an, auf eigene Hand ein Experiment mit der Wahrsagerin anzustellen."

„Und ist es so gut gelungen, wie das unsere?"

„Wie das Ihre? Sie meinen zu Gunsten der Bearle? Waren Sie denn Augenzeuge dabei?"

Ich bejahte, war aber jetzt nicht in der Laune, meine Schilderung des heutigen Abenteuers in Deptford zu wiederholen; ich hatte wahrlich wichtigere Dinge auf dem Herzen.

„Mylady," begann ich, mich aufrichtend und einen feierlichen Ton anschlagend, „vor Allem habe ich Ihnen über ein anderes Ereigniß zu berichten, das sich erst vor einer halben Stunde hier an diesem Ort abgespielt hat."

Da wurde ich jedoch durch eine ganz unerwartete Dazwischenkunft Edith's unterbrochen. Statt den Blick, den ich ihr während meiner Rede zuwarf, in der erhofften Weise zu erwiedern, wandte sie sich jetzt an die Mutter.

„Nein, Mama, höre den Herrn Baron nicht an! Bitte ihn, zu gehen."

Diese bebend hervorgestoßenen Worte wirkten um so erstaunlicher, als Edith — wie mir jetzt erst bewußt wurde — seit dem Erscheinen Lady Katharina's noch keine Silbe verloren hatte. Ich konnte nicht sehen, wie ihre Mutter diese sonderbaren Worte auffaßte, denn mir raubte die jähe Bestürzung alle Fassung.

„Edith!" rief ich nur entsetzt aus.

Sie winkte mir abwehrend zu und beschwichtigte die Mutter, indem sie sich so vor sie hin stellte, daß sie meinem Blick entzogen wurde, sie an den Armen faßte und ihr halblaut, mit mühsam niedergezwungener Erregung, Vorstellungen machte, die, so viel ich vernehmen konnte, darauf hinausliefen, meinen Worten jede tiefere Bedeutung zu nehmen.

„Was thun Sie, Edith?" fiel ich da energisch ein. „Wollen Sie mir nicht erlauben, den Vorsatz auszuführen, dem Sie früher, wie ich meine, Ihre Billigung gegeben haben? Darf ich vor Ihrer Mutter nicht bekennen, daß ich Sie liebe, und daß ich Ihnen dies vor einer halben Stunde gestanden habe?"

Edith hatte sich vergeblich bemüht, mich abermals zu unterbrechen. Jetzt, nachdem ich geendet, schwieg sie, die Lippen fest aufeinandergelegt, in ihrer Haltung eine kalte Entschlossenheit einnehmend.

„Das heißt also eine Werbung?" murmelte jetzt die Mutter, mich so verdutzt ansehend, wie es angesichts des sonderbaren Wesens ihrer Tochter wohl gerechtfertigt war.

„Ja, Mylady, ich nehme mir hiermit die Freiheit, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten!"

Da war es heraus, das große Wort! Und Edith rührte kein Glied und keine Miene; sie hatte einsehen müssen, daß sie diesen meinen Schritt nicht aufhalten könne.

„Herr Baron, Ihr Antrag kommt mir überraschend," erwiederte Lady Katharina, „ich kann Ihnen nur sagen, daß ich mich dadurch sehr geehrt fühle, denn ich kenne Sie als vollkommenen Gentleman. Und wenn die Dinge so liegen, wie ich wohl annehmen muß: daß Sie sich mit Edith bereits verständigt haben —"

„Nein, Mama!" warf da Edith mit harter, metallisch klingender Stimme ein. „Der Herr Baron handelt aus einer momentanen Eingebung, aus einer Stimmung, in welcher ein Irrthum nicht ausgeschlossen ist. Nein, bitte, Herr Baron, unterbrechen Sie mich nicht!" Und jetzt wurde ihr Ton weicher, ich glaubte eine leise Bitte daraus zu hören. „Sie kamen in etwas übermüthiger Laune hierher, fanden mich allein, die Musik hat Sie ergriffen, und da haben Sie leidenschaftliche Worte an mich gerichtet, die Sie jetzt — eben weil Sie ein Gentleman sind — durch einen Schritt besiegeln wollen, den Sie mir schuldig zu sein glauben. Aber ich nehme eine Werbung unter solchen Umständen nicht an!"

„Edith! Könnten Sie wirklich glauben, daß ich nur einer momentanen Aufwallung folgte! Habe ich mich Ihnen nicht schon längst in einer Weise genähert — und haben Sie mir vorhin nicht Beweise gegeben, daß Sie in Wahrheit an meine Liebe glaubten? Edith, lösen Sie mir dies Räthsel oder ich müßte an meinem Verstand irre werden!"

„O bitte, quälen Sie mich und sich nicht länger!" bat sie wieder. „Ich kann Ihnen jetzt nichts Anderes erwiedern als: lassen Sie uns Beiden, Ihnen und mir, Zeit, den folgen-

schweren Schritt recht reiflich zu überlegen! Vergessen Sie zunächst, was wir im Drang des Augenblickes einander in Worten, Geberden oder Mienen gesagt haben, und kommen Sie ein andermal mit Ihrer Werbung wieder, wenn wir Beide sicher sein können, daß sie einem festen, wohlerwogenen Entschluß entspringt! Das können Sie mir doch nicht abschlagen. Oder kränkt es Sie, daß ich so nüchtern bin? Ja sehen Sie, das liegt vielleicht im Charakter der englischen Mädchen, und vielleicht ist Ihnen damit schon ein Grund gegeben, sich jenen Schritt noch einmal zu überlegen."

Ein bitteres Lächeln zuckte dabei um ihren Mund. Da ahnte ich, daß es nicht „praktische Nüchternheit" war, was ihr diese mich so schmerzlich berührenden Worte diktirte, und wenn ich ihre wahren Beweggründe auch nicht zu durchschauen vermochte, so war mir doch das Eine gewiß, daß es mir nicht gelingen würde, sie von ihrem Entschlusse abzubringen.

„Gut, Sie sollen mich prüfen, ich habe dergleichen nicht zu scheuen! Aber wann darf ich wieder kommen, mir Ihre Entscheidung zu holen?"

„In — acht Tagen," sagte sie nach kurzem Besinnen hastig. „Dann will ich Ihnen meine Antwort geben."

Und dabei blieb es. Ich mußte gehen — gekränkt, bekümmert durch den schmerzlichen Gedanken, daß dieses Mädchen, dem ich mein ganzes Herz zurückließ, meine Liebe doch nicht so innig erwiedere, als es meine Sehnsucht wünschte. Sie reichte mir nicht einmal die Hand zum Abschied, als fürchte sie, sich damit schon zu viel zu vergeben. Dies frappirte auch die Mutter, welche die letzte Scene zwischen uns schon mit verlegenem Kopfschütteln beobachtet hatte. Und ehe ich selbst noch die Schwelle erreicht hatte, entfernte sich Edith in's Nebenzimmer, das Wort Lady Katharina's überhörend, das sie zurückrief.

Sie wollte der Mutter ebenso wenig wie mir Rechenschaft über die eigentlichen Gründe ihres Verhaltens ablegen.

3.

Daß ich keine Lust hatte, an diesem Abend noch zu Lady Ashton zurückzukehren, wird man begreiflich finden. Ich sandte ihr durch einen Packträger meine Lakaiengarderobe in Begleitung einiger Zeilen, in welcher ich ihr die Ausführung meines Auftrages an Lady Clifford ganz trocken bestätigte; ein Näheres darüber würde sie demnächst, wohl durch Lady Katharina selbst, erfahren. Hätte es nicht unliebsam auffallen müssen, so würde ich an diese Nachricht gleich die Mittheilung geknüpft haben, daß ich am morgigen Abend nicht in ihrem Gesellschaftscirkel erscheinen könne.

Aber am nächsten Tage fand ich mich doch bei den Ashtons ein. In der Verzweiflung, die mich den ganzen Tag peinigte, hatte ich mich an die Hoffnung geklammert, Edith bei Lady Harriet finden zu können. Aber die Cliffords erschienen natürlich nicht, und ich stand wahre Martern aus, als ich wie ein bezahlter Vortragsmeister nicht nur eine breite Schilderung unserer gestrigen Erlebnisse bei der Bekky Bearle geben, sondern sogar noch erzählen mußte, wie Lady Katharina den verhängnißvollen Pompadour in Empfang genommen habe. Daß sie heute nicht gekommen war, legte man dahin aus, daß sie den Neckereien der Gesellschaft ausweichen wolle. Und ich bekräftigte die spottlustigen Herrschaften natürlich in dieser Meinung.

Ich wäre am liebsten gleich wieder gegangen, wenn dies mit Schicklichkeit hätte geschehen können. Jetzt waren mir ja diese endlosen Erörterungen, die wieder an die Angelegenheit mit der Bekky Bearle geknüpft wurden, entsetzlich zuwider. Und am meisten ärgerte es mich, als

man, meine Einsilbigkeit und schlechte Laune bald bemerkend, die Behauptung aufstellte, ich beschäftige mich in Gedanken wohl unausgesetzt mit der Ergründung des Geheimnisses des Hellsehens. Wickham, der alberne Witzling, verglich mich mit dem egyptischen Jüngling vor dem verschleierten Bild zu Sais, und sprach die Befürchtung aus, daß mich die Berührung mit der Geisterwelt, die mir durch die Bekky Bearle vermittelt worden sei, bis in die innerste Seele getroffen habe.

Freilich, vor einem Räthsel stand ich wirklich, aber das verschleierte Bild war meine Edith. Was mir gestern unmittelbar unter dem Eindruck ihrer Worte, so schmerzlich mich diese auch berührt hatten, noch immerhin glaubwürdig erschienen war: daß sie mir diese acht Tage als eine Art Prüfungsfrist auferlegte, das war mir nach und nach immer unbegreiflicher geworden. Und von Stunde zu Stunde verschwand meine Hoffnung, daß die Entscheidung, die ich mir holen würde, eine zustimmende sein werde. Hätte ich mich nicht durch mein Wort für gebunden erachtet, die mir gestellte Frist abzuwarten, ich wäre augenblicklich zu ihr gedrungen, Leben oder Tod in ihrem Urtheil zu vernehmen. Freilich, sie hätte mich gewiß gar nicht empfangen, weder sie noch ihre Mutter.

Mit diesen peinvollen Erwägungen saß ich in einem der äußersten Winkel des Salons der Lady Ashton und ließ das öde Geschwätz der Gesellschaft achtlos an meinem Ohr vorüberziehen. Doktor Kämpfer spielte natürlich wieder die Hauptrolle und sprach unaufhörlich von den mystischen Kräften der menschlichen Seele, dem Astralkörper, dem Okkultismus, Spiritismus, den Fakiren u. s. w. Aber allmälig fühlte ich mich gefesselt von seinen geistreichen Ausführungen. Warum konnte der Mann nicht Recht haben? Wie war denn sonst zu erklären, was ich mit eigenen Augen und Ohren bei der Bekky Bearle erfahren hatte?

„Die Somnambule ist über das Wesen ihrer Sehergabe natürlich ebenso im Unklaren wie ihr Publikum," sagte Kämpfer. „Sie beschreibt nur Erscheinungen oder Gefühle, die wie Halluzinationen über sie kommen. Meist genügt es ihr, einen Gegenstand zu berühren, den eine gewisse Person getragen oder benützt hat, um Visionen zu erwecken, die mit dieser Person im Zusammenhang stehen. Und das Seltsamste ist, daß sie dabei in einen Rapport mit dem ganzen Geistes- und Gefühlsleben des Betreffenden tritt, so daß sie alle Charaktereigenschaften, ja oft die geheimsten Gedanken einer solchen Person zu offenbaren vermag."

Damit hatte Doktor Kämpfer plötzlich eine zündende Idee in meinen Gedankengang geworfen. Die Somnambule! Sie konnte mir vielleicht aufklären, was mein grübelndes Gehirn zu ergründen zu schwach war, sie konnte mir das „verschleierte Bild" enthüllen, sie konnte mir einen Blick in Gemüth und Gedanken Edith Clifford's erschließen!

Und diese Idee verließ mich nicht mehr, bis ich sie in die That umgesetzt hatte, das heißt, bis ich mindestens den Versuch zu ihrer Verwirklichung gemacht hatte.

Einen Gegenstand, den Edith getragen hatte, brauchte ich glücklicherweise nicht lange zu suchen. Dort auf dem Fenstertischchen lagen ja die Handschuhe, mit denen der Ring der Croßbury in dem Körbchen bedeckt gewesen war — Edith's Handschuhe. Niemand achtete darauf, seitdem man Jenny Croßbury unter komisch-feierlichen Ceremonien den Ring zurückgegeben, dessen Versteck die Bekky Bearle so trefflich ausgespäht hatte. Ich erhob mich langsam und steuerte allmälig auf das Tischchen los. Von Niemand wurde ich sonderlich beachtet, und nach zehn Minuten hatte ich die Handschuhe glücklich in der Tasche.

Wahrhaftig, ich glaubte jetzt selber, so etwas wie ein geheimnißvolles Agens zu spüren, das in diesen ledernen

Dingen steckte, denn von der Minute an litt es mich nicht länger — ich mußte fort, ich mußte allein sein, allein mit meinen schmerzvoll schmachtenden Gedanken an Diejenige, deren Pulsschlag einst unter diesen Lederhüllen gebebt hatte.

— — — — — — — — — — — —

Am andern Tag — es war ja Freitag, der letzte von den drei „Audienztagen", die Bekky Bearle in der Woche gab, wie ich bereits wußte — fuhr ich nach Deptford hinüber. Angemeldet hatte ich mich nicht, denn da wäre ich ja als Mann einer Abweisung sicher gewesen. Aber ich rechnete darauf, daß im entscheidenden Augenblicke der mächtige Schlüssel des Goldes auch hier seine Zauberkraft nicht versagen würde. Ich konnte ja sagen, ich käme im Auftrag einer Dame, die durch Krankheit am Selbsterscheinen verhindert sei und darum durch mich nur diese Handschuhe schicke, um daraus das Wissenswerthe über deren Eigenthümerin zu erfahren. Es war ja dann auch wirklich ein weibliches Fluidum, auf das die Hellseherin reagiren sollte, und daß ein Mann der zufällige Ueberbringer der Handschuhe war, konnte ihr doch nichts ausmachen.

So rasch ändert sich der Menschensinn! Am Montag war ich noch unter den Spöttern über diese Bekky Bearle gewesen, und heute brannte ich vor Begierde, die „alte Hexe" zur Verkünderin meines Schicksals zu machen, und zitterte förmlich bei dem Gedanken, daß sie mich abweisen könne. Daß sie mir sagen könne, was ich zu wissen begehrte, daran zweifelte ich nicht eine Sekunde.

Freilich, vor der Welt hätte ich meinen zuversichtlichen Glauben an die Bearle nicht eingestehen mögen. Ich wäre schamroth geworden, wenn mich Jemand auf dem Wege zu der Wahrsagerin ertappt hätte. Ich verließ auch schon ein paar Straßen früher die geschlossene Mieth-

kutsche, um mich zu Fuß, den Hut tief in der Stirn, den Kragen meines Ueberziehers hoch aufgeschlagen, an mein Ziel zu begeben. Ich hatte die Ecke des Gäßchens noch nicht erreicht, da fuhr eine zweisitzige Equipage heraus. Ich erkannte die Livree des Kutschers, es war die meines Freundes Readhurst, und es bedurfte nur eines Blickes in den rasch vorüberrollenden Wagen, um mich in der Insassin die Gemahlin des Marquis of Readhurst erkennen zu lassen. Also auch sie! Wieder Eine, die neulich bei Lady Harriet noch ein vornehmes Lächeln für die Wundermähren von der Bekky Bearle gehabt hatte! Ja, ja, die Somnambule hatte es wohl nicht mehr nöthig, ihre Dienste erst durch Zeitungsinserate anzubieten; der kamen die Klientinnen schaarenweis zugelaufen.

Hoffentlich war diese Abfahrt der Marquise Readhurst ein Beweis, daß die Bearle gerade frei war. Immerhin galt es, sich zu beeilen, denn wer bürgte mir denn dafür, daß mir sonst nicht eine neue Besucherin zuvorkam!

So schwenkte ich mit raschen Schritten in das Gäßchen ein. Aber meine Muthmaßung, daß sich die Kundinnen der Wahrsagerin in dichter Reihenfolge drängen dürften, sollte sich sogleich bestätigen. Ich hatte kaum einige Meter in der sonst so öden Gasse zurückgelegt, da polterte hinter mir schon ein Cab daher und hatte mich in wenigen Sekunden überholt. Ich konnte nur erkennen, daß wirklich wieder eine Dame darin saß, denn sie hatte sich in die Ecke gedrückt und war tief verschleiert. Der Wagen hielt an eben dem Hause, in das ich wollte.

Da — was war das? Die dort ausstieg und flüchtigen Fußes wie ein aufgescheuchtes Wild aus dem Wagen huschte und hinein in's Thor — war es ein Trugbild meiner Phantasie, die sich ja seit zwei Tagen nur mehr mit dieser Einen, der Einzigen, beschäftigte?

Jetzt war es mir gleichgiltig, ob ich auffiel oder nicht.

So rasch mich meine Füße tragen wollten, lief ich zur Stelle, und als ich im Flur angelangt war, sah ich gerade noch, wie die schlanke, elastische Mädchengestalt aus dem Tageslicht des Hofraumes in den zweiten finsteren Thorbogen trat. Es war Edith — ich konnte mich unmöglich täuschen!

Ich blieb stehen, für den Moment rathlos. Daß Edith ebenfalls zu der Wahrsagerin wollte, daran war natürlich nicht zu zweifeln. Aber was suchte sie dort, in welcher Sache wollte sie die Hellseherin zu Rathe ziehen? Denn daß sie nicht müßige Neugier trieb, das war offenbar; ihr Gang, ihre ganze Haltung verrieth ja ein scheues Wesen, daß ich überzeugt war, sie machte diesen Weg nur mit angsterfülltem, hochklopfendem Herzen. War es vielleicht eine ähnliche Angelegenheit, wie sie mich hierher führte? Sollte am Ende Bekky Bearle die Entscheidung fällen, ob meine Liebe die echte, wahre sei? Da empörte ich mich mit einem Male wieder gegen dieses Weib, und nun erschien mir mein eigenes Vorhaben kindisch oder vielmehr erniedrigend. Nein, und wenn diese Frau zehnmal über eine Sehergabe verfügte, jetzt wollte ich nicht zugeben, daß sie mein und meines Herzensmädchen Loos in ihren Händen halten sollte!

Da hörte ich, wie Edith an der Thür zaghaft die Klingel zog und wie gleich darauf geöffnet wurde; sie trat hinein, und ich folgte ihren Spuren, von zunehmender Wuth gegen diese Bekky Bearle erfüllt. War's mir doch, als opfere Edith etwas von ihrer Reinheit, indem sie diese Hexenküche betrat.

Ich wartete und wartete — und von Minute zu Minute stieg meine Erbitterung, die mit einer eigentlich unerklärlichen Angst gemischt war, als drohe Edith da drinnen eine Gefahr. Mehr als zehnmal streckte sich meine Hand nach dem Metallknopfe aus, der an Stelle einer

Klinke an der Thür angebracht war, dann legte ich das Ohr an die Thür und lauschte in fieberischer Spannung, obwohl ich mir sagen mußte, daß von dem, was in dem Zimmer da drüben wahrscheinlich vorging — von dem tonlosen Geflüster, mit dem die Hellseherin zu orakeln pflegte, kaum etwas zu hören sein könne.

Endlich vermochte ich mich nicht mehr zu beherrschen. Ich pochte an die Thür. Erst leise, dann stärker. Nach einer Weile ging die Thür des Zimmers auf, zwei Stimmen flüsterten miteinander, dann ertönten rasche, flüchtige Schritte, und die Außenthür wurde vorsichtig ein wenig geöffnet. Es war Edith's Kopf, der in der Spalte erschien.

„Ich bin's! Lassen Sie mich ein!" stieß ich hervor und drängte mich schon hinein. „Was geht hier vor? Ich muß Gewißheit haben: Sagen Sie mir, geliebte Edith, was thun Sie hier?"

Ich war entsetzt über ihr Gesicht; es war bleich wie der Tod, nur die gerötheten Augenlider ließen erkennen, daß sie geweint hatte. Eine Sekunde starrte sie mich an, als wäre ein Gespenst vor ihr aufgetaucht, aber dann war sie schon gefaßt und richtete sich zu einer Haltung voll stolzer Unnahbarkeit auf.

„Die Frage, was ich hier zu thun habe, könnte ich Ihnen zurückgeben, Sir," sagte sie schroff. „Wenn Sie Mrs. Bearle aufsuchen wollen, so kann ich Ihnen in ihrem Namen erklären, daß sie für Niemand zu sprechen ist. Sie wird von nun an überhaupt keine Besuche mehr empfangen. Im Uebrigen bitte ich Sie, sich nicht mehr meines Vornamens zu bedienen; ich bin das Fräulein Clifford."

Einen Moment war ich sprachlos; unendliche Bitterkeit stieg in mir auf. „Nein, nein!" rief ich. „So lasse ich mich nicht abspeisen. Sie sind hier offenbar durch eine

Gauklerin beeinflußt worden. Das Weib da drinnen hat Ihnen durch irgend einen Hokuspokus bewiesen, daß Sie mich von sich stoßen müssen, daß Sie an meiner Seite Ihr Glück auf's Spiel setzen würden. Aber ich werde der Hexe das Handwerk legen. Dieses gefährliche Frauenzimmer soll mir Rede und Antwort stehen — auf der Stelle!"

„Sie haben kein Recht, hier einzudringen," stieß Edith angstvoll hervor.

„Und Sie haben kein Recht, es mir zu verwehren."

Edith biß sich auf die Lippe und besann sich einen Moment, dann drehte sie mir den Rücken und rief: „Mrs. Bearle! Versperren Sie die Thür! Es droht Ihnen ein gewaltthätiger Ueberfall." Dann wandte sie sich mir wieder zu, während drinnen richtig ein Riegel vorgeschoben wurde, und sagte: „Besinnen Sie sich, Herr Baron, daß unsere Behörde den Hausfriedensbruch strenge bestraft, und entfernen Sie sich!"

„O, Sie sollen mich in der That nicht vergeblich auf die Polizei verwiesen haben," versetzte ich, sinnlos vor Zorn. „Ja, die Behörde soll hier ein Wörtchen sprechen — diese Schwindlerin einsperren, die sich vermißt, das Lebensglück ihrer Mitmenschen auf der Spitze ihrer lügnerischen Zunge zu tragen!"

„Gut, gut!" stöhnte Edith. „Bleiben Sie meinetwegen hier, aber lassen Sie wenigstens mich hinaus! Wir haben uns ja nichts mehr zu sagen."

„Wirklich? Ein Abschied für's Leben soll es sein, den Sie da von mir nehmen? — Edith, Sie können nicht so falsch, so treulos an mir handeln, können nicht das herrliche Bild, das meine Seele von Ihnen bewahrt, selbst so gänzlich vernichten wollen. Sagen Sie mir, was hat Sie plötzlich so verändert? Haben Sie nur ein frivoles Spiel mit mir getrieben, als Sie mich glauben ließen, meine

Liebe erwecke auch in Ihrem Herzen ein Echo? Haben Sie nie Neigung für mich empfunden?"

„Nein!" sagte sie hart und bestimmt, aber erst nach einer kleinen Pause.

„Und Ihr Blick, Ihr Erröthen, Ihr Händedruck, Ihr —"

„Täuschung, Täuschung — Alles Täuschung!"

„Also wirklich? Sie haben mich getäuscht, haben mich absichtlich belogen? Zu welchem Zwecke, elende Gauklerin?"

Sie erwiederte kein Wort. Sie lehnte sich stumm gegen die Wand, ein Beben ging durch ihre Gestalt, dann sank sie plötzlich zusammen und glitt zu Boden, ehe ich es in meiner Bestürzung verhindern konnte, und ein wildes, herzzerreißendes Schluchzen drang aus ihrer Brust, während sie die Hände vor's Gesicht drückte, als könne sie dadurch den hervorstürzenden Thränen einen Damm setzen.

Ich umfaßte sie mit meinen Armen. Ah, mein Zorn war verraucht, nur Mitleid und Liebe erfüllten mächtig mein Herz. Eben wollte ich sie mit tröstenden Worten aufheben, als mich eine Hand zur Seite stieß. Es war Bekky Bearle, die aus der Thür gestürzt war und sich jetzt, ohne eine Silbe zu verlieren, zu Boden bückte und die halb Ohnmächtige emporhob, um sie in das Zimmer zu schaffen. Wie, war das die gebrechliche Alte, die ich vorgestern hier gesehen hatte? Nach ihrer Tracht mußte ich es wohl annehmen; das war der graue Rock, der graue Shawl, der grüne Augenschirm, aber die ganze Gestalt schien gewachsen, und woher hatte sie plötzlich diese Kraft der Arme genommen, während sie sonst des Krückstocks zu bedürfen schien, um sich aufrecht zu erhalten?

Ich wagte nicht, ihr in das Zimmer zu folgen, aber durch die offengebliebene Thür sah ich, wie die Wahrsagerin die Schluchzende auf den Divan neben dem Tisch

bettete. Dann trat sie wieder heraus zu mir. Einen Moment blieb sie schweigend vor mir stehen, jetzt wieder gebückt, als bedrücke sie Schmerz oder Verlegenheit; sie hielt den Kopf gesenkt, daß ich unter dem Augenschirm nicht das Geringste von ihrem Gesichte sehen konnte, und ihre Hände zitterten.

„Es geht vorüber; sie wird sich beruhigen," sagte sie endlich, wieder mit ihrer Flüsterstimme, aber diesmal war ein eigenthümliches Schwanken darin. „Und dies wird um so schneller geschehen, wenn sie Sie nicht mehr in der Nähe weiß."

Ein Wink mit der Hand nach der Ausgangsthür ergänzte jetzt deutlich genug diese Worte. Aber ich war nicht gesonnen, das Feld zu räumen. Mit einem jähen Griffe erhaschte ich diese braune Hand und zog die Hexe so weit als möglich von der Zimmerthüre weg; ich wollte die Leidende da drinnen nicht auf's Neue aufstören, aber dieses Weib da sollte mir Rede stehen.

„Sie werden mir beichten, was hier vorgegangen ist, ehe ich kam!" raunte ich ihr hastig zu.

„Was kümmert das Sie?" zischte sie zwischen den Zähnen hervor und suchte sich loszureißen, aber meine Finger umspannten ihr Gelenk fester. „Lassen Sie mich und — gehen Sie!"

„Nein, ich gehe nicht. Ich schlage Lärm und rufe die Polizei, wenn ich Sie nicht zu einem rückhaltslosen Bekenntniß bringen kann. Elende Schwindlerin, was haben Sie dem Mädchen da drinnen vorgeredet?"

Jetzt riß sich Bekky Bearle mit einem Aufwand überraschender Kraft los und wich zurück. In der Besorgniß, sie könne mir in's Zimmer entschlüpfen, den Riegel vorschieben und vielleicht einen verborgenen Ausgang nach dem Hintergäßchen benützen, griff ich abermals zu und riß ihre Hand auf's Neue an mich. Sie wehrte sich ver-

zweifelt, aber ich kannte jetzt keine Rücksicht mehr. Bei unserem Kampfe fiel ihr der Augenschirm herab, und ich hatte kaum ihr Antlitz gesehen, als ich einen Ruf des höchsten Erstaunens ausstieß.

Ich brauchte ihr Geständniß nicht mehr. Die Frau, die da im Hexenkostüm vor mir stand, war Lady Katharina Clifford, Edith's Mutter. Ich erkannte sie trotz des braungefärbten Gesichtes, trotz der geschminkten Lippen, und das starre Entsetzen in ihrer Miene zeigte mir, daß sie sich entlarvt wußte.

Ich stand eine Weile wie betäubt, keines Lautes fähig. Lady Clifford — eine Schwindlerin! Ja, war das denn möglich?

„Nun brauche ich Ihnen wohl nichts mehr zu sagen, Herr Baron," begann sie endlich mit einem Lächeln der Verzweiflung und richtete sich zu der energischen Haltung auf, die mir an ihr sonst immer so imponirt hatte. „Jetzt haben Sie den Schlüssel zu allen Räthseln in Händen. Meinetwegen! Es liegt mir nichts mehr daran, wenn Sie Ihre Entdeckung der Welt mittheilen. Ich habe heute weit schmerzlicheres Leid erfahren — den stillen Vorwurf meines einzigen Kindes, dem ich eine sorglose Zukunft zu bereiten wähnte, während ich sein Lebensglück zerstörte."

„Edith's Lebensglück!" fuhr ich auf, von neuem Schmerz ergriffen. „Ihr Glück — und auch meines."

Damit stürzte ich davon, eine Beute wildester Verzweiflung.

5.

Die ganze Nacht lag ich wie im Fieber, von einander widersprechenden Gedanken und Wünschen hin und her gerissen. Aus diesem Chaos rang sich aber doch nach und nach Eines zu voller Klarheit empor: Edith war unschuldig, sie hatte ohne Zweifel erst kürzlich von dem Ge-

werbe der Mutter erfahren. Die erste Ahnung war ihr offenbar am Mittwoch gekommen, als ich den Pompadour gebracht hatte. Sie hatte schärfere Augen gehabt als wir Alle; freilich, sie mußte den Charakter der Mutter doch so weit kennen, um es wirklich als unmöglich zu betrachten, daß Lady Katharina als Klientin zu der Wahrsagerin ginge. Und als sie die Mutter beim Anblick des verrätherischen Plüschbeutels hatte erschrecken sehen, da war ihr Verdacht bestätigt worden. Viele Dinge, die ihr im Laufe der Zeit schon zu denken gegeben hatten, erschienen jetzt mit einem Male in einem Zusammenhange, der kaum noch einen Zweifel übrig ließ.

Und mit dem ersten Verdachte erwachte in Edith auch schon das Pflichtgefühl, mich davor zu bewahren, daß ich die Tochter einer Betrügerin heimführe. Darum die achttägige Bedenkzeit — sie wollte sich mittlerweile Gewißheit verschaffen! Und sie hatte den nächsten Tag benützt, an dem ihre Mutter wieder in einem ihrer „Wohlthätigkeitsvereine" war, um Bekky Bearle aufzusuchen. Sie hatte sich bei der Wahrsagerin unter einem falschen Namen angemeldet, war empfangen worden und — das Uebrige konnte man sich leicht vorstellen.

Arme Edith! Jetzt begriff ich erst, was sie gelitten haben mochte, als sie mir herb und kalt die Thür wies, damit das traurige Geheimniß der Mutter wenigstens nicht öffentlich würde. Und jetzt erinnerte ich mich auch wieder der so bitter betonten Worte: Bekky Bearle werde von nun an überhaupt keine Besuche mehr empfangen. Natürlich, Edith wollte lieber in Armuth und Verborgenheit ein kümmerliches Leben fristen, als fernerhin die Früchte aus dem Gewerbe der Bekky Bearle genießen.

Und dieser Edelmuth, diese Opferwilligkeit, diese Entsagungskraft sollte nun damit belohnt werden, daß ich sie verließ? Ich wußte es jetzt, sie liebte mich, wie ich sie.

Und dennoch! Konnte ich, ein deutscher Edelmann, die Tochter einer Betrügerin heirathen?

Es war längst heller Morgen, als ich in meinen qualvollen Grübeleien bis zu jenem Punkte gekommen war. Mein Diener pochte, mich um die gewohnte Stunde zu wecken, und brachte mir gleichzeitig einen Brief.

Er war von Katharina Clifford.

Ich schleuderte den Brief an die Wand; ich wollte ihn nicht lesen. Was konnte er mir zu sagen haben? Und doch — ich konnte nicht widerstehen. Nach kurzem Kampfe nahm ich ihn wieder auf, erbrach ihn mit zitternder Hand und las mit immer sich steigerndem Interesse.

Ein ganzes Lebensschicksal rollte sich vor mir auf, die Geschichte einer schwergeprüften Frau. Als ich zu Ende war, hatte sich meine Meinung von Katharina Clifford doch so weit verbessert, daß ich entschlossen war, mich heute noch zu ihr zu begeben, um ihr zu sagen, daß ich sie und ihre Tochter von Herzen bedaure und daß sie auf meine Verschwiegenheit rechnen könne. Die Damen der Londoner Gesellschaft sollten aber fortan vergebens an die Thür in dem finsteren Thorbogen klopfen und annehmen, daß die alte Hellseherin gestorben sei.

Ich las den Brief nochmals. Es war die Beichte einer Frau, die viele Fehler begangen, aber für jeden auch schwer gebüßt hatte. Ihr hatte das Schicksal nichts geschenkt. Wer konnte es ihr im Grunde verübeln, daß sie im Strudel ihres Jugendgenusses an den schrecklichen Popanz „Armuth" nicht früher glauben mochte, als bis er leibhaftig vor ihr stand und die furchtbaren Fangarme nach ihr ausstreckte? Fiel nicht tausendmal mehr Schuld auf den Vater, der seine Tochter wie ein wildes Füllen hatte aufwachsen lassen, und auf den Gatten, der ihren extravaganten Launen noch Vorschub geleistet hatte?

Was mußte das stolze, hochfahrende Weib erduldet

haben, als sie, eine arme, von aller Welt verlassene Wittwe, mit dem achtjährigen Töchterchen wieder in London saß, und, von der Gesellschaft verlassen, das Schicksal Derer erfahren mußte, die da arbeiten wollen, es aber aus irgend einem Grunde nicht können. Allmälig erst lernte Kitty auf den Boden der düsteren Niederung schauen, in die sie hinabsank; die verschrobenen Lebensanschauungen, in denen sie groß geworden war, bildeten ja noch lange einen verhüllenden Nebel um die ganze grause Tiefe. Ihr kam die ganze Erkenntniß erst, als sie das erste Schmuckstück in's Leihhaus schicken mußte. Und da begann sie zu rechnen und fand, daß sie auf diesem Wege bald am Ende aller ihrer Mittel sein werde, denn zum Betteln bei den Standesgenossen war sie zu stolz.

Also arbeiten! Aber sie hatte nichts gelernt, was sie hätte verwerthen können. Freilich, in einer Menge brodloser Künste war sie Meisterin, aber was nützte ihr das jetzt? Was nützte es, daß sie sich einschränken lernte, daß sie nach und nach sogar Ordnungssinn entwickelte und ihrem Kinde nicht nur eine zärtliche Mutter, sondern auch eine treue Wärterin und Pflegerin wurde? Was nützte es, daß die Habe, die Stück für Stück veräußert wurde, noch lange ausreichte, der Tochter Nahrung zu verschaffen? Sie wollte ihr auch eine Erziehung angedeihen lassen, eine bessere, gründlichere, als sie ihr beim besten Willen geben konnte.

Eines Tages konnte sie es bis auf den Penny ausrechnen, wie lange sie ihre, in letzter Zeit schon recht dürftige Lebensweise fortzusetzen im Stande sei. In Kurzem stand sie dem Nichts gegenüber, und die Verzweiflung wollte sie anpacken. Da fiel ihr eine französische Zeitung in die Hände, die einen Bericht über den Tod einer berühmten Pariser Kartenlegerin, die für eine Schülerin der Lenormand gegolten hatte, enthielt. Die Verstorbene hatte so reiche Einkünfte aus ihrem Gewerbe gezogen, daß sie

ein beträchtliches Vermögen hinterlassen konnte. Daran waren einige beißende Bemerkungen über die Leichtgläubigkeit eines Publikums geknüpft, das zumeist aus Damen der vornehmsten Kreise bestehe.

In Lady Katharina's Kopf entstand plötzlich der Gedanke, der Todten nachzueifern. An Witz, Talent, Energie fehlte es ihr nicht. Bekanntschaften in den höchsten Kreisen hatte sie genugsam, an Weltkenntniß fehlte es ihr ebenfalls nicht. Sie entschloß sich zu einem Inserat in einem der gelesensten Blätter für die elegante Damenwelt, worin sie sich den Damen des Adels als Wahrsagerin empfahl.

Die erste Zuschrift war die der Lady Ashton, die ihr sehr wohl bekannt war. Das machte ihr Muth. Sie antwortete ihr und bestellte die Dame in jene Behausung in Deptford, die sie damals nur für den Tag gemiethet hatte. Es war vordem die Wohnung und der Laden einer Obsthändlerin gewesen. Katharina kannte Lady Ashton sehr gut, wußte daher auch sehr wohl, wo die Jungvermählte der Schuh drückte: daß sie sich mit einer durchaus grundlosen Eifersucht abquälte. Und damit war ihr mit einem Male die Gelegenheit gegeben, mit ihrer Gaukelei etwas Gutes zu stiften. Der erste Versuch fiel also in jeder Hinsicht zufriedenstellend aus, und von da an kam das Geschäft der Bekky Bearle immer mehr in Aufschwung. Viele ihrer Kundinnen kannte Katharina persönlich, noch mehr aber lernte sie während der „Sitzung" kennen; ihrer geistigen Ueberlegenheit, zu der sich allmälig eine durch die Uebung erstaunlich geschärfte Menschenkenntniß gesellte, gelang es in den meisten Fällen, den Ahnungslosen unter allerlei Hokuspokus Dasjenige herauszulocken, was sie zu ihren Weissagungen wissen mußte, und versagte diese ihre wahre Sehergabe einmal so weit, daß sie auch zu einem nur leidlichen Orakelspruche nicht die Basis fand, so lehnte sie

die betreffende Klientin eben ab. Und das bestärkte sogar noch ihren Ruf und vermehrte den Glauben an ihre Wunderkraft.

Mit der anfänglichen Befangenheit mußte Katharina bald auch das eigentliche Bewußtsein schwinden, daß sie ein frevles und gefährliches Spiel treibe. Und Lady Clifford hatte ja ein so verführerisches Einschläferungsmittel gegen alle Gewissensbisse: das Bewußtsein, Alles nur um ihres Kindes willen zu thun. Edith konnte jetzt das beste Erziehungsinstitut Londons besuchen, und als die Tochter heranwuchs, suchte Lady Clifford wieder Fühlung mit den vornehmen Kreisen. Da sie wieder über reiche Geldmittel verfügte, nahm man die ehemals Ausgestoßene willig wieder auf. Wie sehr dies nebenbei dem Geschäfte der Bekky Bearle zu Gute kam, ist einleuchtend.

Als Edith das Pensionat verließ und in die Welt trat, da vollzog sich im Gemüthsleben der alternden Mutter eine seltsame Wandlung. Das frisch blühende Leben neben ihr, die aufsprossende Mädchenknospe mit dem süßen Duft ihrer Unschuld erweckte plötzlich die schlummernden Gewissensregungen in ihr; die Sophismen, mit denen sie sich der Welt gegenüber die ganzen Jahre her zu trösten vermocht hatte, versagten, wenn sich ihr Blick in die klaren Augensterne der geliebten Tochter senkte. „Was würde Edith sagen, wenn sie wüßte —?" Dieser Gedanke wurde ihr nun von Tag zu Tag peinigender. Aber sie konnte nicht zurück — wenigstens jetzt noch nicht. Sie hatte ja die Mitgift, die sie sich für Edith zu sammeln vorgesetzt hatte, noch nicht ganz erreicht. „Nur ein Jahr noch!" hatte sie gerufen. Und nun, kurz vor Ablauf dieses Jahres, war sie gestürzt, das wahre Ziel, um das sie eigentlich gekämpft und gerungen hatte, verfehlt. Sie hatte ihre Tochter wohl vor der materiellen Sorge gerettet, sie aber in ein anderes Elend gestürzt, aus dem es keinen Aufschwung mehr zu geben schien.

Das war der Brief, die Rechtfertigungsschrift Katharina Clifford's. Sie ließ mir Manches in anderem Lichte erscheinen und gab mir den vollen Glauben an die Unschuld Edith's wieder.

Ich machte mich sofort auf den Weg nach dem Hause der Lady Clifford. Allein Mutter und Tochter waren fort.

„Dieses Haus ist zu vermiethen!" lautete ein Plakat an einem der Parterrefenster. „Auskunft beim Eigenthümer nebenan!"

Mir war's, als sinke ein schwerer Hammer auf meine Brust nieder. . . .

Der Hauseigenthümer, den ich sofort aufsuchte, sagte mir, daß die beiden Damen nach Ablösung des Miethsvertrages heute Morgen in aller Frühe abgereist seien — unbekannt, wohin.

Jetzt hätte ich mich zu Boden werfen und mir die Haare raufen mögen. Edith fort — für immer — auf Nimmerwiedersehen! O, ich elender Zweifler, ich eingebildeter Narr! Jetzt fiel's mir wie Schuppen von den Augen. Daß ich das nicht hatte voraussehen können! Natürlich — so löste sie mit ihrem starken Geiste die Frage! Wie groß, wie herrlich stand sie da — hocherhaben über mir, zu gut für mich, der ich ihr reines Bild gewaltsam mit häßlichem Verdachte zu besudeln gesucht hatte!

Doch nein — jetzt nicht abermals die kostbare Zeit mit Hadern und Kleinmuth verloren! Vorwärts! Da drinnen in meiner Brust loderte etwas, das mir die Zuversicht gab, sie wieder zu finden.

Daß Mutter und Tochter England den Rücken gekehrt hatten, daran zweifelte ich nicht einen Augenblick. Jetzt galt es nur, auszuforschen, von welchem Hafen und mit welchem Schiffe sie abgereist waren.

Ich begab mich auf der Stelle nach dem größten der berühmten Detektivinstitute Londons.

Noch nie hatte ich die Macht des Geldes mit größerer Genugthuung empfunden, als diesmal, als mir bereits zwei Tage später die erwünschte Auskunft zu Theil wurde. Die Agenten des Detektivbureaus hatten in meinem Auftrag die Passagierlisten der Schiffe in sämmtlichen Hafenstädten nachgesehen. Meine Damen hatten den Schnelldampfer „Norfolk" benützt, der zweimal wöchentlich nach Boulogne ging.

Eine Stunde, nachdem ich die Depesche empfangen hatte, verließ ich die englische Hauptstadt — meine Koffer waren längst gepackt, meine Abschiedsvisiten schon Tags zuvor erledigt. In meiner Begleitung befand sich ein Privatdetektiv des erwähnten Institutes. Ich glaubte seiner noch sehr zu bedürfen, denn jetzt begann ja erst das schwierigste Stück meiner Aufgabe. Gedachte sich Lady Mac Clifford in Frankreich anzusiedeln, wohin sie wohl alte Erinnerungen aus ihren einstigen Reisejahren ziehen mochten? In diesem Falle waren sie wohl in Paris zu suchen. Wie aber, wenn sie zunächst ohne bestimmtes Ziel eine Zickzackfahrt durch den Kontinent zu machen gedachten?

In Boulogne angelangt, wurden die Fremdenlisten aller Hotels durchforscht — da waren sie nirgends abgestiegen; sie mußten also ihre Reise unverzüglich fortgesetzt haben — wahrlich, ein Gewaltstück, das ein sprechendes Zeugniß dafür ablegte, wie ernst es ihnen mit der Absicht war, eine möglichst große Entfernung zwischen sich und London zu bringen.

Am nächsten Morgen traf ich in Paris ein, todmüde und abgehetzt. Aber trotzdem wartete ich ruhelos in meinem Hotel, bis mein sofort ausgesandter Helfershelfer zurückkehrte. Ich hatte ihm eine volle Börse als Extragratifikation versprochen, wenn er mir die Freudenbotschaft bringen könne, daß die Damen wirklich in Paris seien. Ich

litt Höllenqualen in den drei Stunden, die der Mann ausblieb. Wenn sie nicht in Paris waren — was dann?...

Nun — sie waren in Paris. Und fünf Minuten, nachdem ich diese beglückende Nachricht empfangen hatte, trug mich ein galopirender Fiaker nach dem Hotel, in dem sie abgestiegen waren.

Der Kellner, der mir den Weg zu den Zimmern der Damen wies, trug ihnen eben das Frühstück hinauf. Ich folgte ihm auf dem Fuße nach.

Da saßen sie an dem gedeckten Tische — zwei Bildsäulen, als sie meiner gewahr wurden. Ich verneigte mich sehr gemessen, weil ich an mich halten mußte, um dem Kellner nicht das Schauspiel einer melodramatischen Scene zu geben. Dann schickte ich ihn mit dem möglichst gelassen hingeworfenen Auftrag hinaus: „Noch ein Couvert — ich speise mit!"

„Herr Baron!" stotterte die Mutter, sich in höchster Verwirrung erhebend. Edith sagte gar nichts; sie sah nur mit zuckender Miene in's Leere, während Röthe und Bläße auf ihrem Gesicht wechselten.

Ich versuchte jetzt den leichten Ton beizubehalten.

„Weisen Sie mich nicht fort, Mylady — es ist in Wahrheit ein Hungriger und Dürstender, der hier Erquickung zu erbetteln kommt!"

„Es kann nicht sein!" ächzte da Edith. „Herr Baron — Sie..."

„O doch — doch!" rief ich mit einer Stimme, die sie sofort wieder verstummen machte; sie spürte die niederreißende Gewalt, mit der ich da ausgerüstet kam.

Aber da mußte ich doch nach Worten ringen; die Ueberfülle dessen, was mein Herz schwellte, raubte mir den klaren Ausdruck. Plötzlich ergriff ich die Hände der Mutter, die mir zunächst stand, und schob sie zur Thür.

„Ich bitte Sie, Mylady," raunte ich ihr zu, „seien

Sie so barmherzig und verhindern Sie, daß der Kellner hier wieder eintritt! Ich kann nicht warten — und — ich habe meiner Edith so viel zu sagen . . ."

Die Mutter ging, und ich war mit meiner Braut allein. Aber — ich sagte nichts von alledem, was ich mir vorgesetzt hatte; ich kniete nur nieder und bedeckte Edith's Hände, die sie zitternd im Schoß gefaltet hatte, mit meinen zärtlichen Küssen. . . .

Alt- und Neu-Wien.

Kunstgeschichtliche Wanderungen von **Alexander Ritter.**

Mit 21 Illustrationen.

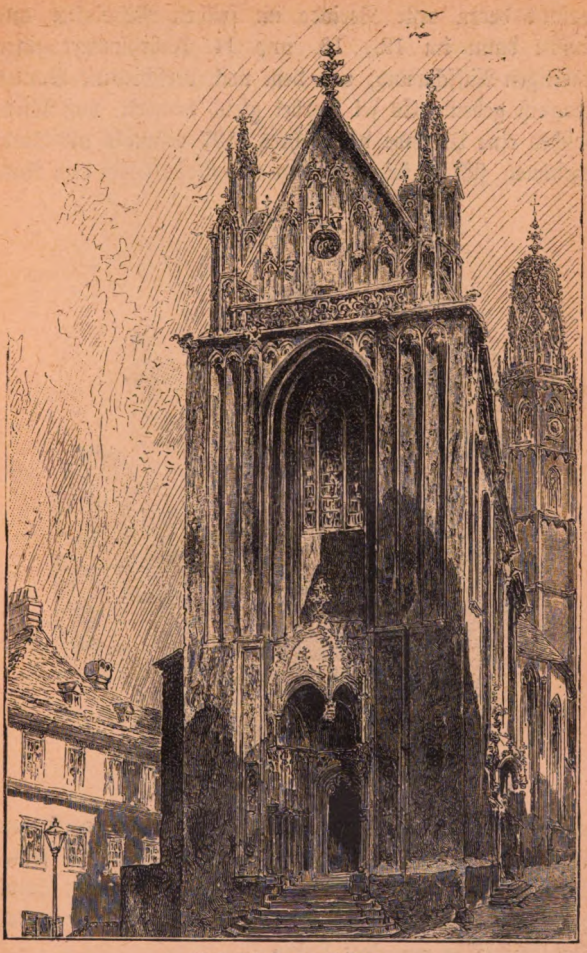
(Nachdruck verboten.)

Nur wenige Großstädte gibt es, die eine so reiche, wechselvolle und ruhmreiche Geschichte haben, wie die schöne Kaiserstadt an der Donau, von der Adolph Pichler singt:

„Reiche Stadt der Babenberger
An dem Strom der Nibelungen,
Denkst du, wie zu deutschen Harfen
Einst das deutsche Lied geklungen?
Wie ein steingewordnes Märchen
Ragt dein Dom mit seiner Blume,
Und in Oestreich's Wappen steigen
Deutsche Lerchen dir zum Ruhme."

Wo die Römer zur Beherrschung der Donau und zur Abwehr feindlicher Einfälle an der Nordgrenze ihres Reiches das Standlager Vindobona errichtet hatten, das in den Stürmen der Völkerwanderung zerstört wurde, da ließ das Geschlecht der Babenberger in der Ostmark unter neuem Namen wieder eine Stadt erstehen.

Markgraf Leopold der Heilige (gest. 1136) war ihr Gründer, und sein Sohn, Herzog Heinrich II. Jasomirgott,

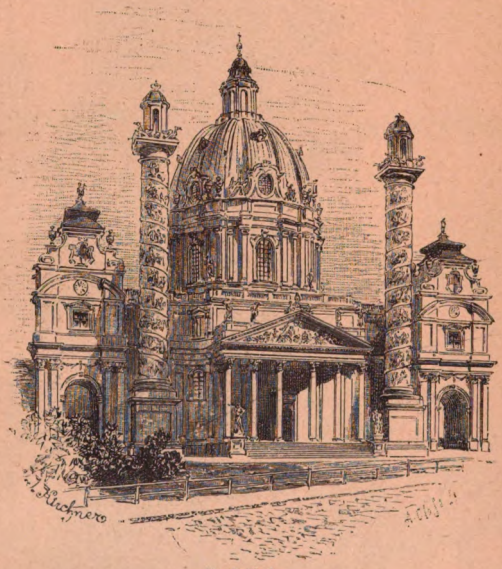


Kirche Maria am Gestade.

schlug bereits in Wiene oder Wienne an der Donau seine Residenz auf.

Was die bauliche Entwickelung der Stadt angeht, so

beginnt deren erste Periode im frühen Mittelalter und nimmt dann im 12., 13. und 14. Jahrhundert einen mächtigen Aufschwung, von dem noch verschiedene Bauten Zeugniß geben. Es sei hierbei gleich bemerkt, daß Wien, welches eine Urkunde des Jahres 1137 erstmals als Stadt bezeichnet, sich in seiner Anlage und Gestalt seit dem Aus-

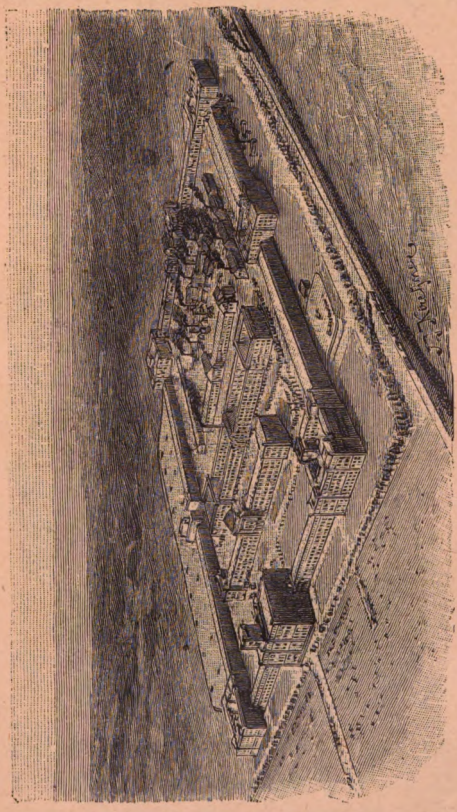


Karlskirche.

gange des Mittelalters so ziemlich gleich geblieben ist; nur bildet die sogenannte innere Stadt, die damals seinen Gesammtkörper ausmachte, heute nur einen einzigen Stadttheil, um den sich im Laufe der Zeit noch viele andere Stadtbezirke herumgelegt haben.

Mit Ausnahme der ältesten Kirche Wiens, der 740 gestifteten Ruprechtskirche, reichen alle Gotteshäuser der inneren Stadt bis in die romanische Zeit zurück, deren

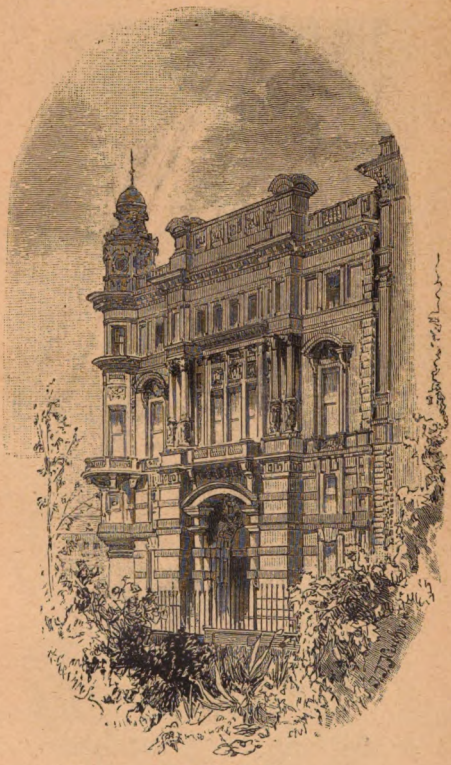
Styl in der Krypta der Michaelskirche noch unverkennbar hervortritt. Aus der gothischen Periode, in der Wien Sitz einer der hervorragendsten Bauhütten Deutschlands



Das Arsenal aus der Vogelschau.

war, stammen neben dem Schiff der Michaels-, der Fassade der Minoritenkirche und Theilen der Augustinerkirche, sowie der kaiserlichen Hofkapelle in der Burg vor Allem der herrliche Stephansdom, das architektonische Wahrzeichen

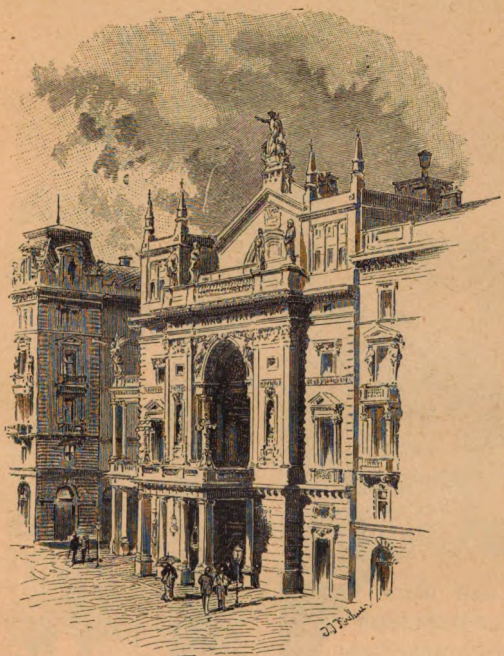
der Kaiserstadt, und die 1340 bis 1394 im gothischen Styl erbaute und 1820 erneuerte Kirche Maria am Gestade („Maria Stiegen"), die jetzt böhmische Nationalkirche ist.



Palais Larisch.

Sie besitzt einen 58 Meter hohen, siebeneckigen Thurm (1894 abgetragen und in alter Form wieder aufgebaut), der in einen durchbrochenen, aus Blättern und Zweigen geschlungenen Kuppelhelm endigt. Besondere Aufmerksamkeit verdient auch das ziervolle, von einem Baldachin überschattete

Portal dieses Gotteshauses. Den soeben erwähnten Thurmhelm von Maria am Gestade baute Meister Benedikt Kölbl von 1534 bis 1536, also zu einer Zeit, da die Periode der Renaissance längst begonnen hatte. Auch der germa-



Das ehemalige Ringtheater.

nische Norden vermochte sich der von Italien gekommenen neuen Kunstrichtung nicht zu verschließen, und Köln, Bremen, Prag, Augsburg und viele andere Städte haben noch heute höchst anziehende Muster der in ihren ornamentalen Motiven so überaus gefälligen deutschen Renaissance aufzuweisen.

Auch in Wien hat es nicht an derartigen Bauwerken

gefehlt, da es ja ausdrücklich unter den prunkvollsten Städten jener Zeit genannt wird, aber sie sind längst verschwunden. Uebrigens ist jene Epoche unzweifelhaft

Griechische Kirche.

auch weit übertroffen worden durch die zweite große Bauperiode Wiens, welche im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts beginnt und mit der ersten Hälfte des 18. zu Ende geht. Es ist dies die Zeit des sogenannten Zopfes, den namentlich der geniale Johann Bernhard Fischer v. Erlach, sein Sohn Joseph Emanuel und der Architekt Lukas v. Hildebrand zur

Blüthe brachten. Die Wiener Monumentalwerke dieser Richtung gehören durch Großartigkeit der Verhältnisse und dekorative Pracht, wie durch ihre phantasievolle und geschmackvolle Ausführung zu den Mustern dieses Styls und zu den werthvollsten Zierden der Stadt. In

Votivkirche. Reichsrathsgebäude.

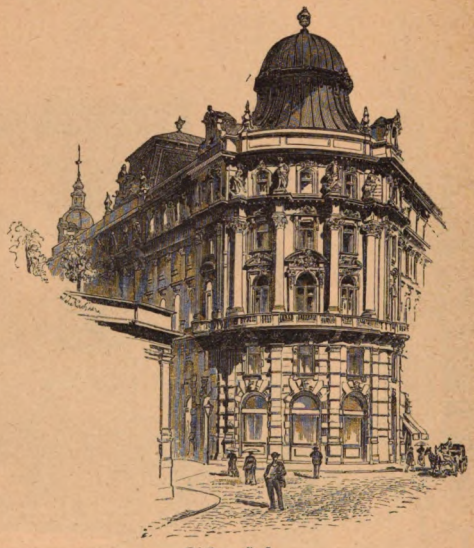
Rathhaus. Universität.

Reichsrathsstraße.

erster Linie steht darunter die Karlskirche auf der Wieden (1716—1737) mit imposanter ovaler Kuppel, mächtigem Portikus und den beiden charakteristischen Thurmsäulen beiderseits des Einganges.

Ferner entstanden damals die Böhmische Hofkanzlei (das jetzige Ministerium des Innern), das Winterpalais des Prinzen Eugen von Savoyen (jetzt Finanzministerium)

in der Himmelpfortgasse und dessen Sommerpalais Belvedere, die beiden Paläste der Fürsten von Liechtenstein, die Paläste Schwarzenberg, Kinsky, Schönborn, Trautson, Auersperg u. s. w. Der reichbegüterte Adel suchte seine Wiener Herrensitze damals möglichst glänzend zu gestalten,

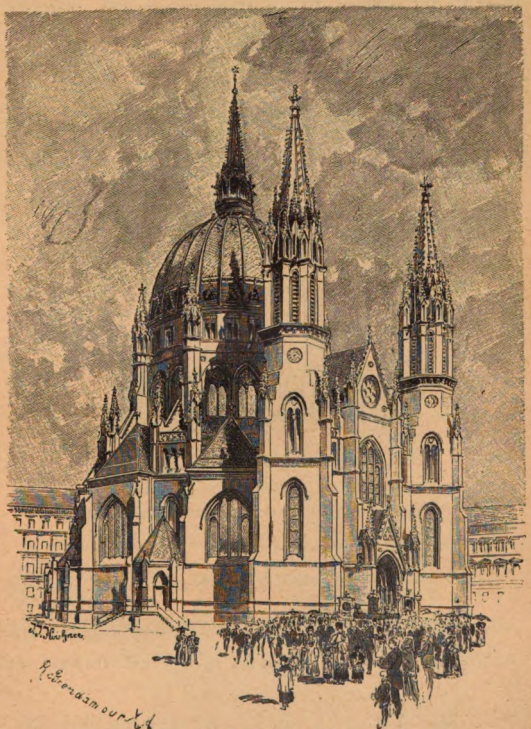


Ziehrer-Hof.

mit dem Hofe wetteifernd, der seinerseits dem Beispiele des verschwenderischen Ludwig XIV. nachahmte und die kaiserliche Hofburg durch vier großartige Schöpfungen der beiden Fischer v. Erlach erweitern ließ: die Redoutensäle, die Reichshofkanzlei, die Winterreitschule und die kuppelgekrönte Hofbibliothek.

Eine neue Epoche in der Geschichte Wiens und der Beginn seiner dritten großen Bauperiode, die jetzt so ziemlich abgeschlossen ist und gleichzeitig einen Triumph moderner Arbeit und Unternehmungslust darstellt, hub mit

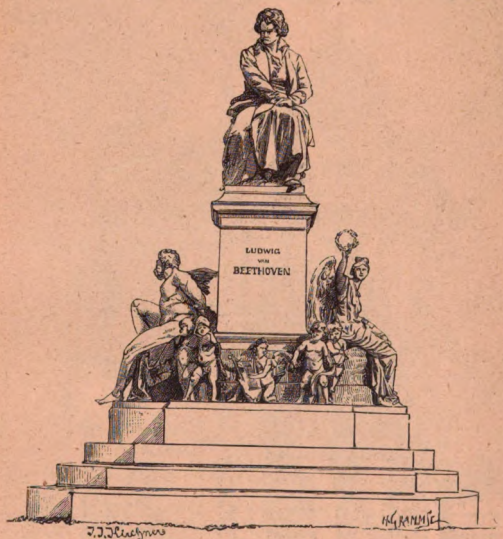
dem Jahre 1857 an, als Kaiser Franz Joseph I. die Niederlegung der alten Befestigungswerke anordnete und damit die Stadterweiterung einleitete. Bis dahin umschlossen nämlich die innere Stadt noch die alten Festungs-



Fünfhauser Kirche.

werke, die mit Alleen bepflanzten, 13 bis 19 Meter hohen Basteien, von denen man auf die noch weiter auswärts sich anschließenden Glacis, die Vorstädte, die Praterauen und das benachbarte Gebirge eine schöne Aussicht hatte. Das Glacis war im Durchschnitt 600 Schritte breit und

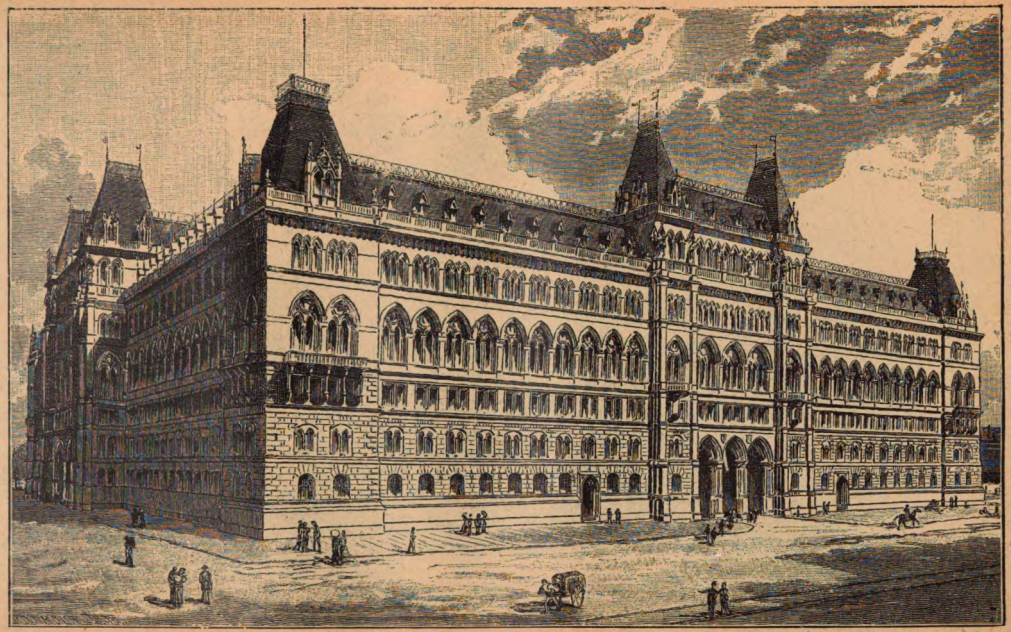
umgab ebenfalls die ganze innere Stadt mit Ausnahme der Seite, die unmittelbar an den Donaukanal herantritt. Um das Glacis herum dehnten sich dann die Vorstädte aus, deren es 34 gab, die erst seit der zweiten Türkenbelagerung im Jahre 1683 neu aufgebaut worden und



Beethoven-Denkmal.

mit der Zeit durch Verbauung von Gärten, Feldern und Weingärten allmälig unmittelbar aneinander gerückt waren.

Wien war also von allen Seiten eingeengt und eingezwängt, wie in Fesseln geschlagen, bis endlich der ökonomische und finanzielle Aufschwung der Stadt in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts die Freigebung der ausgedehnten, brachliegenden Baugründe des ehemaligen Festungsgeländes zur Nothwendigkeit machte. Die seit 1860 sehr energisch geförderte Stadterweiterung gestaltete



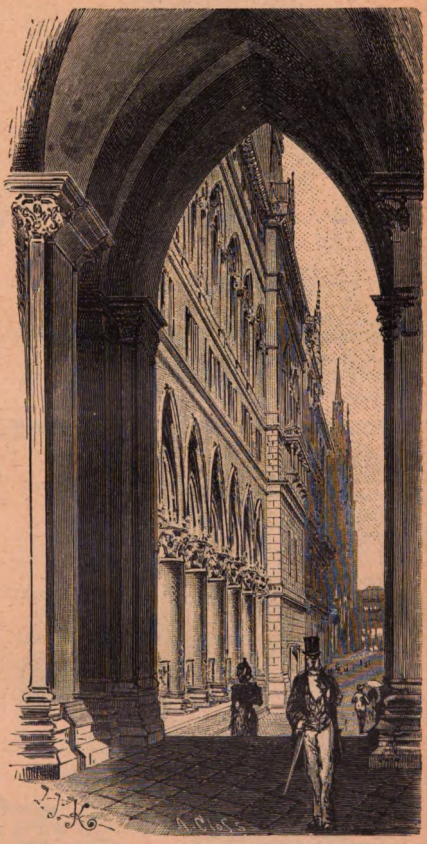
Rathhaus: Rückwärtige Front.

das alte Wien bereits im Laufe des folgenden Jahrzehnts in eine ganz neue Stadt um, die auch äußerlich den Stempel einer Weltstadt aufgedrückt bekam und an Schön-

Schubert-Denkmal.

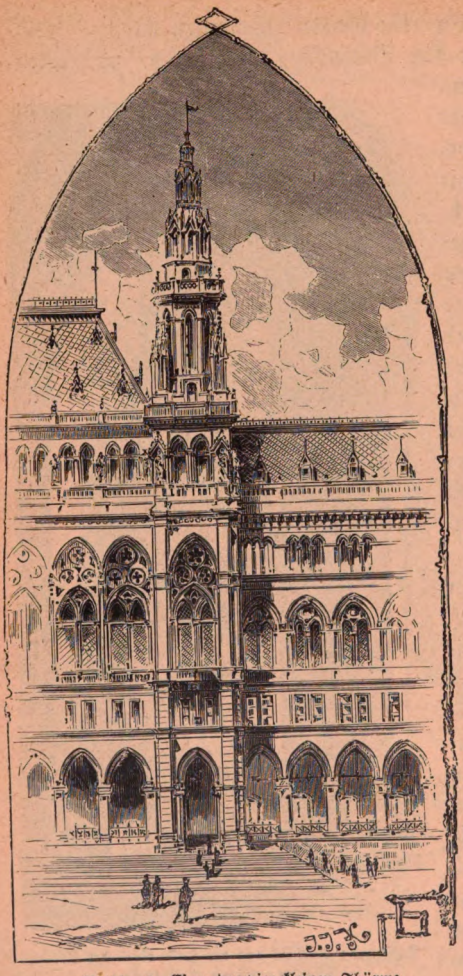
heit und Größe unter den Hauptstädten Europas mit in erster Reihe steht. Was die Einwohnerzahl betrifft, so wurde diese schon für Ende 1893 auf 1,428,006 (Civilbevölkerung) berechnet, so daß in Europa nur London,

Paris und Berlin eine höhere aufzuweisen haben. 1863 wurde auch die alte Eintheilung aufgehoben, und Wien besteht seitdem aus der inneren Stadt und 18 Vorstadtbezirken. Die zwischen beiden sich, wie vorhin ausgeführt, hinziehenden Festungswerke sind verschwunden, und an ihre Stelle ist die 57 Meter breite und 5 Kilometer lange großartige Ringstraße mit ihren Prachtbauten getreten.



Rathhaus: Ausblick aus der Halle eines der kleinen Thürme nach der Votivkirche.

Wenn wir aber Umschau halten nach den künstlerischen Ergebnissen dieser Umgestaltung, so muß zuvörderst auf ein Werk verwiesen werden, das nicht an der Ringstraße, sondern vielmehr weit im Süden vor der Belvederelinie liegt, da in der eigentlichen Stadt auch wohl kaum Platz dafür zu schaffen gewesen wäre: nämlich das Arsenal, das ein Rechteck

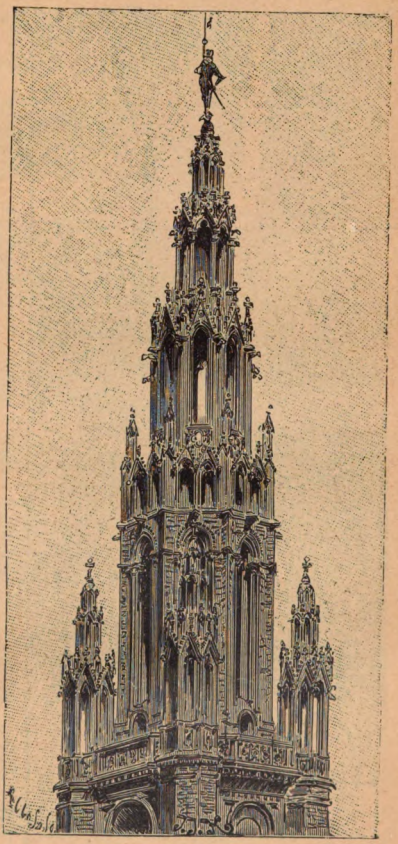


Rathhaus: Einer der vier kleinen Thürme.

von 33 Hektar Fläche bildet. Es leitete die neue Bauperiode würdig ein, indem durch seine Errichtung die äußerst schwierige architektonische Aufgabe, den ausgedehntesten Bauplatz, der jemals von einem einzigen, einem bestimmten öffentlichen Zwecke dienenden Gebäudekomplex unter einer einheitlichen Fassade eingenommen wurde, zu bedecken, eine glänzende Lösung fand. Es umschließt nicht weniger als 16 miteinander durch Mauern verbundene Gebäude in Ziegelrohbau und durchweg in machtvoll wirkendem italienischem Rundbogenstyl: Geschütz-

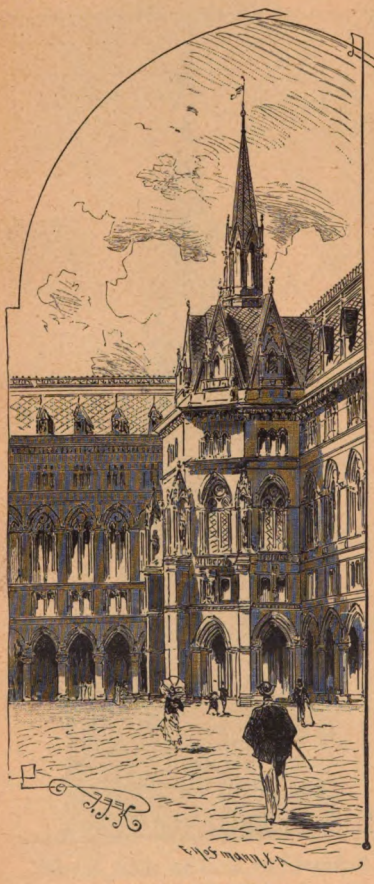
gießerei und andere Werkstätten, Gewehrfabrik und das reich ausgestattete Heeresmuseum mit Waffensammlung und Ruhmeshalle, letzteres in byzantinisch-maurischem Styl von Theophil v. Hansen ausgeführt.

Es waren im Ganzen fünf Architekten am Arsenalbau betheiligt, von denen drei: van der Nüll und Siccardsburg, die immer gemeinsam schufen, und Hansen auch manchen hervorragenden Prachtbau an der Ringstraße hergestellt haben. Die beiden Erstgenannten waren die Erbauer des Karlstheaters, des Sophienbades, des in französischer Renaissance frei behandelten Palais Larisch und vor Allem des Hofopernhauses am Opernring (1861 bis 1869 mit einem Gesammtaufwand von etwa 6 Millionen Gulden erbaut und am 25. Mai 1869 eröffnet). Durch besondere Umstände, die zu beseitigen nicht in der Macht



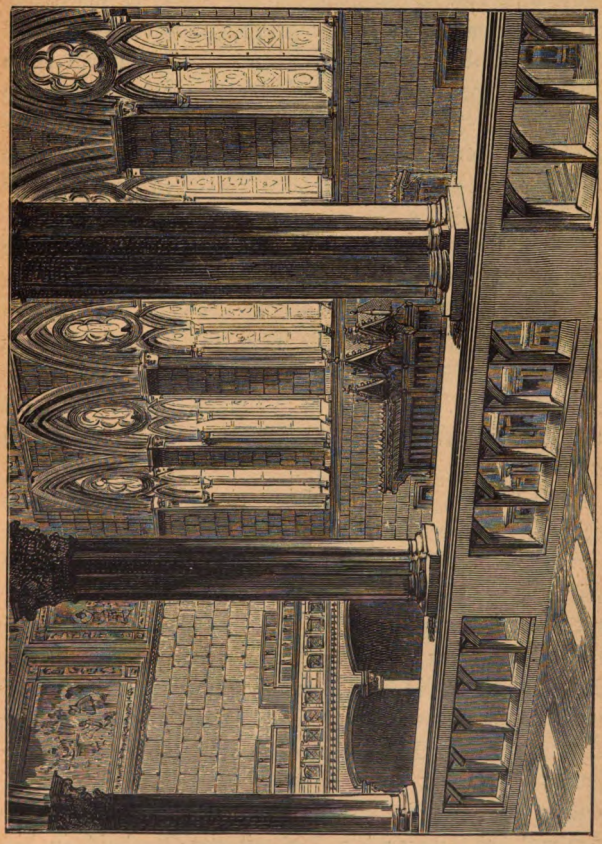
Rathhaus: Die Spitze des großen Thurmes.

der Architekten lag, fehlt es dem Prachtbau bei allen schönen Einzelheiten dennoch an planvoller Einheit und an einer hervortretenden Hauptfassade; ebenso mangelt eine der Ausdehnung entsprechende Höhenwirkung, was wiederum eine nachträgliche ungünstige Niveaulegung der anstoßenden Straßentheile verschuldete. Noch vor der Eröffnung des Hauses endeten die beiden hochstrebenden Erbauer aus Kummer über das vermeintliche Mißlingen des Werkes ihr Leben durch Selbstmord. Eine düstere Erinnerung haftet auch an dem Ringtheater Emil v. Förster's (1874 eröffnet), dessen furchtbarer Brand am 8. Dezember 1891 noch unvergessen ist. An seiner Stelle erhebt sich jetzt das kaiserliche Stiftungshaus, vom Volksmunde „Sühnhaus" genannt. — Oberbaurath Baron Theophil v. Hansen (gest. 1891) ist neben Schmidt (Gothik)



Rathhaus: Die Kapelle.

und Ferstel (Renaissance) lange Jahre hindurch einer der leitenden Führer in der Entwickelung der Wiener Baukunst



Rathhaus: Sitzungssaal des Gemeinderaths.

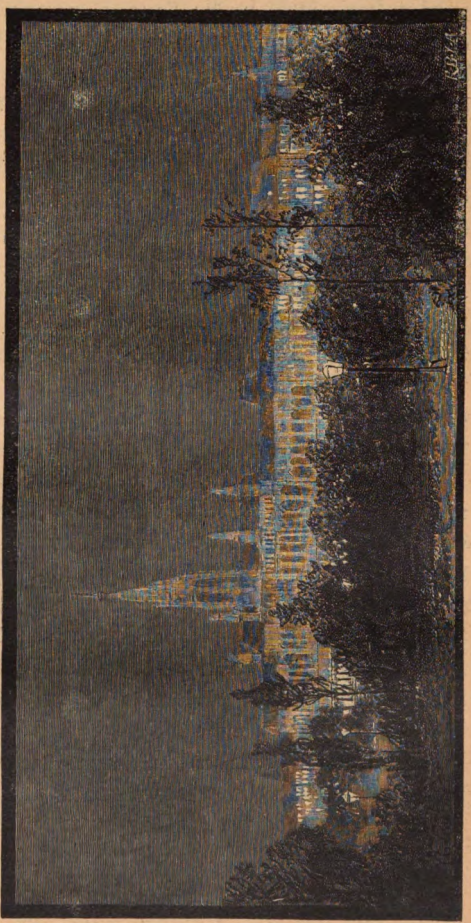
gewesen. Er hielt es für seine Lebensaufgabe, überall da, wo er seiner Neigung frei folgen durfte, die Formen der griechischen Baukunst den Anforderungen des modernen Lebens anzupassen, und darf wohl als er vornehmste Vertreter

des antiken Baustyles in Oesterreich und Deutschland betrachtet werden. Bei der Akademie der bildenden Künste, der Börse und dem Musikvereinsgebäude mußte er sich freilich auf die Einmengung einiger griechisch-antiken Motive beschränken, und die Griechische Kirche, deren Hauptvorzug in der feinsinnigen polychromen Dekoration besteht, sogar in byzantinischen Formen halten, aber der 1883 eröffnete Prachtbau des Reichsrathsgebäudes auf der Südseite des Rathhausplatzes, sein reifstes und reichstes Werk, ist durchaus im reinsten griechischen Style gehalten. Auch viele hervorragende Privatbauten hat er ausgeführt, darunter von 1861 bis 1863 den berühmten Heinrichshof gegenüber der Oper. Er löste darin mit Glück die Aufgabe, eine Miethskaserne — „Zinshaus", wie man in Wien sagt — in künstlerisch-gefälliger Form aufzuführen. Sein Beispiel hat zahlreiche Nachahmungen gefunden, unter denen der luxuriöse Ziehrer-Hof des Architekten König als eine der gelungensten zu bezeichnen ist.

Wie Hansen, der berufenste Vertreter der antiken Bauweise, so war Oberbaurath Friedrich v. Schmidt (gest. 1891) vor Allem Gothiker. In diesem Style erbaute er in Wien von 1860 bis 1875 die Fünfhauser Pfarrkirche mit ihrer ravennatischen Kuppel, die Pfarrkirchen unter den Weißgerbern und in der Brigittenau, sowie die St. Othmarkirche in der Löwengasse und die Lazaristenkirche am Neubau; ferner vollendete er als Dombaumeister den Thurm von St. Stephan. Fast gleichzeitig mit der Fünfhauser Pfarrkirche baute Schmidt das Akademische Gymnasium auf dem Beethovenplatz, der durch das herrliche Denkmal des Titanen der Tonkunst von Zumbusch in dieselbe Weihe getaucht wird, wie der nebenan gelegene Stadtpark am Parkring durch Kundtmann's Denkmal des liederreichen Franz Schubert.

Friedrich v. Schmidt's größtes und bedeutendstes Werk

aber ist das in den Jahren 1872 bis 1883 mit einem Kostenaufwand von 15 Millionen Gulden erbaute Rathhaus, in dem er zwei sich eigentlich widerstrebende Kunstweisen: Gothik und Renaissance, in genialer Weise zu verschmelzen verstanden hat. Das fünfgeschossige Gebäude enthält im Inneren einen großen Haupthof und sechs Nebenhöfe. In dem Hauptgeschoß der gegen die Ringstraße zu gelegenen Vorderseite befindet sich der große Festsaal, dem eine doppelte offene Loggia vorgelegt ist; im Erdgeschoß liegt die sogenannte Volkshalle. Vor die Loggia springt ein imposanter, aus dem Viereck in's Achteck



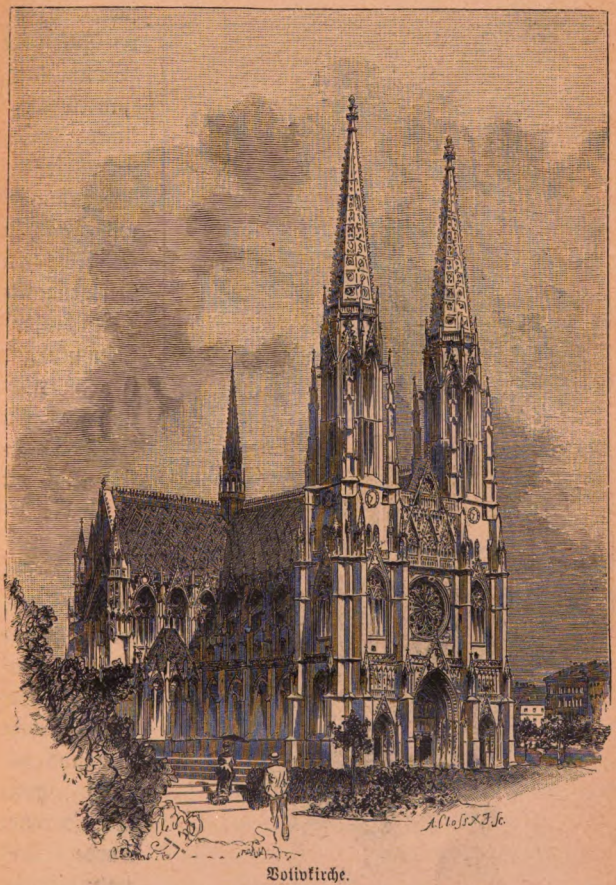
Im Rathhauspark.

übergehender Thurm von 100 Meter Höhe vor, der je zwei niedere Pylonenthürme zur Seite hat, welche den Uebergang aus der Horizontale in die Vertikale vortrefflich vermitteln. Ein rechtes Schmuckstück ist die Rathhauskapelle. Von den Räumen des Innern ist außer dem Festsaal namentlich der Sitzungssaal des Gemeinderathes an der rückwärtigen Fassade hervorzuheben. Alle Theile des gewaltigen Bauwerkes lassen einen überaus großen Reichthum schöner Einzelheiten bewundern, die sich aber alle gefällig dem Ganzen unterordnen. Das Rathhaus bildet den beherrschenden Mittelpunkt eines Platzes, dessen linke Flanke von Hansen's Reichsraths- oder Parlamentspalast, dessen rechte Flanke von Heinrich v. Ferstel's (gest. 1883) Universität im Style der italienischen Renaissance eingenommen wird. Der ausgedehnte Platz selbst ist in eine Parkanlage umgewandelt, von der aus das Rathhaus Abends in heller Beleuchtung einen wahrhaft feenartigen Anblick gewährt.

Ferstel's Hauptwerk ist die nahgelegene, 1859 begonnene und 1879 vollendete gothische Votiv- oder Heilandskirche, der unter den neuen Kirchenbauten der Kaiserstadt wohl die erste Stelle gebührt. Sie ist eine dreischiffige Basilika mit einem Querhaus und einem Umgang nebst Kapellenkranz im Chore. Zwei schlanke Thürme mit durchbrochenen Helmen ragen zu beiden Seiten des Hauptportals gen Himmel, und über der Vierung erhebt sich ein zierlicher Dachreiter.

Auf jenem Theile der Ringstraße, der von dem, dem Rathhause gegenüberliegenden Punkte bis fast zur Oper reicht, ist gegenwärtig noch der Neubau der kaiserlichen und königlichen Hofburg, gewöhnlich die „Burg" genannt, in der Ausführung begriffen. An die alte Burg, eine Gebäudegruppe aus den verschiedensten Zeiten, die alle Hof- und Staatsgemächer, sowie die kaiserlichen Repräsentationsräume umfaßt, schließt sich der neue großartige Burgbau nach

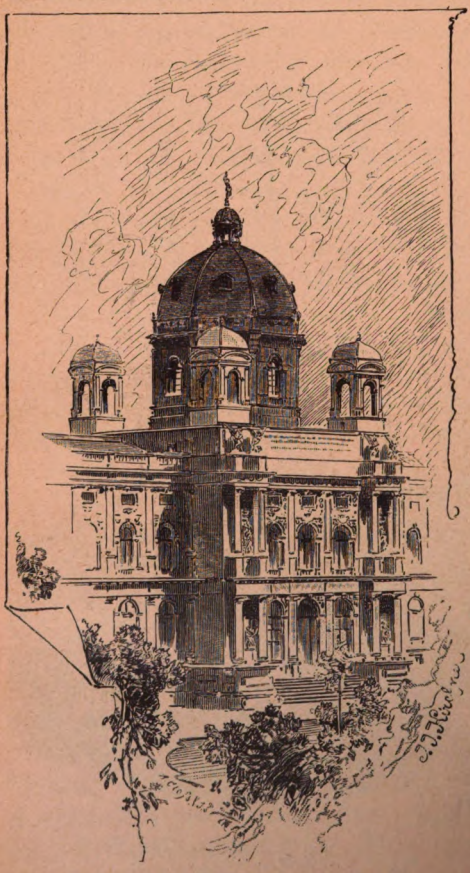
Baron Karl v. Hasenauer's (gest. 1894) Plänen. Am äußeren Burgplatz liegen die beiden neuen Hofmuseen,



Votivkirche.

das kunsthistorische und das naturhistorische, 1870 bis 1889 nach Plänen von Semper und Hasenauer im Hochrenaissancestyl erbaut. Das kunsthistorische Hofmuseum

enthält in sechs Sälen des Hochparterres die egyptischen Alterthümer, in sieben Sälen die Antikensammlung, in sieben weiteren Sälen die Sammlung mittelalterlicher kunstindustrieller Gegenstände und endlich in zwölf Sälen diesogenannte „Ambraser Sammlung".

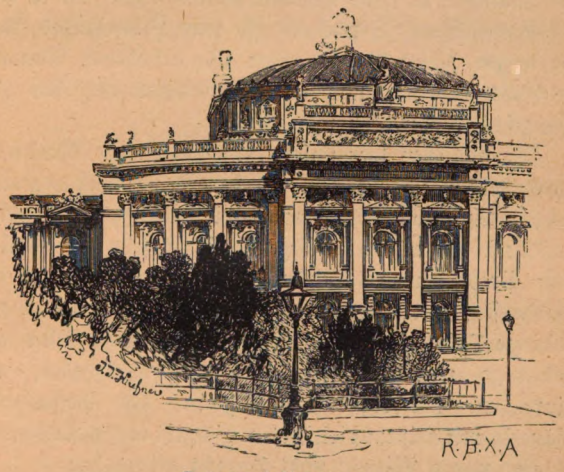


Mitteltheil des kunsthistorischen Hofmuseums.

Im ersten und zweiten Stockwerk befindet sich seit 1891 die berühmte kaiserliche Gemäldegalerie, welche früher in dem oberen Belvedere untergebracht war und die 1895 ganz neu geordnet wurde. Das naturhistorische Museum enthält im Erdgeschoß die mineralogischen, geologischen, paläontologischen, anthropologischen und ethnographischen

Sammlungen, im ersten Stock die zoologische und im zweiten die botanische Sammlung. Die Museen gehören zu den prachtvollsten, reichsten Renaissancebauten unserer Zeit; zwischen ihnen befindet sich der Hofmuseenplatz mit dem Maria-Theresien-Monument (1888) von Zumbusch.

Ein Werk Hasenauer's, der gleichfalls in hervorragender Weise an der Neugestaltung der Stadt, am Ausbau



Das neue Hofburgtheater.

der Ringstraße mitgewirkt hat, ist auch das prächtige neue Hofburgtheater am Rathhausplatz, so wie es jetzt vor uns steht. Wohl war ursprünglich Gottfried Semper im Jahre 1871 nach Wien berufen worden, um diesen Bau, wie den der beiden Museen, der neuen Hofburg u. s. w. zu leiten, und er entwarf auch die grundlegenden Pläne dafür. Als Semper aber 1879 starb, trat Hasenauer, der ihm von vornherein als Vertrauensmann des Hofes beigegeben war, ganz an seinen Platz und hat mancherlei Aenderungen an den ursprünglichen Plänen vorgenommen,

so daß sein geistiger Antheil an diesen Bauten von dem Semper's nicht mehr leicht auseinanderzuhalten ist. Das neue Burgtheater ist bei aller äußeren Schönheit und allem Glanz der inneren Ausstattung doch im Inneren auch mit schwerwiegenden Mängeln behaftet, für die jedoch Hasenauer die Verantwortlichkeit abgelehnt hat, da ihm Anweisungen bezüglich der Anzahl der Logen, der Beibehaltung der „Ränge" u. s. w. gegeben worden seien, die er hätte erfüllen müssen. Jedenfalls ist sein Lebensabend durch die wegen dieses Baues gegen ihn erhobenen Vorwürfe verbittert worden, und er selbst äußerte oft, daß „das Burgtheater sein Tod sein werde".

Wir schließen hier unsere kunstgeschichtliche Wanderung durch Alt- und Neu-Wien, um den Raum nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen — keineswegs aus Mangel an Stoff. Es wären im Gegentheil noch sehr viele Kirchen- und Profanbauten, Denkmäler u. s. w. aus den verschiedensten Zeitaltern zu erwähnen, wollten wir eine vollständige Uebersicht davon dem Leser geben. Aber auch dasjenige, was wir ihm davon vorgeführt haben, wird hinreichen, um darzuthun, daß der alte Possendichter Bäuerle mit seinem vielcitirten „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!" nicht Unrecht gehabt hat.

Geselliges Leben unter den Säugethieren.

Naturgeschichtliche Studie von **Dr. O. Stein.**

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Zahlreiche Thierarten leben paarweise oder höchstens in Familien, während sie im Uebrigen die Berührung mit anderen Wesen ihresgleichen ängstlich vermeiden, so daß man ein geselliges Zusammenleben in größeren Mengen durchaus nicht als die Regel ansehen darf. Unter den Säugethieren freilich sind die meisten gesellig und schaaren sich mit anderen ihrer Art oder auch wohl mit gleichlebenden Thieren fremder Art zu größeren oder kleineren Trupps zusammen. Mehr noch als die gleiche Lebensweise ist es die Noth, welche die Thiere zusammenführt: bei Mißwachs und Dürre thun sich oft Tausende zusammen und wandern entfernten Gebieten zu, aber es besteht gewöhnlich keinerlei innere Zusammengehörigkeit zwischen solchen Vereinigungen, ebenso wenig wie unter den Schaaren, die vor einem Steppenbrande gemeinsam flüchtend dahinjagen.

Mehr tritt schon das eigentliche gesellige Element hervor, wenn sonst vereinzelt lebende Thiere sich zusammenthun, um gemeinsam zu jagen, Angriffe abzuwehren oder solche auszuführen. Am anziehendsten zu beobachten sind

indessen jene in wirklich geselligem Vereine, stetig in größeren oder kleineren Gesellschaften lebenden Thiere, die entweder ein angeborener Anhänglichkeits- und Zusammenschließungstrieb oder das Gefühl der ihnen aus dem Zusammenleben erwachsenden Vortheile dazu veranlaßt. Solche Thiergesellschaften sind in dem Bienen- und Ameisenstaate zum vollendetsten Ausbau gelangt. Im Nachstehenden wollen wir eine Anzahl von ihnen aus dem Reiche der Säugethiere vorführen, in denen der gesellige Verkehr ein eigenartiger und scharf ausgeprägter ist.

Ueberall, wo sich Thiere zu einem größeren Vereine zusammenschließen, ist es jedesmal das befähigteste Mitglied, dem die Oberherrschaft anvertraut und unbedingter Gehorsam geleistet wird. Diese Ehre wird bei den Wiederkäuern regelmäßig den alten Weibchen zu Theil, und zwar in erster Linie den kinderlosen, während bei anderen geselligen Thieren nur die Männchen dazu gelangen können, zum Beispiel bei den Affen. Bei diesen Zerrbildern des Menschen finden wir das gesellige Leben in hohem Grade entwickelt, und gleichzeitig ist es sehr anziehend zu beobachten. Nach Brehm leben nur sehr wenige Affenarten einsiedlerisch; die meisten thun sich zu Trupps zusammen und wählen sich feste Wohnsitze. „Das stärkste oder älteste, also befähigteste männliche Mitglied einer Heerde schwingt sich zum Zugführer oder Leitaffen auf. Diese Würde wird ihm nicht durch das allgemeine Stimmrecht übertragen, sondern erst nach sehr hartnäckigem Kampfe und Streite mit anderen Bewerbern, das heißt mit sämmtlichen übrigen alten Männchen, zuertheilt. Die längsten Zähne und die stärksten Arme entscheiden. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Püffe und Bisse gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone: in seinen Zähnen liegt seine Weisheit. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam und zwar

Hulocks.

in jeder Hinsicht. Dafür sorgt er auch treulich für die Sicherheit seiner Bande und ist deshalb in beständiger Unruhe. Nach allen Seiten hin sendet er seine Blicke,

Hulmans.

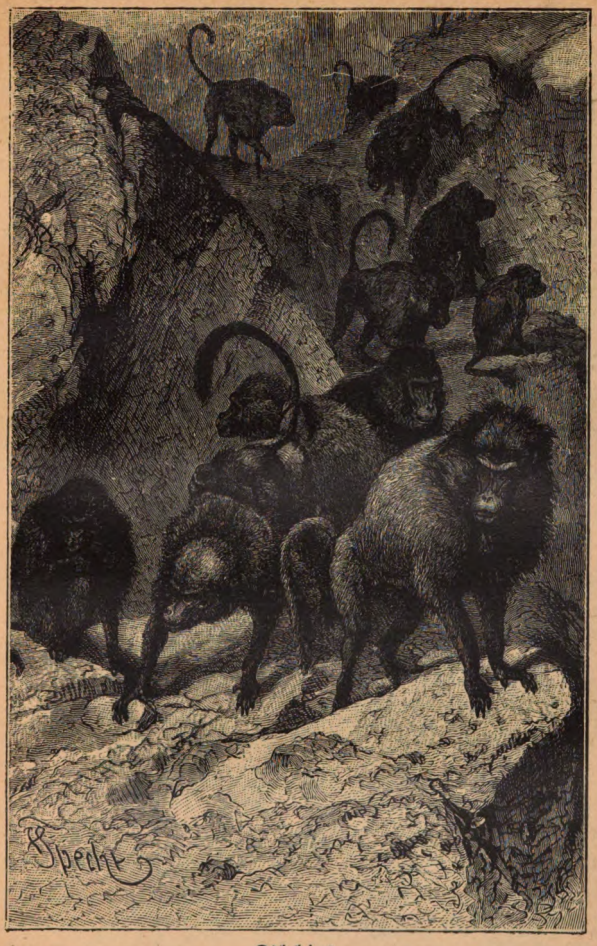
keinem Wesen traut er, und so entdeckt er auch fast immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr."

Betrachten wir nun einmal einige dieser Affengesellschaften näher, zum Beispiel die in den hinterindischen oder bengalischen Bambuswaldungen hausenden Hulocks, die zu den behenden Langarmaffen oder Gibbons gehören und stets Banden von über hundert Stück bilden. Jede

Meerkatzen auf der Flucht.

dieser Heerden wird von einem Anführer geleitet, den die Malayen für unverwundbar halten. Die Thiere sind auf dem Boden schwerfällig, aber auf den Bäumen von einer ganz erstaunlichen Gewandtheit im Springen und Klettern. Bei Sonnenauf- und -untergang pflegt eine solche Hulock-gesellschaft ihre lautschallenden Stimmen zu einem Chorus zu vereinigen, den man eine englische Meile weit vernehmen soll, und der in der Nähe ganz unerträglich ist. Sie sind die einzigen Brüllaffen der Alten Welt.

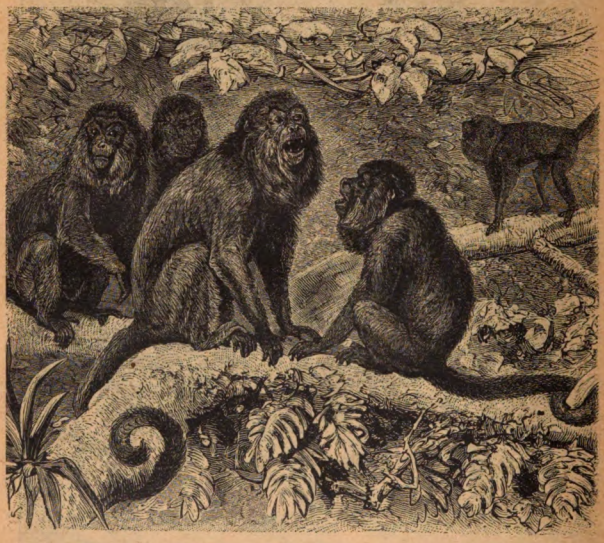
Zu den sogenannten Hundsaffen gehören die Schlankaffen, deren Heimath das Festland Südasiens, Ceylon und die Eilande des indischen Inselmeeres sind. Von diesen, wie der Name andeutet, schlanken und leicht gebauten Thieren finden wir in allen Niederungen Ostindiens am häufigsten die Hulmans in zahlreichen Banden. Jede dieser Schaaren streift unter Führung des Leitaffen plündernd, raubend und noch mehr verwüstend als wirklich verzehrend in den Pflanzungen und Gärten der Dorfbewohner umher, nicht selten gewaltigen Schaden anrichtend. Kein Hindu aber wagt es, ihrem Treiben zu wehren, denn der Hulman oder Huneman ist der heilige Affe der Inder und wird seit unvordenklichen Zeiten als unverletzlich betrachtet. Er ist frech und unverschämt im höchsten Grade, zeigt aber eine große Liebe für seine Jungen. Duvaucel schoß auf einem Baume ein Weibchen, das ein Junges bei sich hatte. In der Nähe des Herzens getroffen, nahm es die letzte Kraft zusammen, hing das Kleine sorgfältig an einen Ast und fiel dann selbst todt herunter. „Dieser Zug," fügt der Forscher hinzu, „hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als alle Reden der Brahmanen, und diesmal ist das Vergnügen, ein so schönes Thier erlegt zu haben, nicht Meister geworden über die Empfindung der Reue, ein Wesen getödtet zu haben, welches noch im Tode das achtungswürdigste Gefühl bethätigte."



Dscheladas.

Einen höchst anziehenden Anblick bildet eine Gesellschaft der lebhaften und heiteren Meerkatzen, die in Masse die afrikanischen Urwälder bewohnen und von Zeit zu

Zeit gleichfalls unter Leitung ihrer Oberhäupter die Felder der Eingeborenen plündern. Interessant ist es zu beobachten, mit welcher gewissenhaften Umsicht ein solcher Führer jedesmal seine Bande einem Getreidefelde zuführt. Von Baum zu Baum wird Umschau gehalten; ein Gurgeln des Leitaffen bedeutet die Abwesenheit jeglicher Ge-



Schwarze Brüllaffen oder Carayas.

fahr, während ein zitternder Ton Zweifel und Mißtrauen ausdrückt. Endlich beginnt die große Plünderung, aber auf den ersten vibrirenden Warnungston des Leitaffen hört Alles sofort zu fressen auf und stürzt in langen Sätzen dem Walde wieder zu.

In ähnlicher Weise verwüstet der zu den Mantelpavianen gehörige Dschelada die Felder der Abessinier. Man kann die Affen dort mitunter zu Tausenden auf den

Hyänenhunde.

sonnigen Felsplatten in langen Reihen dasitzen sehen. Ein Rudel besteht meist aus zwanzig bis dreißig Stücken, darunter nur einige alte Männchen; bei großen Streifzügen thun sich aber auch wohl mehrere Hunderte zusammen, um meilenweite Wanderungen zu unternehmen. Für gewöhnlich steigt die Bande unter Führung eines alten Männchens in das Thal in langem Zuge hinab, den ein anderes Männchen beschließt. Unten stellen sie erst Wachen aus, bevor sie nach Kerfen, Würmern, Wurzeln und Früchten suchen.

In weit kleineren Trupps bewohnt der schwarze Brüllaffe oder Caraya die südamerikanischen Urwälder; gewöhnlich hat eine solche Gesellschaft nicht mehr als fünf bis zehn Mitglieder, die ein bestimmtes kleines Gebiet bewohnen und nicht verlassen; ein altes Männchen führt die Oberleitung. Da nun aber die Gebiete solcher Trupps meist eng aneinander stoßen und die Brüllaffen beim Auf- und Untergange der Sonne sämmtlich zu heulen beginnen, so erscheint eine solche Gesellschaft leicht viel zahlreicher, als sie wirklich ist. Das Oberhaupt beginnt jedesmal dieses furchtbar anzuhörende Konzert mit zuerst leisen und dann immer heftiger hervorgestoßenen Brülllauten, in die dann die übrigen Mitglieder der Familie einstimmen.

Das Fleisch dieser Thiere soll äußerst wohlschmeckend sein, allein die Art und Weise, wie sie von den Eingeborenen gebraten werden, flößt jedem gebildeten Europäer, wie schon Alexander v. Humboldt berichtet hat, einen unüberwindlichen Abscheu ein. „Ein kleiner Rost oder ein Gitter aus sehr hartem Holze wird einen Fuß hoch über dem Boden befestigt. Der abgezogene Affe wird zusammengebogen, als säße er; meist legt man ihn so, daß er sich auf seine mageren langen Arme stützt; zuweilen kreuzt man ihm die Hände auf dem Rücken. Wenn er auf dem Gitter befestigt ist, zündet man ein helles Feuer darunter

an; Flammen und Rauch umspielen den Affen, und deshalb wird er zugleich gebraten und berußt. Sieht man nun die Eingeborenen Arme oder Beine eines gebratenen Affen verzehren, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, die Gewohnheit, Thiere zu essen, welche im Körperbau dem Menschen so nahe stehen, möge in gewissem Grade dazu beitragen, daß die Wilden so wenig Abscheu vor dem Genusse des Menschenfleisches haben. Die gebratenen Affen, besonders solche mit sehr rundem Kopfe, gleichen auf schauerliche Weise Kindern, daher auch Europäer, wenn sie von solchen sich nähren müssen, lieber Kopf

Wickelbären.

und Hände abschneiden und nur den Rumpf auftragen lassen." —

Von den Raubthieren sind es namentlich die intelligenteren, welche gesellig leben, aber selbst die für gewöhnlich

Seelöwen.

vereinzelt oder paarweise lebenden schaaren sich wenigstens zeitweilig zusammen, um zu jagen.

Zahlreiche Gesellschaften liebt der über einen großen Theil Ostafrikas verbreitete, schöngezeichnete Hyänenhund, den die Naturforscher als Uebergangsglied von den Hunden zu den Hyänen ansehen. Man findet ihn stets in Meuten oder Rudeln von dreißig bis vierzig Stücken vereinigt. Sie jagen gemeinsam unter beständigem Gekläff und Geheul hinter einer Antilope her, wobei aber ihre Ordnung stets eine wohlberechnete bleibt.

Matrosse.

Ermüden nämlich die vorderen Thiere, so nehmen die hinteren, welche durch Abschneiden der Bogen ihre Kräfte mehr schonen, die Spitze, und so lösen die Hyänenhunde einander ab, bis sie ihre Beute ereilt haben.

Eigenartige Thiere sind die Baumbären, von denen der im nördlichen Brasilien heimische Wickelbär gleichsam ein Mittelglied zwischen Bär und Marder darstellt, und seinen langen Wickelschwanz so geschickt zu benutzen versteht, daß er kaum einem Affen an Klettergewandtheit nachsteht. Als echte Nachtthiere verschlafen die Wickelbären den Tag in hohlen Bäumen, um erst mit Einbruch der Nacht in den Kronen der Bäume auf Nahrung auszugehen. Man hört sie dann unter beständigem Zwitschern und Kreischen ihr Wesen treiben.

Außerordentlich gesellig sind die Robben, die man stets in zahlreichen Heerden beisammen findet. Die Seelöwen bevölkern von den Schildkröteninseln an bis zur Behringsstraße nach Norden hin die amerikanische Küste und von der Behringsstraße bis zu den japanischen Gewässern die asiatische Küste des Stillen Weltmeeres und seiner Theile. Der männliche Seelöwe erreicht eine Länge von fünf Meter bei einem Gewichte von fünfhundert Kilogramm und mehr, während die Weibchen höchstens halb so groß werden. Namentlich zur Paarungszeit treten die Thiere in großen Heerden auf, und bei der Annäherung an eine von ihnen besetzte Insel oder Felsenklippe schallt einem schon von Weitem das dröhnende und selbst die schwerste Brandung übertönende Gebrüll der Männchen entgegen, in das sich das heisere Krächzen der Jungen beiderlei Geschlechts mischt. Je mehr man sich ihnen nähert, um so unruhiger wird die Schaar, um schließlich eilends in's Meer zu gleiten und zu rollen. Gewöhnlich wird jede Heerde von einem alten Männchen geführt.

Von den riesigen, plumpen Walrossen, die sechs

bis sieben Meter lang werden, bei einem Gewichte von tausend bis fünfzehnhundert Kilogramm, finden die Polarfahrer oft zwanzig und mehr auf einer ihnen entgegentreibenden Eisscholle dicht nebeneinander gelagert. Wenn die Beschaffenheit der Küste es gestattet, so vereinigen sich diese ungeheuerlichsten aller Robben zu großen Heerden, wobei jedoch die Männchen sich meist von den Weibchen mit ihren Jungen gesondert halten. Wenn die Thiere

Bobak.

schlafen, so hält mindestens eines die Wache und weckt bei einer drohenden Gefahr die übrigen durch seine kräftige Stimme, nöthigenfalls durch einen Stoß mit seinen Hauzähnen.

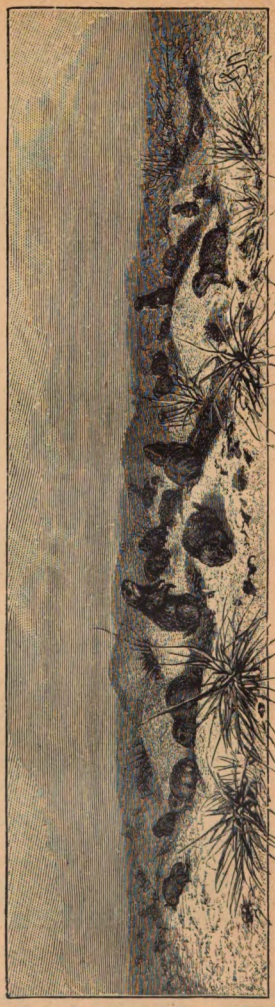
Bemerkenswerth ist die zärtliche Mutterliebe der Weibchen für ihre Jungen, deren sie immer nur eines zur Welt bringen. Sie vertheidigen die Kleinen mit dem höchsten Muthe, und wenn man ein Junges tödtet, so kann man auf den zähesten Widerstand und Rachedurst Seitens der Alten rechnen. Das Kleine hängt aber ebenfalls mit innigster Zärtlichkeit an seiner Mutter, die es auch im Tode nicht verläßt. Kapitän Williams, ein er-

fahrener Walfänger und Robbenschläger, hatte ein weibliches Walroß erlegt, das alsdann nach seinem gegen zwei englische Meilen entfernten Schiffe geschleppt wurde. Das Junge folgte seiner todten Mutter bis zum Schiff und gab sich, als man sie an Bord brachte, die größte Mühe, gleichfalls dorthin zu gelangen. Man legte ihm dann eine Schlinge um den Leib und zog es ebenfalls an Bord, wo es sofort auf seine todte Mutter zuwatschelte, auf ihren Rücken kletterte und von dort nicht weichen wollte, bis man es zwang, sich wieder in's Meer zu stürzen. Aber auch dann noch hielt es sich, laut klagend, in der Nähe des Schiffes auf.

Allbekannt sind die mitunter ganze Thiersiedelungen darstellenden Baue des wilden Kaninchens. Auch ein anderer Nager, der Bobak, den man in Galizien und Süddeutschland bis nach Sibirien und dem Amur hin findet, baut ein Loch neben dem anderen, als deren äußere Merkmale man hügelartige Wölbungen auf dem Erdboden findet. Sobald man sich einer solchen Kolonie nähert, ertönt sofort das Bellen eines Wache haltenden Alten, und im Nu purzeln die draußen spielenden Thiere kopfüber in ihre Löcher, um erst nach und nach wieder zum Vorschein zu kommen. Während der Tageshitze weilen sie im Innern ihrer Baue, aus denen sie erst gegen Abend hervorschlüpfen. Vom Beginn des Sommers an sammeln sie Vorräthe ein, womit sie im August oder September fertig werden. Mit Eintritt des Spätherbstes machen sie sich zum Winterschlaf zurecht, verstopfen jedoch vorher den Eingang zum Bau mit Gras, Erde und Steinen.

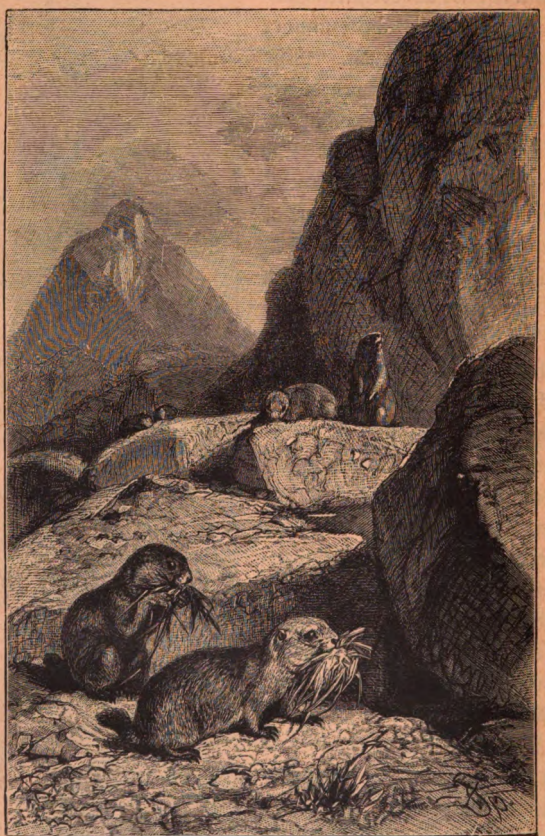
In den unabsehbar sich hinziehenden Grassteppen der nordamerikanischen Prairie findet man häufig die sogenannten „Dörfer" der Prairiehunde. Es sind Nager aus der Familie der Zieselmurmelthiere, welche die im großen Westen Amerikas am häufigsten vorkommenden

thierischen Wesen sind. Sie leben in Familien von mehreren Hunderten in ausgedehnten Erdhöhlen, die alle miteinander in Verbindung stehen. Alle fünf bis sechs Meter erhebt sich ein solcher Hügel, in dessen unterirdischen Wohnräumen je eine dieser Nagerfamilien haust. Schleicht man ganz leise heran, ohne daß eine der aufgestellten Wachen es merkt, so kann man das lebhafte Spielen und Treiben der possierlichen Thiere beobachten; sobald aber einer der Wächter seinen gellenden Warnungslaut ausstößt, so verschwinden alle mit Blitzesschnelle in den Löchern. Diese Thiere bieten zugleich ein Beispiel kameradschaftlichen Zusammenlebens mit anderen von verschiedener Art. In vielen Erdhöhlen haust nämlich friedlich neben der harmlosen Prairiehundfamilie eine Erdeule als eine Art von Aftermiether. Und noch mehr: selbst die Klapperschlange lebt gern mit diesen Nagern in deren Höhlen — es ist das um so auffallender, als Erdeulen und Klapperschlangen gerade die schlimmsten Feinde anderer Nager sind. Zum Schluß dieser Schilderungen aus dem geselligen Leben



Prairiehunde.

der Säugethiere sei der Vereinigungen der Alpenmurmelthiere gedacht, die in den Hochgebirgen der



Alpenmurmelthiere.

Alpen, Pyrenäen und Karpathen während des Sommers die höchsten Matten, dicht unter ewigem Schnee und Eis, bewohnen. In der Nähe dieser Sommerquartiere, die

aus kleinen Höhlen bestehen, trifft man sie während der guten Jahreszeit immer nur vereinzelt oder paarweise. Kommt aber der Herbst, dann steigen sie tiefer hinab und bauen sich tiefe, geräumiger angelegte Höhlen zum Schutz gegen den furchtbar strengen Winter, der dort oben herrscht. In diesem Winterbau nimmt dann die ganze Familie, oft gegen fünfzehn Stück, Wohnung, um nun darin mindestens zwei Drittel des Jahres zu verschlafen. Die Oeffnung der Winterhöhle wird sorgfältig mit Heu und Erde verstopft, und der tiefe Kessel, welcher das eigentliche Lager der Winterschläfer bildet, ist so gut mit Heu ausgepolstert, daß es beim Aufgraben eines solchen Winterquartiers von einem Manne allein nicht auf einmal fortgetragen werden kann.

Erst wenn die Frühlingssonne wieder wärmer scheint, wird die schlafende Gesellschaft munter und schlüpft in ziemlich abgemagertem Zustande aus dem Winterbau hervor, um nach Nahrung Umschau zu halten.

Geistige Ansteckung.

Psychologische Skizze von **Dr. Fr. Parkner.**

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir von Ansteckung sprechen, so denken wir in erster Linie an die Uebertragung irgend eines Krankheitsstoffes von einem Körper auf den anderen. Allein, das ist nicht die einzige Form der Ansteckung, die sich bei uns geltend macht. Nicht nur unser Körper, sondern auch unser Geist ist einer Art von Ansteckung unterworfen. Natürlich handelt es sich dabei nicht um die Verbreitung eines wirklichen Ansteckungsstoffes, sondern es bethätigt sich hierbei die Macht des Beispiels, der Nachahmungstrieb und bei krankhaften Erscheinungen eine angeborene oder erworbene Empfänglichkeit.

Geistige Ansteckung erfolgt im täglichen Leben bei den verschiedensten Gelegenheiten. Wer hat es nicht schon an sich selbst erlebt, daß er im Theater oder bei anderen Darstellungen und Erlebnissen in Lachen ausbrach, blos weil seine Umgebung lachte. Der Anblick anderer weinender Menschen lockt auch uns häufig gegen unseren Willen die Thränen in die Augen. In einer langweiligen Gesellschaft braucht nur einer der Anwesenden zu gähnen und bald fahren auch andere Personen mit der Hand nach dem Munde, um das Gähnen zu verbergen. Hat man sich

längere Zeit mit einem Stotterer unterhalten, so wird man häufig kurz darauf ebenfalls in das Stottern verfallen. Oder wir sitzen mit mehreren Bekannten an einem Tisch, einer derselben sieht nach der Uhr und sofort ziehen auch wir die Uhr heraus. Wie oft kommt es nicht vor, daß wir aus einem Restaurant aufbrechen wollen, uns aber dazu noch nicht recht entschließen können. Jetzt erhebt sich an einem Nebentisch eine Gesellschaft und verläßt das Lokal. Im nächsten Augenblick stehen auch wir auf und folgen ihr nach. Was ist Alles dies anderes, als geistige Ansteckung?

In verstärktem Maße wird eine geistige Ansteckung bei den Naturvölkern beobachtet, bei denen ja durchgängig das Gemüthsleben die Verstandesthätigkeit überwiegt. Als besonders empfängliche Individuen werden die Lappen geschildert. Bei ihnen kommt oft ein solcher Grad von Erregbarkeit vor, daß sie die außerordentlichsten Ansteckungserscheinungen äußern. Wenn eine Person den Mund öffnet oder schließt, mit dem Finger auf irgend einen Gegenstand zeigt oder eine andere Geberde macht, so werden diese Bewegungen von Allen, die sie bemerken, nachgeahmt. Ist der Anfall vorüber, so fragen sie, ob sie sich etwas Unpassendes haben zu Schulden kommen lassen, denn sie selbst wissen nicht, was sie gethan haben.

Weit verbreitet ist die geistige Ansteckung bei krankhaften Zuständen, namentlich bei nervösen Leiden und Geisteskrankheiten. Hierbei ist das Vorhandensein möglichst großer geistiger wie körperlicher Uebereinstimmung, gemeinsamer Interessen und Neigungen, Befürchtungen und Hoffnungen, gleicher äußerer Umstände und besonders Schädlichkeiten von größter Wichtigkeit. In der großen Mehrzahl der Fälle offenbart sich die geistige Ansteckung denn auch unter Blutsverwandten, und unter diesen mit Vorliebe an den dem Erkrankten am nächsten Stehenden,

also an Vater und Sohn, Mutter und Tochter und Geschwistern. Je größer die Aehnlichkeit zwischen diesen ist, desto häufiger tritt die Ansteckung ein. Nächst den Blutsverwandten sind es vor Allem Eheleute, die sich gegenseitig beeinflussen. Aber auch entferntere Verwandte und sogar ganz fremde Personen können ergriffen werden. Hier werden die fehlenden Bande des Blutes ersetzt durch solche der Sympathie und Freundschaft oder auch durch die gewohnheitsgemäße Unterordnung unter das Uebergewicht des Erkrankten.

Unter den nervösen Leiden ist es namentlich die Epilepsie, die eine ansteckende Wirkung ausübt. Diese Eigenthümlichkeit war bereits den Römern bekannt, die ein Gesetz erließen, daß Niemand, der an Fallsucht leide, Volksversammlungen besuchen dürfe. Wie sich im Einzelnen die Ansteckung gestaltet, mag folgender Fall darthun. Ein rüstiger Mann, der erblich nicht belastet und bis dahin ganz gesund gewesen war, erkrankte ohne nachweisbare Ursache an epileptischen Krämpfen. Der Kranke wurde verwirrt, hatte Sinnestäuschungen, kniete nieder, schlug um sich und schrie: „Alles ist gefangen, ich bin auch gefangen! Alles ist vergiftet!" Gleichzeitig verweigerte er die Nahrungsaufnahme. Alsbald bekam sein Sohn, der vordem völlig gesund gewesen war und nie an Krämpfen gelitten hatte, dieselben Anfälle. In ganz ähnlicher Weise wie der Vater geberdete sich auch der Knabe, indem er genau dieselben Worte ausstieß: „Alles ist gefangen, ich bin auch gefangen! Alles ist vergiftet!" Dabei war aber im Gegensatze zu seinem Vater sein Appetit vortrefflich. Daß hier eine geistige Ansteckung vorlag und der Knabe unbewußt die Erscheinungen bei seinem Vater nur nachahmte, zeigt sich besonders darin, daß zwar auch er am Vergiftungswahn litt, aber daraus nicht die natürliche Folgerung zog, die Speisen zu verschmähen, während der Vater als

wirklich Kranker sie zurückwies. In welch' schneller Weise die geistige Ansteckung auch unter fremden Personen um sich greift, beweist ein Vorkommniß in einer englischen Spinnerei. Hier wurde ein Mädchen durch einen unpassenden Spaß eines anderen auf's Höchste erschreckt, so daß sie alsbald in heftige Zuckungen verfiel. Am folgenden Tage wurden drei andere Mädchen von denselben Krämpfen ergriffen und am dritten Tage gar sechs. Diese Erscheinung verursachte in der Fabrik, in der gegen dreihundert Menschen beschäftigt waren, einen so großen Schrecken, daß die Arbeit in's Stocken gerieth. Bevor noch ein Arzt herbeieilte, hatte sich die Zahl der Kranken wieder um drei und in der darauffolgenden Nacht sogar um elf Mädchen vermehrt, so daß nun schon vierundzwanzig Personen an den Anfällen erkrankt waren. So rasch, wie sich die Krankheit entwickelt hatte, so rasch verschwand sie auch wieder. Sechs Tage später, nachdem die Kranken in ärztliche Behandlung gekommen waren, waren sie bereits genesen.

Ein ganz ähnlicher Vorfall ereignete sich vor mehreren Jahren auf einem Gute der Provinz Sachsen. Unter den dortigen, aus Westpreußen stammenden Arbeiterinnen erkrankte ein Mädchen an Krämpfen. Mehrere Tage später stellten sich bei zwei weiteren Mädchen, die mit der Ersterkrankten den ganzen Tag über zusammen gewesen waren und ihren Anfällen beigewohnt hatten, ebenfalls Krämpfe ein. Noch ein paar Tage darauf erkrankten sechs weitere Mädchen, die mit den Ersteren gemeinschaftlich in demselben Schlafsaal schliefen. Sie machten Trittbewegungen mit den Füßen, vollführten Schlagbewegungen mit den Händen, ohne Rücksicht darauf, ob sie eine Nachbarin oder die harte Wand trafen, bogen den Kopf und Oberkörper nach hinten und schleuderten den ganzen Körper mit einer Kraft umher, daß sie mit unglaublicher Geschwindigkeit und Leichtigkeit aus der kauernden Stellung

plötzlich in die Höhe und zehn bis zwölf Fuß weit durch das Zimmer geschnellt wurden. Daran schlossen sich Drehbewegungen; Einige tanzten über das Lager und ihre Nachbarinnen hinweg. Zuweilen geschah es, daß, während Alle ruhig dalagen, eine Kranke zu lachen anfing, und sofort lachte die ganze Gesellschaft in so anhaltender und krampfhafter Weise, daß sie sich gar nicht wieder beruhigen konnte. In einer Nacht gesellten sich dazu Gesichtstäuschungen. Die eine Kranke glaubte am Fenster eine schwarze Frauengestalt zu sehen, die auf den ausgestoßenen Hilferuf hin langsam davon schlürfte. Auf das Geschrei des Mädchens: „Seht da die schwarze Frau!" erwachten die anderen Kranken und brachen sofort in den Ruf aus: „Die schwarze Frau, die schwarze Frau!" Sie behaupteten auch später noch, thatsächlich eine derartige Erscheinung wahrgenommen zu haben. Auch hier gingen die Anfälle bald wieder zurück, so daß die Mädchen in Kurzem ihre Arbeit wieder aufnehmen konnten.

Neben Frauen und erwachsenen Mädchen sind es besonders Kinder, die der geistigen Ansteckung zugänglich sind. Und auch unter ihnen unterliegt das weibliche Geschlecht derselben viel leichter als Knaben. In einer Dorfschule in der Nähe von Liegnitz, die zur einen Hälfte aus Mädchen, zur anderen aus Knaben bestand, erkrankte vor zwei Jahren eine zehnjährige Schülerin in der Schulklasse, indem sie ohne ersichtlichen Grund zunächst mit der rechten Hand, dann allmälig mit der gesammten Körpermuskulatur zu zittern anfing, ein Zustand, der etwa eine halbe Stunde anhielt und ohne alle weitere Folgen vorüberging. Am nächsten Tage trat das Zittern schon bei mehreren Mädchen auf. Dabei waren es aber nicht die Nachbarinnen, welche erkrankten, sondern Kinder, die mehrere Bänke voneinander getrennt saßen. Die Zitteranfälle kamen täglich wieder und dauerten immer länger, so daß der

Schulunterricht zu leiden begann. Die Störung wurde aber noch viel größer, als eines Tages eines der zitternden Mädchen von Krämpfen befallen wurde und unter die Bank stürzte. Obwohl dieses Kind aus der Klasse entfernt wurde, so traten doch bald mehrere neue Krampfanfälle auf, so daß in Kurzem zwanzig Mädchen erkrankt waren. Im Verlauf gestaltete sich die Erscheinung immer bedrohlicher. Fast auf jeder Bank stellten sich Krampfanfälle ein, so daß schließlich achtunddreißig Mädchen davon ergriffen wurden. Sie wurden stets von den Knaben der Klasse hinausgeleitet, aber dennoch pflanzte sich die Krankheit auf keinen einzigen derselben fort.

Inzwischen traten die Sommerferien ein, und mit dem Wiederbeginn des Unterrichts waren alle Kinder von ihren Zitteranfällen geheilt. Dagegen klagten alsbald mehrere Mädchen über Kopfschmerzen, und nach einigen Tagen zeigten sich bei einer ganzen Reihe von Schülerinnen dieselben Symptome. Auch diese Erkrankung hielt längere Zeit an, bis der Schulbesuch durch die Herbstferien unterbrochen wurde. In diesen fand die Epidemie ihr Ende, denn als nach ihrem Ablauf die Kinder wieder am Unterricht theilnahmen, hatten sie ohne ärztliches Zuthun ihre alte Spannkraft und Frische wieder erlangt.

Es mag ausdrücklich noch einmal betont werden, daß es in diesen und anderen Fällen, deren sich noch eine große Anzahl anfügen ließe, durchaus nicht von der Verbreitung irgend eines Krankheitsstoffes die Rede sein kann, sondern daß es sich einzig und allein um eine geistige Ansteckung handelt.

Wie schon angedeutet, bethätigt sich dieselbe auch bei Geisteskrankheiten. Es ist eine auch in weiteren Kreisen bekannte Thatsache, daß Personen, die andauernd im Verkehr mit Geisteskranken stehen, wie Wärter in Heilanstalten, leicht gewisse Eigenheiten und Absonderlichkeiten

annehmen, wenn sie nicht gar seelischen Verstimmungen verfallen. Um so mehr sind Personen einer Erkrankung ausgesetzt, welche an den Anblick und das Gebahren von Geistesgestörten nicht gewöhnt sind und dennoch sich ihrer Pflege widmen. Ein junges Mädchen erkrankte infolge von Ueberanstrengung an Melancholie. Sie wurde tief traurig, unruhig und verweigerte die Nahrungsaufnahme, zeigte auch Selbstmordgedanken. Die Eltern bemühten sich, so gut sie konnten, die Tochter zu beruhigen und zu pflegen, allein bald wurden sie selbst so erschöpft, daß sie die jüngere, auswärts lebende Tochter zu Hilfe rufen mußten. Als diese eintraf, befanden sich sowohl der Vater als auch die Mutter bereits ebenfalls in einem Zustand geistiger Erregtheit. Ihre Verstimmung nahm fortgesetzt zu und sie vernachlässigten alle ihre Obliegenheiten. Bei der Kranken hatte sich religiöser Wahnsinn herausgebildet, sie tyrannisirte das ganze Haus, wähnte sich besessen und übte einen solchen Einfluß auf ihre Angehörigen aus, daß sich die ganze Familie von der Außenwelt zurückzog, das Haus verrammelte und sich in unablässigen Andachtsübungen erging. Jetzt brach auch bei dem Vater der Wahnsinn völlig durch. Er glaubte, er könne die Sonne scheinen lassen, die Erde in Umdrehung versetzen und Erdbeben herbeiführen. Bis dahin war die jüngere Tochter gesund geblieben. Nun aber wurde auch sie verwirrt, und ihre Erregung steigerte sich bald so, daß sie von der ganzen Familie die schlimmsten Erscheinungen zeigte. Auf Veranlassung der Nachbarschaft wurden jetzt die Kranken in eine Heilanstalt gebracht, wo allmälig ihre Genesung eintrat. Alle hatten später für die Vorgänge keinerlei Erinnerung mehr.

Zu einer gewissen Berühmtheit ist die französische Bauernfamilie Lochin gelangt, die aus den Eltern, zwei erwachsenen Söhnen und ebenso vielen Töchtern bestand.

Alle waren gesunde, einfache, doch abergläubische Leute. Zuerst erkrankte die älteste Tochter an hysterischen Beschwerden. Sie wurde bettlägerig, fragte zwar einen Arzt um Rath, wandte aber die verordneten Mittel nicht an.

Von ihren Angehörigen gepflegt, übertrug sie langsam auf diese ihre krankhaften Vorstellungen, so daß sich eines Tages die ganze Familie behext glaubte und der Meinung war, nur von einem Zauberer gerettet werden zu können. Sie wandten sich deshalb an einen weisen Mann der Umgegend, der ihnen einen Trank verabreichte, nach dem sich aber ihr Zustand verschlimmerte.

Die älteste Tochter bekam jetzt Gehörstäuschungen, indem sie merkwürdige Geräusche vernahm, und bald gesellten sich dazu Gesichtstäuschungen, in denen sie Flammen zu sehen wähnte. Sofort stellten sich auch bei den übrigen Familienmitgliedern dieselben Wahrnehmungen ein. Alle hielten sich für vergiftet und besessen, klagten über Schnüren in der Kehle, Durst und Schwefelgeruch, sahen den Teufel und zerrissen ihre Kleider. Nun kehrte sich ihr Treiben auch gegen ihre Nachbarn, gegen die sie gewaltthätig wurden, weil diese ihnen angeblich üble Gerüche zubliesen. Sie wurden deshalb in eine Heilanstalt aufgenommen, wo die Heilung Aller erfolgte.

Zwei Jahre lang blieb die Gesundheit der Familie ungestört. Da wurde plötzlich die Mutter ängstlich erregt. Nach kurzer Zeit erkrankte der älteste Sohn an denselben Erscheinungen, und bald darauf war wieder die ganze Familie verrückt, litt an lebhaftem Verfolgungswahn und Sinnestäuschungen und wähnte sich vom Teufel besessen. Nach einer abermaligen Ueberführung in eine Heilanstalt genasen Alle bis auf die Mutter.

Zum Schluß sei noch die Geschichte einer Familie mitgetheilt, bei der sich besonders deutlich erkennen läßt, wie sich die Wahnvorstellungen allmälig von einem Mitgliede

auf das andere übertragen. Die Familie bestand aus vier Personen, den Eltern und zwei Töchtern in höheren Jahren. In einer Prozeßsache hatten die Mutter und die Töchter eine für das Familienhaupt entlastende Aussage thun müssen. Von diesem Zeitpunkt an begann sich bei der jüngeren Tochter eine wachsende Erregung zu äußern, die sich endlich zu Verfolgungswahn verdichtete. Sie behauptete, die Richter erschienen des Nachts vor ihrem Fenster, um sie zu verleumden. Sie erzählte ihre vermeintlichen Wahrnehmungen ihrer Schwester, die sich aber anfangs dagegen sträubte und sie für Einbildung erklärte. Da aber die Erstere immer wieder zu den Wahngebilden zurückkehrte, so erlahmte langsam die Widerstandskraft der Letzteren, so daß sie zuletzt nicht nur die Verfolgungsidee aufnahm, sondern selbst dazu beitrug, sie zu einem vollständigen System auszugestalten. Im Laufe der Zeit glaubten nun die beiden Schwestern, aus der Unterhaltung anderer Personen alle möglichen auf sie bezüglichen Aeußerungen herauszuhören. Namentlich setzte sich in ihnen die Ueberzeugung fest, daß sie gegen ihren Willen mit zwei Herren — die eine mit einem Baron, die andere mit einem Beamten — verheirathet und darauf wieder geschieden worden seien. Beide zögerten keinen Augenblick, die Namen ihrer vermeintlichen Ehemänner zu führen, sich als geschiedene Frauen zu betrachten und gelegentlich auch einmal in der Zeitung ihre Ansprüche geltend zu machen. In Beiden entstand sodann der Wahn, die treulosen Ehegatten seien zur Zahlung hoher Entschädigungssummen verurtheilt worden und außerdem hätten fürstliche Personen ihnen glänzende Geschenke als Lohn für ihre Standhaftigkeit nach ihrem Wohnort geschickt. Da sie nun immer auf die Verwirklichung ihrer Hoffnungen vergeblich warteten, nahmen sie an, daß das Geld unterschlagen worden sei und zwar von bestimmten ehrbaren Bürgern

des Städtchens, welche sie offen dieses Verbrechens bezichtigten. Alle diese Verrücktheiten redeten die ganz mit- und füreinander lebenden Schwestern sich gegenseitig ein. Die Eltern verhielten sich zunächst den Erzählungen ihrer Töchter gegenüber durchaus ablehnend. Der Vater verwies ihnen energisch ihr Treiben, und die Mutter, eine sehr verständige Frau, suchte sie durch Vernunftgründe zu belehren, doch blieb der Erfolg aus. Nach einiger Zeit starb die Mutter. Die Töchter schlossen sich darauf um so enger an den Vater an und begannen nun auch diesen in ihr Wahnsystem zu verstricken. Anfangs zwar wehrte er sich auf das Entschiedenste dagegen, allein allmälig ließ sein Widerstand nach, und er schenkte den Angaben der Töchter mehr und mehr Glauben. Vor Allem war es die Vorstellung derselben, durch die Richter verleumdet zu werden, die ihn gefangen nahm. Auch die angebliche Scheidung ließ er sich langsam aufdrängen, und als die Familie in Geldverlegenheiten gerieth, war er bereits so weit, daß er das von den Töchtern erwartete Geld holen wollte und sich wegen Unterschlagung des Wittwengehaltes derselben mit einer Beschwerde an den Minister und die städtischen Behörden wendete. Eine Untersuchung des geistigen Gesundheitszustandes der Familie wurde angeordnet, die eine Ueberführung derselben in eine Anstalt zur Folge hatte. Alle Mitglieder waren, wie sich herausstellte, an unheilbarem Schwachsinn erkrankt. —

Die geistige Ansteckung bethätigt sich nicht nur im Leben des Einzelnen, sondern sie hat auch in der Geschichte der Völker eine bedeutsame Rolle gespielt. Der Glaube an Thierverwandlungen, die Hexerei und so weiter sind auf sie zurückzuführen, und noch heute wirkt sie, wenn plötzlich große Massen von denselben Gedanken und Anschauungen ergriffen werden.

Allerlei Spezialitäten.

Bilder aus der Artistenwelt. Von **Fritz Rondo.**

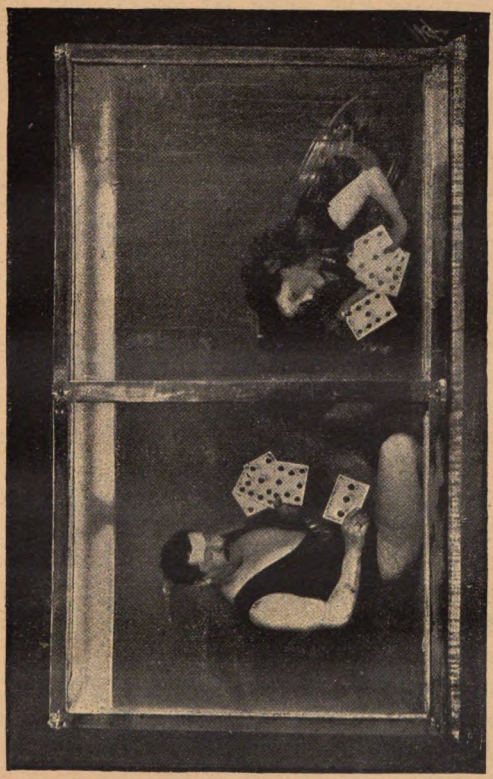
Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Es ist erstaunlich, was Alles für Geschäfte von den Menschen betrieben, welche schmutzigen oder gefährlichen Gewerbe ergriffen werden, um den Lebensunterhalt zu gewinnen. Der Einblick in den Anzeigentheil einer großen Tageszeitung gibt hiervon ein interessantes Bild. Den wunderlichsten und absonderlichsten Lebensberuf haben jedoch die fahrenden Leute, die sogenannten Artisten, und die Welt des Gauklerthums, welche darauf angewiesen ist, das Publikum zu unterhalten, in Verwunderung und Spannung zu versetzen, ist darauf angewiesen, stets neue, noch nicht dagewesene Kunststücke zu erfinden oder die Gefährlichkeit der schon bekannten zu steigern.

Wir wollen in Folgendem mit einigen besonders hervorstechenden Künstlern oder, wie der Kunstausdruck lautet, „Spezialitäten" dieser Art unsere Leser bekannt machen, die zur Zeit Meister in ihrem Geschäft sind und es zu einer einträglichen Berühmtheit gebracht haben. Den Reigen mögen eröffnen Professor Finney und seine Schwester. Ein Titel gehört nämlich durchaus zum besseren Artistenberuf.

Professor James Finney und seine Schwester Mary sind „Künstler unter Wasser". Ein Hauptschaustück ist das Kartenspielen in einem großen mit Glasscheiben versehenen



Professor Finney und seine Schwester spielen unter Wasser Karten.

Metallkasten, der mit Wasser angefüllt ist. Die Karten hat eine englische Fabrik aus Porzellan angefertigt. Die Temperatur des Wassers ist gewöhnlich nur achtzehn Grad Réaumur, und die Spielenden können bis zu vier Minuten unter Wasser verweilen, was allerdings erstaunlich ist.

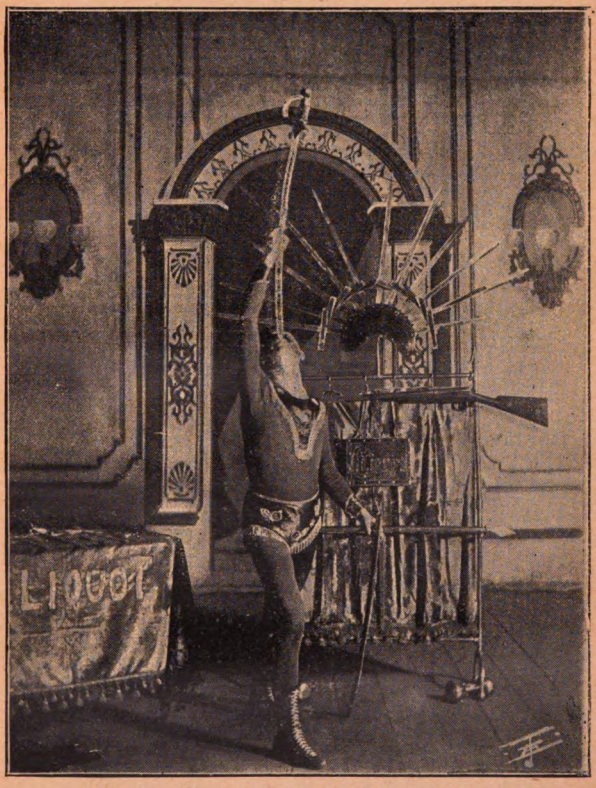
Finney führt noch andere Kunststücke unter Wasser auf. Er hebt, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, mit dem Munde hintereinander fünfzehn, oft auch achtzehn kleine Geldstücke vom Boden des Gefäßes auf, verzehrt auch unter Wasser Zwieback und trinkt Milch. Wer das versuchen wollte, würde bald einsehen, daß dies ganz entschieden ein Kunststück ist, so leicht es zu sein scheint. Seine Schwester gilt als die erste Schwimmkünstlerin der Welt — so nennt sie sich wenigstens in ihrer gedruckten Lebensbeschreibung. Mary Finney hat auch angeblich einen Kopfsprung von der großen Londoner Brücke in die Themse ausgeführt. Im bürgerlichen Leben ist Professor Finney ein wohlhabender Mann, ein leidenschaftlicher Sammler von alten Porzellansachen und Medaillen, dessen Sammlung dieser Seltenheiten nach der Schätzung Sachverständiger gut zwanzigtausend Mark werth ist.

Ein anderer erstaunlicher Künstler ist Herr Erismann, genannt der „menschliche Strauß". Dieser sonderbare Gourmand verzehrt Steinkohlen, Gläser, die er zerkaut und die Scherben hinunterschluckt, darauf Holzspäne und zum Schluß ein paar Talglichter. Während dieses Festmahles spielt ein Pianist sanfte und heitere Melodien. Herr Erismann erhält für diese Eßleistungen in England und Amerika achthundert Mark die Woche. Das ist ein schöner Verdienst, aber ein schönes „Brod" hat dieser Eßkünstler nicht.

Berühmtheit hat auch der Schwertverschlinger Cliquot erlangt. Er verschlingt einen Kavalleriesäbel, dessen Klinge zweiundzwanzig Zoll lang ist.

Monsieur Cliquot ist von Geburt ein französischer Kanadier und anerkannt als der größte Meister seiner Zunft. Er verließ in früher Jugend seine Vaterstadt Quebeck, um sich einem reisenden Cirkus anzuschließen. In Buenos-Ayres sah er einen Schwertverschlinger älteren

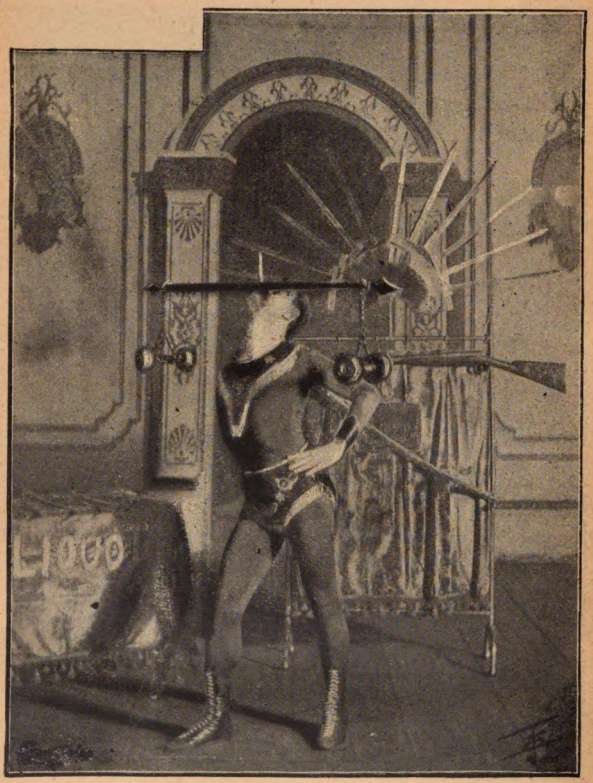
Styls, der eine Machete verschlang, einen kurzen Säbel, wie solche in Südamerika als Waffe und Arbeitsgeräth in Gebrauch sind. Der junge Mann bekam eine große



Cliquot, im Begriff einen Kavalleriesäbel zu verschlingen.

Begeisterung für diesen Beruf und wollte ihn bei dem alten Künstler erlernen. Da er jedoch das verlangte Lehrgeld nicht aufbringen konnte, wies jener Meister ihn ab, und nun ward der junge Cliquot in dieser Kunst

sein eigener Lehrherr, er begann die Uebungen mit einem langen Silberdraht und brachte es durch außerordentliche Begabung und Naturanlagen zu einer Höhe, gegen welche



Cliquot verschlingt ein mit Hanteln beschwertes Haubajonnet.

die alten Schwertschlucker weit zurückstehen mußten. Außer Dolchen, Schwertern, Kavalleriesäbeln verschlingt Monsieur Cliquot auch noch Haubajonnete, welche durch dreißig Pfund schwere eiserne Hanteln belastet sind. Nur das Ende des

Bajonnetes, das durch die Querstange mit den Gewichten geht, ragt aus seinem Munde hervor.

In New-York verschlang Cliquot einmal zehn neunzehnzöllige Haubajonnete auf einmal. Hierbei hatte er das

Die starke Miß Darnett bei der Arbeit.

Mißgeschick, ein sehr ungläubiges Publikum zu haben, ein gar zu eifriger Arzt ging auf den Künstler zu, zog ihm die Bajonnete gewaltsam aus dem Hals und verwundete den armen Cliquot dabei derartig, daß er lebensgefährlich verletzt wurde und viele Monate lang seinen Beruf nicht ausüben konnte.

Aber Herr Cliquot selbst wurde auch tollkühn, um in seiner Kunst das noch nie Dagewesene zu zeigen, bog er sich einst, als er einen Säbel im Körper hatte, ganz auf die Seite; hierdurch bog er das Schwert ebenfalls, und als er es herausziehen wollte, um es zu zeigen, fügte er sich derartig schwere innerliche Verletzungen zu, daß sein Leben wiederum in Gefahr war. Des Ferneren verschlingt Cliquot goldene Taschenuhren, und wer will, kann sich an dem Ticken derselben im Körper des Künstlers überzeugen, daß er die Uhren wirklich verschluckt hat. Die Uhr hängt an einer dünnen langen goldenen Kette zum Zwecke des Herausziehens. Der Schwertverschlinger soll sich in guten Jahren auf fünfzehntausend Mark stehen; freilich ist er aber auch der größte und anerkannte Meister in seinem Fach, das kann nicht Jeder werden, die Jahrmarktsverschlinger werden es kaum auf den fünfzehnten Theil dieses Einkommens bringen.

Einen anderen durchaus eigenartigen Artistenberuf übt Fräulein Darnett aus. Wir glauben nicht, daß dieses junge Mädchen Eisentropfen und Fleischpepton zur Stärkung ihrer Gesundheit nöthig hat, obwohl sie nur schmächtig gewachsen ist. Ihr Hauptkunststück ist folgendes. Sie nimmt eine Stellung ein, in welcher sie sich mit den Armen und Beinen rücklings auf den Boden stützt, nun erscheinen zwei Männer, legen einen besonders geformten Bretterboden auf die junge Dame, und vier Arbeiter heben ein Pianino von gewöhnlicher Größe auf diesen Boden. Schließlich stellt ein eleganter Herr einen Stuhl vor das Klavier und nimmt auf demselben Platz. Das trägt die starke Dame Alles ohne zu wanken, der Herr beginnt auf dem Pianino eine Träumerei zu spielen, geht dann zu einem Strauß'schen Walzer über, und die junge Dame unter dem Bretterboden trägt nicht allein Klavier und Pianist, sondern singt auch noch die Melodie

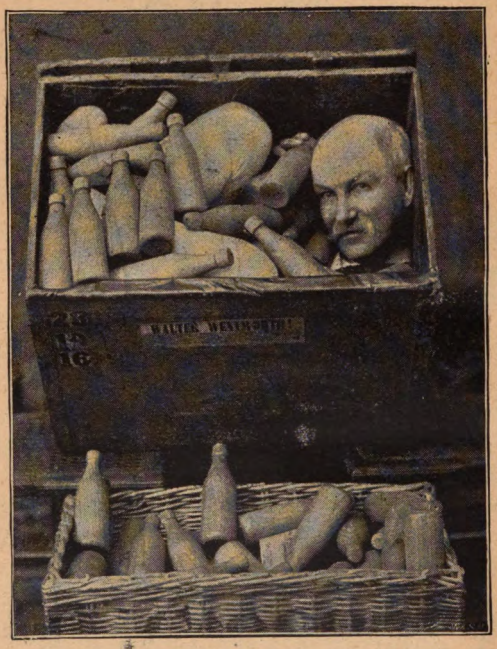
mit, die Jener spielt. Es wird kaum eine Sängerin auf beiden Erdhälften geben, die ihr das nachmacht.

Eine beneidenswerth unempfindliche Haut besitzt der

Rannin, der Mann mit der Eisenhaut.

Singhalese Rannin, er hat den Künstlernamen „der Mann mit der Eisenhaut". Er hat selbst in wissenschaftlichen Kreisen Aufsehen erregt, als er im vorigen Jahre bei Ronacher in Wien auftrat. Der Singhalese ist ein kleiner

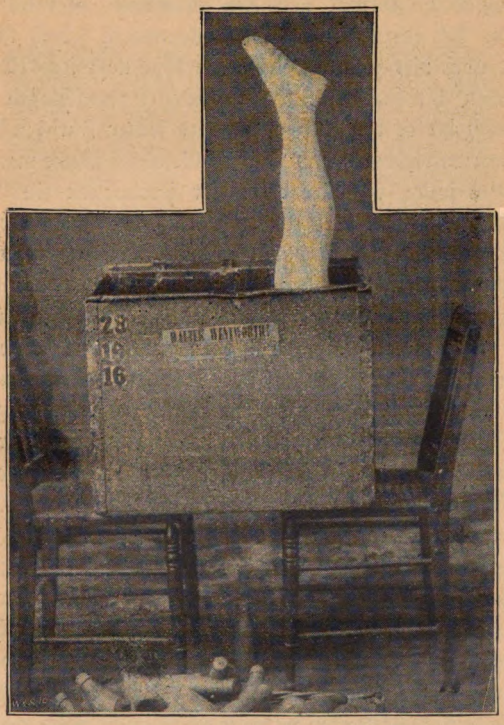
dunkler Mann mit krausen, kohlschwarzen Löckchen, hübschem Gesicht und schwarzen blitzenden Augen. Er ist bei seinen Vorstellungen in ein sehr dünnes Trikot gekleidet und barfüßig. Dieser Mann mit der Eisenhaut besteigt



Der Schlangenmensch Wentworth in der Kiste.

einen hohen Tisch, dessen Platte mit emporstehenden Eisennägeln besetzt ist, besteigt eine Leiter, deren Stufen haarscharfe Säbelklingen bilden, und springt durch einen Reifen mit strahlenförmig nach innen gerichteten Säbeln auf einen Bretterboden, welcher wie der Tisch mit Eisenstacheln gespickt ist. Weich ist der Absprung nicht, das Ziel, wo der Singhalese, mit den Händen auffallend,

ankommt, dürfte auch nicht gerade Gefühle wie Flaumfedern wachrufen. Das scheint jedoch dem Mann mit der Eisenhaut gar nichts anzuhaben, allabendlich führt er



Wentworth gibt seine Anwesenheit kund.

seinen Sprung aus und steht sich geschäftlich sehr gut dabei.

Ein sehr eingezogenes Leben im wirklichen Sinne des Wortes führt der Künstler Walther Wentworth; er gehört zu der Zunft der Schlangenmenschen und kann seinen Körper ungeheuerlich verdrehen, wenden und zusammen-

klappen. Er kriecht in einen Kasten, der nur dreiundzwanzig Zoll Länge, neunundzwanzig Zoll Tiefe und sechzehn Zoll Breite hat. Es mag schwierig sein für einen erwachsenen, normal gebauten Menschen, in solch' einen Raum sich einzuzwängen, für Wentworth jedoch ist diese Kiste noch viel zu groß, denn er läßt noch sechs Dutzend Flaschen hineinpacken, ehe der Deckel zugeschlagen wird. Dabei zeigt er den Zuschauern aus seinen Flaschen heraus ein sehr zufriedenes, freundliches Gesicht. Wenn man etwa glauben sollte, es wäre bei dieser Produktion ein Betrug im Spiele, so widerlegt der Artist jeden möglicherweise aufsteigenden Verdacht dadurch, daß er während der Füllung mit den Flaschen ein Bein aus dem Kasten herausstreckt, und in einer Versenkungsklappe kann der Künstler auch nicht seinen Körper bergen, denn die Kiste steht während der Produktion auf zwei Stühlen. Wentworth darf nicht nur für den gewandtesten Schlangenmenschen gelten, er ist auch der älteste Artist dieser Art, denn er zählt schon siebzig Jahre. Er ist verheirathet mit Miß Grantley, welche den Künstlernamen „Albinoprinzessin" führt. Albinos nennt man bekanntlich Menschen von eigenthümlich krankhafter Veranlagung. Bei ihnen sondert das Blut kein Pigment ab, jenen Stoff, wodurch die Körperoberfläche, die Haare u. s. w. ihre eigenthümliche Färbung erhalten. Deshalb sind diese Menschen seltsam weiß, haben schneeweiße Haare, weiße Augenbrauen, ein farbloses Gesicht und blasse blinzelnde Augen mit röthlich schimmernden Pupillen. Nachts sehen Albinos meist besser als am Tage.

Miß Grantley ist ein vollkommener Albino mit allen charakteristischen Eigenschaften dieser sonderbaren Mißbildung. Sonst ist sie normal gewachsen und veranlagt.

In Amerika ziehen die Albinos immer viel Publikum an und werden gut bezahlt. Miß Grantley bekommt daher wöchentlich zweihundert Dollars Gage. Sie tritt nicht mit

ihrem Gemahl zusammen auf, Beide sind stets von verschiedenen Unternehmern engagirt, die mit ihnen in allen Welttheilen umherziehen. Miß Grantley's Mühe bei ihren Vorstellungen ist nicht groß, und von Kunst ist ja gar

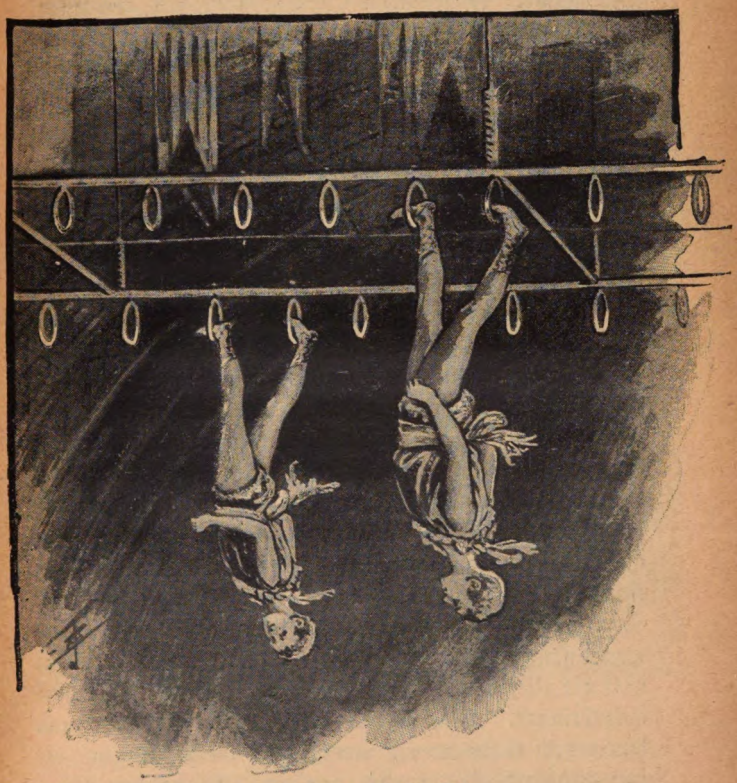
Die „Albinoprinzessin".

keine Rede, sie braucht sich nur zu zeigen, ihr Beruf führt aber einige nicht geringe Unannehmlichkeiten mit sich. Wenn nämlich die Albinoprinzessin ausgehen muß — und Spaziergänge in der freien Luft sind für sie, die wie alle Albinos von schwacher Gesundheit ist — durchaus nöthig, so muß

sie sich verkleiden, denn sonst würde sie nicht nur zu großes Aufsehen erregen, sondern auch ihren Erwerb schädigen. Miß Grantley muß daher vor jedem Ausgange sich das Gesicht farbig bemalen, die Augenbrauen schwärzen, die Lippen röthen und ihr Haar sorgfältig unter einer Perrücke verbergen. Nicht einmal am Fenster darf sie sich zeigen. So hat auch dieser leichte Artistenberuf seine Unannehmlichkeiten.

Zu einem sonderbaren Geschäft hat ein Herr Beck seine beiden Söhne ausgebildet, nämlich zu Deckenläufern. Beck, ein geborener New-Yorker, war schon zweiundzwanzig Jahre Gymnastiker, er fühlte, daß er alt werde und das Geschäft aufgeben müsse. In seiner langen Artistenlaufbahn hatte er jedoch Erfahrungen gesammelt und auf ein Geschäft für seine beiden Söhne gesonnen, damit sie in der Artistenwelt sowohl seinen Namen als Künstler fortpflanzten, als auch hübsch Geld verdienten. Er beschloß also, die zwei Jünglinge zu tüchtigen Deckenläufern auszubilden, und die Knaben sind das auch geworden, aber die Mühe war für den Vater wie für die Kinder nicht gering. Fast ein Jahr lang plagten sich unter täglicher Angst und Sorge alle drei Betheiligten, bis die Söhne ihr Kunststück ausüben konnten, ohne daß man das Herabstürzen befürchten mußte. Jetzt laufen sie aber vorwärts und rückwärts, den Kopf nach unten, daß es eine Pracht ist. Die Stangen und Ringe bestehen aus sorgfältig und sauber gearbeitetem Stahl und Messing, und zwar des bequemen Transports wegen aus dreiunddreißig ineinander verschiebbaren Theilen. Der ganze Apparat wiegt ungefähr vier Centner und hat mehr als sechstausend Mark gekostet. Die sogenannte Leiter ist vierunddreißig Fuß lang und etwa drei Fuß breit, sie ist mit Ringen versehen, in welche die Künstler beim Laufen die Fußspitzen stecken. So hängen, gewöhnlich zwanzig Fuß über dem Boden, die jungen

Leute mit dem Kopf nach unten an ihrem Apparat; wenn sie sich fortbewegen, setzen sie einen Fuß nach dem anderen in die Ringe. Sie laufen beängstigend schnell vorwärts



Die Deckenläufer Gebrüder Beck.

und rückwärts mit der Geschwindigkeit von einer deutschen Meile in der Stunde, demnach so schnell als ein guter Postwagen auf ebener Straße fährt, und brauchen nur nach zurückgelegten zweihundert Fuß Strecke einige Minuten

Muskelruhe. Diese Deckenläufer sind die vollendetsten Künstler in ihrem Fache, keine Konkurrenz hat es bisher so weit wie sie gebracht, und die Firma „Beck Söhne, Deckenläufer" ist bei allen Cirkusbesitzern hoch angesehen.

„Madame Elise", eine dunkeläugige Französin aus Neuilly bei Paris, scheint beweisen zu wollen, daß das Wort vom schwachen Geschlecht eine Fabel ist.

Besagte Dame reist als weiblicher Herkules, sie hat einmal einen jungen Elephanten, der zehn Centner wog, einen Fuß hoch über die Erde emporgehoben, und zeigt sich gewöhnlich dem Publikum belastet mit einem Gewicht von siebenhundert Pfund, im Munde eine Hantel von einem Centner Schwere. Dann dürfen sich noch zwei starke Männer aus dem Zuschauerraum rechts und links anhängen, so daß sie also im Ganzen ungefähr elf Centner trägt. Die starke Französin hat aber auch schon siebzehnhundert Pfund getragen, nämlich das Gewicht von acht schweren Männern. Dies geschah in Paris im Variététheater vor einem tausendköpfigen Publikum, und diese Leistung eines „schwachen Weibes" rührte alle Herzen. Die Künstlerin erzählt, daß sie auf seltsame Weise ihren wahren Beruf entdeckte. Sie gehörte — so lautet ihr Bericht — als Kugelwerferin einem Cirkus an und reiste mit demselben in England. Zwei Pferde zogen den schwerbeladenen Wagen. Eines Tages gerieth an einem steilen Hügel der Zug in's Stocken, weil die Pferde nicht im Stande waren, das Gefährt hinaufzubringen. Man befand sich in einem Hohlweg, und hinter dem Cirkuswagen waren noch andere Wagen, die jetzt gleichfalls Halt machen mußten. Pferde von diesen konnte man des engen Weges wegen nicht um den Cirkuswagen herumbringen und zur Hilfe dort vorspannen. Es griff allgemein eine große Ungeduld Platz. In dieser Verlegenheit bekam Madame Elise plötzlich eine Eingebung, sie spannte die völlig erschöpften und auch widerspenstig

gewordenen Pferde aus, legte sich in das Geschirr und zog zur Ueberraschung und dem Staunen aller Anwesenden den Wagen den Hügel hinauf. Wir waren bei diesem Vorfall nicht zugegen, aber Madame Elise, wie ihr Gatte

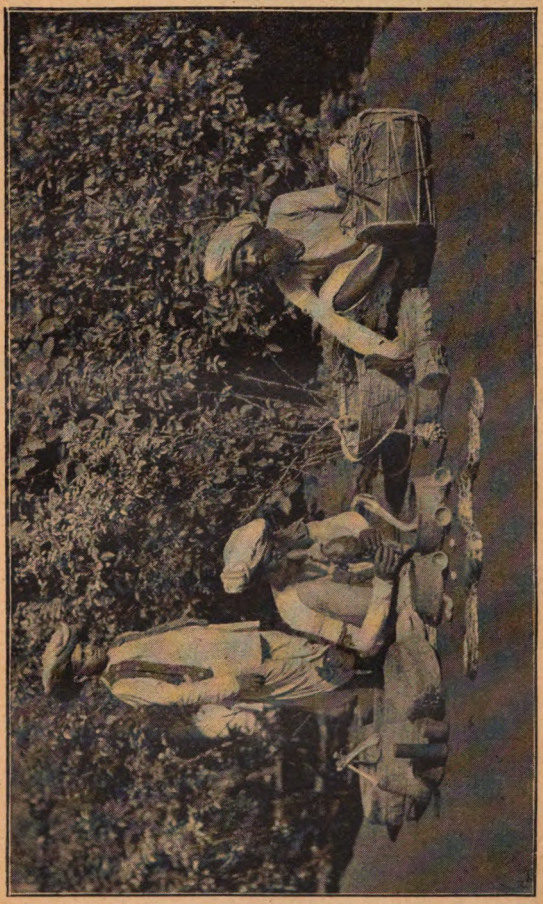
Madame Elise, die stärkste Frau der Welt.

und der Cirkusbesitzer schwören, daß jedes Wort dieser romantischen Geschichte wahr sei, und solchen Zeugen muß man natürlich glauben.

Ein recht unheimliches Gewerbe, das man im ganzen Orient häufig zu schauen bekommt, ist das des Schlangenbeschwörens. Es ist lebensgefährlich trotz der mancherlei Betrügereien, die hierbei mit unterlaufen. Auf unserem Bilde

sind indische Schlangenbeschwörer zu schauen. Sie zeigen ihre Künste gewöhnlich mit den äußerst giftigen Brillenschlangen und Pythons. Der Fang derselben geschieht im Monat Mai. Mit Beginn der heißen Jahreszeit verlassen diese Schlangen die Erdhöhlen, wo sie den Winter über in einer Art Erstarrung gelegen haben. Die Schlangenjäger sind bewaffnet mit einem gabelförmigen Stock, diesen in der Hand warten sie an den Löchern, bis das Reptil herauskommt, er dient ihnen dazu, der Schlange, wenn sie sich aufgerichtet, um zu beißen, den Kopf herunter zu drücken. Dann geht eine gefährliche Operation vor sich, nämlich das Ausbrechen der Giftzähne. Um dies auszuführen, ergreift der Jäger die Schlange blitzschnell am Halse und drückt diesen zusammen; die Schlange sperrt den Rachen auf, und diesen Augenblick benutzt der Fänger, mit Hilfe eines kleinen Messers die Giftzähne auszubrechen. Es sind zwei Zähne zu entfernen, und die Operation dauert oft zehn Minuten. Gelingt es der Schlange, den Jäger zu beißen, so ist er unrettbar verloren. Nicht wenige Schlangenjäger verlieren auf diese Weise ihr Leben. Die gefangenen und von den Giftzähnen befreiten Schlangen werden nun in Körben aus starkem Weidengeflecht aufbewahrt, sie erhalten nach dem Fange mehrere Tage keine Nahrung, dann öffnet der Bändiger die Körbe und beginnt auf einer kleinen Sackpfeife eine eigenthümliche Melodie zu spielen, die ein Anderer mit dumpfen Trommelschlägen begleitet. Während dieses Konzertes bekommt die Schlange, welche bei den Tönen sich aufzurichten pflegt, ein Ei zu fressen und ein halbes Liter Milch zu trinken. Das ist der Anfang der Bändigung. Die Fütterung mit Musik muß monatelang wiederholt werden, die Schlange richtet sich jedesmal, sobald sie die Töne hört, auf, und man bringt sie schließlich dazu, nach dem Takte der Melodie den aufgerichteten Theil des Leibes zu drehen und zu

wenden. Das nennt man den Tanz. Es gibt derartige Schlangen von der Größe eines gewöhnlichen Bleistiftes



Indische Schlangenbeschwörer in Puna.

bis zu drei Meter Länge und Armesdicke. Die kleinen werden mit Maden gefüttert, die großen erhalten alle

vierzehn Tage ein lebendes Huhn. Schlangen brauchen außerordentlich wenig zu ihrer Ernährung und sind in dieser Hinsicht wohlfeile Thiere.

Der Beruf der Schlangenjäger ist seit Jahrhunderten in bestimmten Familien erblich, er ist jedoch wenig einträglich, und ein sehr renommirter Beschwörer, der einmal tausend Mark im Jahre verdiente, war mit dieser Einnahme sehr zufrieden. Sobald den Schlangen die Giftzähne wieder nachwachsen, müssen sie rechtzeitig abermals ausgebrochen werden, sonst wagt der Gaukler sein Leben. Eine Unachtsamkeit führt oft zu traurigen Folgen, und so geht es allen den hier geschilderten Künstlern. Die Meisten finden ihr Ende im Spital, oder sinken doch, nach ganz kurzer Blüthe, in das Nichts zurück, aus dem sie schnell emporgestiegen sind. Sie werden von Jüngeren überholt, und wenn sie nicht bei Zeiten etwas gespart haben, so wartet ihrer das Elend, denn wer einmal zu den Fahrenden gehört hat, ist für einen bürgerlichen Beruf meist verloren.

Mannigfaltiges.

Liebe, Stiefelwichse und Hutzucker. — Eine seltsame Zusammenstellung! Aber dennoch hat eine solche einmal stattgefunden und schönstes Liebesglück, sowie einen gewaltigen Umschwung zum Besseren in einem sehr wichtigen Industriezweig veranlaßt.

Nachdem Napoleon I., um die verhaßten Engländer zu ärgern, die berüchtigte Kontinentalsperre dekretirt hatte, durch welche fast sämmtliche Häfen des europäischen Festlandes der englischen Einfuhr verschlossen wurden, stiegen die Kolonialwaaren begreiflicherweise bald ungeheuer im Preise, so besonders auch der indische Rohzucker. In Frankreich war dies ebenso der Fall, wie in den anderen Staaten des Festlandes.

Um solcher Kalamität zu begegnen, wandte man sich in Frankreich, und zur selben Zeit auch in Deutschland, mit regem Eifer der Runkelrübenzuckerfabrikation zu, womit man sich auch schon früher beschäftigt, aber dann die Sache, weil zu schwierig, wieder aufgegeben hatte. Jetzt trieb die Noth zu neuen Versuchen auf diesem Gebiete.

Im Jahre 1812 lebte zu Montpellier der reiche Besitzer einer Zuckerraffinerie. Da unter den obwaltenden Zeitumständen indischer Rohzucker nicht mehr zur Genüge zu erlangen war, wandte er sich ebenfalls der Runkelrübenzuckerfabrikation zu, freilich mit nicht besserem Erfolge als andere Unternehmer. Man verstand es noch nicht, den Runkelrübensaft so zu klären, wie es nöthig

gewesen wäre, um dem daraus bereiteten Zucker das weiße, schöne Aussehen des raffinirten indischen Zuckers zu geben. Der Runkelrübenzucker behielt, trotz aller Mühe, die man sich mit ihm machte, ein schmutzig-graues, unappetitliches Aussehen.

Der erwähnte Fabrikant in Montpellier hatte eine schöne Tochter und einen hübschen Werkführer. So geschah es, wie schon so oft, daß die Liebe ihre Streiche machte. Der junge Mann verliebte sich in die junge Dame, womit sie sehr wohl, ihr Vater aber gar nicht zufrieden war. Um der Sache ein jähes Ende zu machen, entließ er ihn, und zwar auf ziemlich schroffe Weise.

In einer anderen Zuckerfabrik vermochte der unglückliche Liebhaber keine Anstellung zu finden, und doch war ihm daran gelegen, in Montpellier zu bleiben, um auch fortan der Geliebten möglichst nahe sein und sie zuweilen sehen zu können. Also beschloß er, selber Fabrikant zu werden, aber nicht etwa Zuckerfabrikant, denn dazu reichten seine bescheidenen Mittel nicht hin, sondern Stiefelwichsefabrikant, wozu man, da keine großartigen Einrichtungen für den Anfang nöthig, nicht so viel Kapital braucht.

Hauptingredienzien für eine gute, schönen Glanz gebende Stiefelwichse waren damals — und sind's auch wohl noch heute — Syrup und Beinschwarz oder Knochenkohle. Dann gehören auch noch Walfischthran, Weinessig, Salzsäure, Vitriolöl und dergleichen mehr dazu. Doch ist das ausführliche genaue Rezept für unseren Zweck nicht nöthig.

Nun war damals, eben wegen der erwähnten verhängnißvollen Kontinentalsperre, der echte Zuckersyrup ein ebenso seltener und theurer Artikel als westindischer Rohzucker. Aber der junge, angehende Stiefelwichsefabrikant wußte sich bald zu helfen. Er kaufte spottbillig von einem Runkelrübenzuckerfabrikanten eine Quantität dicken Runkelrübensaftes, der ganz schmutzig und anscheinend hoffnungslos verdorben war, so daß man darauf hatte verzichten müssen, denselben zur Zuckerbereitung zu verwenden. Zur Bereitung von Stiefelwichse aber mochte ja allenfalls dieser Saft noch lange gut genug sein.

Der junge Mann vermischte ihn zunächst mit einer tüchtigen

Portion gebrannter Knochenkohle und ließ die Masse so über Nacht stehen. Als er am anderen Morgen nachsah, staunte er nicht wenig. Das Beinschwarz hatte sich nicht vermischt mit dem Saft, vielmehr denselben auf wundersame Art geklärt, alles Unreine aus demselben aufgesogen, so daß nunmehr aus dem Saft der feinste weiße Zucker fabrizirt werden konnte. Nachdem er dies mit Sicherheit ermittelt, verzichtete der glückliche Entdecker sofort auf die Fortsetzung der Stiefelwichsefabrikation.

Die Knochenkohle, welche sich gesetzt und gesammelt hatte, konnte, nachdem sie gereinigt, wiederholt für denselben Zweck gebraucht werden. Dies war sehr wichtig.

Freudevoll lief der junge Entdecker zu seinem früheren Prinzipal und sagte höchst aufgeregt zu ihm: „Wollen Sie mir nun Ihre Tochter zur Frau geben und mich zu Ihrem Kompagnon machen, so überliefere und offenbare ich Ihnen ein Geheimniß, welches Millionen werth ist."

„Was ist das für ein Geheimniß?" fragte ungläubig und mürrisch der Fabrikant.

„Es betrifft die völlige Klärung des Runkelrübensaftes, also die Lösung eines Problems, welches bisher von Niemand gelöst werden konnte."

„Und Sie können das nun, meinen Sie?"

„Ja."

„Wie sind Sie denn darauf gekommen?"

„Indem ich Stiefelwichse zu fabriziren versuchte."

„Sie scheinen mir nicht recht mehr bei Verstande zu sein, Herr!"

„Was ich sagte, ist die reinste Wahrheit. Sehen Sie hier den Beweis für meine Behauptung!"

Er zog aus der Tasche ein Fläschchen, welches mit völlig geklärtem Rübenzuckersaft angefüllt war.

„Das sieht allerdings merkwürdig gut aus," sagte der Fabrikant mit Interesse. Er prüfte, er schmeckte. „Ja, das ist wunderbar!"

„Und es war ein so unreiner Saft, daß Ihr Konkurrent denselben nicht verwenden wollte. Glauben Sie mir nun?"

„Ja!" rief der Fabrikant, plötzlich wie umgewandelt, sehr

freundlich. „Sie sind wahrlich ein großes Genie! Das bisher für unmöglich Gehaltene haben Sie richtig zu Stande gebracht. Sind Sie bereit, in meiner Fabrik, unter meinen Augen, einen neuen Probeversuch zu unternehmen?"

„Wollen Sie, wenn derselbe gut gelingt, mir die Hand Ihrer Tochter geben?"

„Ja, das will ich."

Die Beiden schüttelten sich die Hände. Abgemacht war's.

Der Probeversuch wurde ohne Verzug in's Werk gesetzt und fiel sehr günstig aus. So fand denn die Verlobung statt und bald darauf die Hochzeit. Der junge, glückliche Entdecker wurde der Kompagnon seines Schwiegervaters. Fortan fabrizirten sie Runkelrübenzucker von weit besserer Art als zuvor, der an Schönheit und Weiße nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Da das Geheimniß der neuen Fabrikationsmethode auf die Dauer doch schwerlich hätte gewahrt bleiben können, so verkauften sie dasselbe für bedeutende Summen an andere Fabrikanten und gelangten dadurch rasch zu großem Reichthum. F. L.

Neue Erfindungen: Pflanzenzucht unter farbigen Gläsern. — Bekannt sind die Versuche über die Einwirkung des elektrischen Lichtes auf den Pflanzenwuchs, die namentlich William Siemens in größerem Maßstabe angestellt hat. Sie ergaben als zweifellos, daß durch elektrische Beleuchtung der Stoffwechsel in den Pflanzen befördert und dadurch eine regere Nahrungsaufnahme aus dem Boden erzielt wird, die dann wiederum eine reichere Ablagerung von Aufbaustoffen, das heißt eine kräftigere Entfaltung des Pflanzenkörpers zur Folge hat. Außerdem ist aber auch schon häufig von dem Einflusse verschiedenfarbigen Lichtes auf die Pflanzen die Rede gewesen. Man versicherte, daß gewisse farbige Gläser schädliches Licht abhielten und andere nur solches einließen. Um diesen Zweifeln ein Ende zu machen, ist neuerdings von verschiedenen Fachgelehrten die Pflanzenzucht unter farbigen Gläsern genau erprobt und studirt worden. Wir geben zunächst die Ergebnisse wieder, welche die Pariser Forscher C. Flammarion und Mathieu bei ihren gemeinsam auf der Station der landwirthschaftlichen Klimatologie zu Juvisy gemachten Versuchen erzielt haben. Im Allgemeinen ist es das gewöhnliche, ungefärbte

Licht, welches den Pflanzen am besten zusagt; sie gediehen am ersichtlichsten unter weißen Gläsern. Bei bestimmten Pflanzen dagegen erzielte man mit rother Bestrahlung noch bessere Resultate, und zwar trat diese günstige Einwirkung des rothen Lichtes am meisten bei der empfindlichen Sinnpflanze (Mimosa sensitiva) hervor, die häufig in Treibhäusern gezogen wird und den Namen von ihrer ganz besonderen Reizbarkeit hat. Man nahm eine An-

Einfluß des farbigen Lichtes auf das Wachsthum der Sinnpflanze.

zahl am gleichen Tage gesäeter Pflanzen und brachte sie, sobald sie zwei Centimeter hoch aufgegangen waren, in ein Treibhaus, worin überall die gleiche Wärme herrschte und die gleiche Lichtmenge einfiel. Nur erhielt ein Theil der Pflanzen dieses Licht durch rothe Gläser, ein zweiter durch grüne, ein dritter durch blaue und ein vierter endlich durch gewöhnliche weiße Scheiben. Nach vierzehn Tagen konnte man eine beträchtliche Ungleichmäßigkeit im Wachsthum und in der Entwickelung wahrnehmen, und am Ende des dritten Monats zeigten die verschiedenen Pflanzen ein Verhältniß, wie es unsere Abbildung von links nach rechts zur Anschauung bringt. Die Sinnpflanzen, welche roth beleuchtet gewesen waren, hatten 42 Centi-

meter Höhe; die, welche grünes Licht empfangen hatten, 15 Centimeter; die, welche weißes erhalten, 10 Centimeter, während die dem blauen Lichte ausgesetzt gewesenen noch nicht um ein Millimeter zugenommen hatten. Die Pflanzen hinter den rothen Gläsern blühten seit dem Ende des zweiten Monats, während die hinter den weißen bei Beendigung des Versuches erst Blüthenknospen zeigten. Das blaue Licht erwies sich als unbedingt vegetationsfeindlich.

Zur Vergleichung lassen wir nun auch die Ergebnisse folgen, welche Professor Zacharewicz an der Landwirthschaftsschule in Vaucluse mit Erdbeerpflanzen erhielt. Die schönsten und frühesten Früchte wurden auch hier unter gewöhnlichen weißen Gläsern erzielt. Das sonst als besonders günstig gepriesene Orangeglas erzeugte zwar eine sehr üppige Blattbildung, aber auf Kosten der Menge, Größe und Frühreife der Früchte. Entschieden ungünstig wirkte hier das rothe Licht. Das violette Glas zeitigte eine ziemlich große Anzahl von Früchten, aber sie blieben klein, von geringerer Güte und wurden später reif, als die unbedeckten. Wie die rothen, erwiesen sich auch die blauen und grünen Gläser auf die dem Versuche unterworfenen Pflanzen und ihr Wachsthum als durchweg schädlich. Es scheint aus alledem hervorzugehen, daß die Farben auf verschiedene Pflanzen auch unterschiedlich wirken, und die Untersuchungen über Pflanzenzucht unter farbigen Gläsern können somit noch nicht als abgeschlossen gelten. F. R.

Die erste Aufführung des Othello. — Man schrieb das Jahr 1602. Königin Elisabeth von England stand am Ende ihrer Tage, sie war fast siebzig Jahre und von tiefer Traurigkeit befangen; die blutige Gestalt ihres Günstlings Essex, den sie dem Henkerbeil überliefert, verfolgte sie im Wachen wie im Traume, und ließ ihr keine Ruhe. Die Höflinge erschöpften ihre Erfindungsgabe, um sie zu zerstreuen, Fest folgte auf Fest, man wollte Elisabeth an ihre ewige Jugend glauben lassen, und die arme, alte Königin tanzte gleich einer Marionette, den Tod im Herzen.

Das prächtigste aller dieser Feste war dasjenige, welches die von den Dichtern jener Zeit hochgefeierte Lady Derby in den

letzten Julitagen des genannten Jahres in ihrem einige Meilen von London herrlich gelegenen alten, prachtvollen Schlosse zu Ehren der Königin veranstaltete. Den Glanzpunkt desselben bildete die erste Aufführung eines neuen Werkes von William Shakespeare: „Othello, der Mohr von Venedig". Der größte Saal des Schlosses war zum Theater eingerichtet und durch einen Vorhang in Bühne und Zuschauerraum getheilt. Im Vordergrunde des letzteren befand sich ein Lehnstuhl für die Königin, dem sich in einem Halbkreise Stühle und Bänke für den erlesenen Kreis der übrigen Zuschauer anreihten. Unter der Leitung des Verfassers und von ihm bis in die kleinsten Einzelheiten überwacht, ging das Stück in Scene, dessen Titelheld von dem berühmten Richard Burbage meisterhaft dargestellt wurde. In athemloser Spannung lauschte der Hof, Shakespeare's Genius hatte einen neuen Triumph gefeiert.

Für die Königin sollte die Aufführung aber verhängnißvoll werden. Sie sah in Othello ein Spiegelbild ihres eigenen Selbst, der Eifersucht, die ihr vom Vater her im Blute lag, welche das Gespenst ihres Lebens gewesen, und sie zu Thaten getrieben, durch welche sie dunkle Flecke auf ihre so glänzende Regierung geworfen. Das letzte Opfer derselben war Essex gewesen, dessen Bild sie nicht zu verbannen vermochte. Tief erschüttert zog sie sich nach Beendigung des Stückes zurück; noch düsterer als sie gekommen, verließ sie das Schloß der Gräfin Derby und immer tiefer versank sie in Trübsinn. Essex erschien ihr unaufhörlich an Desdemona's Seite, und diesen fortwährenden Aufregungen erliegend, starb sie am 3. April 1603. J. H.

Sträflinge ohne Zuchthäuser. — Während in anderen Ländern nur entehrende oder sehr schwere Verbrechen mit Zuchthaus bestraft werden, gibt es in der Union verschiedene Staaten im Süden, in denen man wegen der unbedeutendsten Vergehen in die gestreifte Sträflingsjacke und in die zu ihr gehörigen Ketten gelangen kann.

Die Behandlung der Sträflinge, ihre Unterkunft, Beschäftigung u. s. w. ist in den einzelnen Staaten überhaupt sehr verschieden; am sonderbarsten aber erscheint das System, nach welchem in Georgia verfahren wird. Kein Zuchthaus, keine Besserungs-

anstalt oder reguläres Gefängniß ist irgendwo im Staate zu finden. Alle Verurtheilten werden gewissen Unternehmern für eine bestimmte Summe pro Jahr vermiethet oder auch für Gemeindezwecke beschäftigt.

Es gibt im Staate drei Sträflingsarbeitskategorien. Die eine derselben ist direkt Staatssache und umfaßt alle wegen Kriminalvergehen oder irgend welcher, anderwärts mit Zuchthaus geahndeter Verbrechen Abgeurtheilte. Die Arbeit solcher Personen wird an Unternehmer auf 20 Jahre für 25,000 Dollars jährlich verdungen. Die durchschnittliche Zahl der diesen Unternehmern überwiesenen Sträflinge beträgt 2500, so daß der Staatssäckel aus dieser Quelle noch 10 Dollars pro Kopf erhält; dafür hat er das Gehalt für Sträflingsaufseher und deren Gehilfen zu bezahlen. Diese sollen darauf sehen, daß die Gefangenen menschlich behandelt und alle ausbedungenen Regeln beobachtet werden. Diese Kategorie von Gefangenen setzt sich zumeist aus Schwarzen zusammen, Weiße sind höchstens 10 Prozent darunter.

Was die zweite Kategorie von Sträflingen betrifft, so hat nur das County — etwa Kreis — mit ihnen zu thun. Dieser Klasse sind alle Sträflinge zugetheilt, welche zu Haftstrafen von nicht mehr als einem Jahre, jedoch nicht unter drei Monaten verurtheilt sind. Solche Gefangene werden von dem Sheriff nach erhaltener Anweisung an Korporationen oder einzelne Personen überwiesen, aber ohne irgend welche behördliche Aufsicht. Jedermann kann die Arbeit Solcher zu einem nur nominellen Preise — gewöhnlich 2½ Dollars pro Monat — kaufen, und dieselben behandeln, wie es ihm beliebt. Von einer Kontrole, von Berichten über den Zustand der Sträflinge und dergleichen ist keine Rede. Niemand, selbst nicht der Gouverneur, hat überhaupt gesetzliches Recht zum Einschreiten und Kontroliren. Manchmal nehmen auch die Countybehörden selber diese Gefangenen in Arbeit an Landstraßen und anderen öffentlichen Verbesserungen; dies ändert indeß nichts an den sonstigen Verhältnissen.

Die dritte Kategorie umfaßt Personen, die wegen kleinerer Polizeivergehen zu Haftstrafen bis zu drei Monaten verurtheilt sind. Deren Arbeit wird nicht ausgemiethet, sondern sie werden an den Gemeindestraßen u. s. w. beschäftigt. Gerade diese Ab-

theilung aber ist eine förmliche Elementarschule des Verbrechens und des gänzlichen sittlichen Untergangs. Zu diesen Gefangenen gehören namentlich viele junge Burschen, denen so die beste Gelegenheit gegeben ist, nunmehr völlig zu verwahrlosen.

Die Staatsgesetzgebung ist schon öfter bestürmt worden, wenigstens für jugendliche Verbrecher Besserungsanstalten zu errichten, aber immer vergeblich. O. v. B.

Eine seltsame Brautfahrt. — Im Jahre 1643 wurde zwischen König Christian IV. von Dänemark und dem Zaren Michael Feodorowitsch verabredet, daß der dänische Prinz Christian Waldemar, welcher um die Hand der Prinzessin Irene, jüngsten Tochter des russischen Zaren, geworben hatte, zum Neujahrsfeste in Moskau eintreffen und daselbst die Ehe mit ihr schließen solle. Als nun Prinz Waldemar in Begleitung der Grafen Pasberg und Steen Bilde zum verabredeten Termin im Zarenpalast zu Moskau erschien, wurde ihm vor dem Betreten der kaiserlichen Gemächer durch den Hofmarschall bedeutet, daß er nach russischem Gebrauch nicht unterlassen dürfe, bei der ersten Begrüßung des Zaren das Scepter desselben zu küssen. Ohne zu ahnen, daß er damit in eine Falle ging, befolgte Prinz Waldemar diese so harmlos erscheinende Weisung, war jedoch nicht wenig betreten, als ihm einige Tage später, wo er mit seiner festlich geschmückten Braut vor die Stufen des Altars trat, plötzlich die Zumuthung gestellt wurde, sich vor der priesterlichen Segnung umtaufen zu lassen, da nur unter der Bedingung seines Uebertritts zu der russischen Landeskirche die Eheschließung erfolgen könne. Auf seinen Einwand, daß dies nicht verabredet sei, wurde ihm bedeutet, er habe dadurch, daß er nach altem russischem Gebrauch bei der ersten Begrüßung des Zaren das Scepter desselben geküßt, das unverbrüchliche Gelübde gethan, jeder Weisung des Zaren ohne Widerrede Folge zu leisten. In heftiger Entrüstung darüber, daß man ihn zu überlisten gesucht, ließ Prinz Waldemar ohne Weiteres die russische Braut an den Altarstufen stehen und eilte mit seinen Begleitern zu seiner Herberge zurück, woselbst man sich sogleich zur Abreise aus Moskau rüstete. Als jedoch Prinz Waldemar mit seinen Gefährten zum Stadtthor hinausreiten wollten, wurden sie angehalten, nach heftigem Widerstand überwältigt und in's

Gefängniß geführt. Vergeblich suchte Christian IV. von Dänemark durch Bitten wie Drohungen den Zaren zur Freilassung seines Sohnes zu bewegen. Michael Feodorowitsch berief sich auf die Verpflichtung, die Prinz Waldemar durch den „Scepterkuß" eingegangen sei. Erst im Jahr 1645, wo Michael Feodorowitsch starb und Zar Alexei Michailowitsch zur Regierung kam, durfte der gefangene Bräutigam seinen Kerker verlassen und die Rückreise nach Dänemark antreten. J. W.

Eine Feuerwehr alter Zeit. — Lange bevor die Städte geordnete Vorsorge zur Bekämpfung von Schadenfeuern trafen, konnte sich die Hauptstadt Portugals, Lissabon, einer Feuerwehr rühmen, welche damals die Bewunderung aller Reisenden erregte. Der Bevölkerung der Stadt wurde einst das Wasser von Wasserträgern gebracht und verkauft, die dasselbe in Fässern auf dem Rücken trugen. Diese Leute wurden nun in Bezirke vertheilt, und abwechselnd führte je Einer den Befehl über die Uebrigen. Von der Behörde war Jeder verpflichtet worden, des Abends sein Faß allemal gefüllt mit nach Hause zu bringen, und bei Ausbruch eines Feuers lief der jeweilig Kommandirende in den Straßen seines Bezirks umher und weckte die Mannschaften, die nun mit ihren gefüllten Fässern nach der Brandstätte eilten. — Eine solche Art Feuerwehr würde heutzutage zwar als sehr unzulänglich gelten, im vorigen Jahrhundert aber war diese „Fässerbrigade" eine staunenswerthe Organisation. v. B.

Ein boshafter Ausspruch. — Wolfgang v. Goethe, der 1883 verstorbene Enkel Goethe's, besaß eine nur unbedeutende poetische Befähigung und konnte es um so weniger zu irgend einer rechten Anerkennung bringen, weil er schwer unter der Last seines unsterblichen Namens zu leiden hatte. Auch seine im Jahre 1851 erschienene „Gedichtsammlung", sowie die epische Dichtung „Erlinde" hatten einen sehr mäßigen Erfolg. Gutzkow, einst gefragt, weshalb denn der Enkel des großen Mannes diese Gedichte veröffentlicht habe, gab zur Antwort: „Um nicht mit — Goethe verwechselt zu werden!" —dn—

Vom Tode erstanden. — Eine der merkwürdigsten Verurtheilungen ist die des Kapitäns Simpson, der 1692 des Todtschlags beschuldigt und zum Galgen verurtheilt wurde. Als er

eine Stunde gehangen hatte und für todt galt, wurde er seiner Familie wiedergegeben, und als man ihn beerdigen wollte, bemerkte man, daß er noch lebte; man ließ ihm zur Ader, wendete alle Hilfsmittel an und in wenigen Tagen war er vollkommen hergestellt. Simpson wollte sich natürlich nicht zum zweiten Male dem Galgen aussetzen, entfloh auf einem Schmugglerschiffe nach Holland, und eine der ersten Personen, die ihm in Amsterdam begegneten, war Derjenige, den er seinem Urtheile gemäß erschlagen haben sollte. Die beiden gesetzlich Todten umarmten sich, speisten zusammen, erzählten sich lustig ihre Geschichte und erschienen zwei Wochen später Arm in Arm in London. Aber erst nach langen Verhandlungen wurden sie gesetzlich wieder der Liste der Lebendigen einverleibt. C. T.

Des Kaisers Frack. — Eines Tages traf Napoleon III. in Vichy den bekannten Musiker Vivier und lud denselben zur Tafel. Vivier machte Ausflüchte, er sei in Reisekleidung und habe keinen Frack.

„Wir sind so ziemlich von derselben Statur," sagte der Kaiser, „bitten Sie daher meinen Kammerdiener, Ihnen einen von meinen Fracks zu borgen." —

Nach dem Diner sagte Napoleon zu dem Musiker: „Vergessen Sie aber nicht, mein Eigenthum wieder zurückzugeben."

Vivier versetzte, er werde nicht ermangeln, doch sollte ihm der Kaiser das kleine rothe Bändchen im Knopfloch zum Andenken überlassen.

„Nun, meinetwegen, behalten Sie es," antwortete der Kaiser lachend. Und in der That erhielt Vivier am nächsten Tage sein Dekret als Ritter der Ehrenlegion. L—n.

Zwei Eifersüchtige. — Der berühmte englische Arzt Tissot und der nicht minder berühmte Historiker Gibbon waren Beide in Lady Elisabeth Foster, eine gefeierte Schönheit, verliebt und daher sehr eifersüchtig aufeinander. „Es ist nur ein Glück, daß ich Arzt bin," sagte eines Tages der Jünger Aesculaps spöttisch zu Gibbon, „damit ich Lady Elisabeth, die durch Ihr Geschwätz sicher noch einmal krank wird, alsdann wieder gesund machen kann."

„O," meinte Gibbon höhnisch, „Mylady wird nicht so unvor-

sichtig sein, sich in Krankheitsfällen Ihrer Rezepte zu bedienen. Sollte das aber doch geschehen und sie infolge dessen dem Tode zur Beute fallen, so werde ich sie durch meine Feder unsterblich machen!" E. K.

Mac Mahon's Zerstreutheit. — Auf einer Inspektionsreise wollte der 1893 verstorbene Marschall Mac Mahon beweisen, daß er in allen militärischen Angelegenheiten genau Bescheid wisse. In einer Garnison besuchte er das Hospital und schien sich für die kranken Soldaten sehr zu interessiren. In einem der Betten lag ein Soldat, der an einer schweren Gehirnkrankheit litt.

„Patienten, welche mit diesem Leiden behaftet sind, kommen selten durch," erklärte der Stabsarzt, „und wenn sie durchkommen, so bleiben sie Zeitlebens Schwachköpfe."

„Ich weiß, ich weiß," versetzte der Marschall mit tiefem Ernst, „ich habe selbst daran gelitten." L—n.

Gute Antwort. — Der Marquis v. Pontelimar unterhielt sich eines Tages mit dem Könige von Portugal über die Macht der Monarchen. Der König, welcher ein warmer Verehrer des absolutistischen Regiments war, erklärte: „Marquis, wenn ich Ihnen befehlen würde, in's Meer zu springen, so müßten Sie es ohne Zögern thun."

Bei diesen Worten erhob sich der Marquis v. Pontelimar, machte eine tiefe Verbeugung und wandte sich der Thür zu.

„Wo wollen Sie denn hin?" rief der König überrascht.

„Schwimmen lernen," versetzte der Marquis.

Der König lachte herzlich, und die Diskussion war beendet.

L—n.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns erschien:

Freund Allers.

Ein Künstlerleben

von

Dr. Alexander Olinda.

Mit über 400 Illustrationen von C. W. Allers.

Elegant gebunden 20 Mark.

Wir dürfen obiges Buch als ein hochoriginelles kleines Prachtwerk, als eine der liebenswürdigsten Gaben deutschen Humors bezeichnen. Allers — dessen eigene briefliche Darstellungen seiner sehr wechselvollen Lebensschicksale durch den verbindenden Text seines Freundes und mehrjährigen Lebensgefährten Dr. Alexander Olinda zu einer Biographie abgerundet sind — tritt uns hier zum erstenmale auch schriftstellerisch als Humorist entgegen.

Sein auch in den härtesten Lebenslagen zu Tage tretender, sich in seinen Briefen mit bezaubernder Natürlichkeit äußernder Humor muß auch das unempfänglichste Gemüt hinreißen. Das Buch hat außerdem eine bedeutsame Moral, die um so wirksamer ist, als sie sich als eine unbeabsichtigte erkennen läßt — es zeigt uns einen Künstler, der sich unter unsäglichen Schwierigkeiten vom Lithographenlehrling langsam emporarbeitet zu seltenster, höchster Meisterschaft — unter den härtesten Lebensbedingungen, aber immer voller Mut, immer voller unbesieglich guter Laune.

→ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ←

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das billigste Lexikon ist:

❁ Kürschners ❁

Taschen-

Konversations-Lexikon.

Die siebente, vollständig umgearbeitete Auflage wurde mit einer **Aussprachebezeichnung** und **zahlreichen Illustrationstafeln** vermehrt, so daß es neben seinem übrigen, erstaunlich reichen Inhalt auf jede Frage eine prompte und zuverlässige Antwort geben kann.

Elegant in Ganzleinwand gebunden

❁ nur 3 Mark. ❁

3 9015 01908 0947

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

UNION-FÜHRER

Soeben erschienen:

Württemberg und Hohenzollern

320 Seiten Oktav mit über 400 Illustrationen und 6 Extrakarten.

Preis M. 2.80.

Die Eigenart unsres **„Illustrierten Führers durch Württemberg und Hohenzollern“** besteht darin, dass er trotz der durch die Handlichkeit bedingten Raumbegrenzung und trotz der bei aller Ausführlichkeit gebotenen Reiseführer-Prägnanz seinen Gegenstand, das schöne Schwabenland, auch illustrativ erschöpfend vor Augen stellt. Durch über 400 allerliebste kleine Abbildungen führt er nahezu alles vor, was Württemberg und Hohenzollern an interessanten Landschaften, Schlössern, Ruinen, Kirchen, Denkmälern u. s. w. bieten. Durch seine vortreffliche und vielseitige Illustration unterscheidet sich deshalb unser Führer von allen unsres Wissens existierenden, ein grösseres Gebiet behandelnden Reiseführern. Das Buch, welches alles bietet, was der Fusswanderer und der Eisenbahnreisende braucht und wünscht, kommt bezüglich seines Textes und seiner Tourenanordnung einem wirklichen Bedürfnis entgegen, da bisher ein derartig praktisch und umfassend eingerichteter Führer durch Württemberg nicht vorhanden war.

Filmed by Preservation 1992

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das billigste Lexikon ist:

❁ Kürschners ❁

Taschen-

Konversations-Lexikon.

Die siebente, vollständig umgearbeitete Auflage wurde mit einer **Aussprachebezeichnung** und **zahlreichen Illustrationstafeln** vermehrt, so daß es neben seinem übrigen, erstaunlich reichen Inhalt auf jede Frage eine prompte und zuverlässige Antwort geben kann.

Elegant in Ganzleinwand gebunden

❁ **nur 3 Mark.** ❁

3 9015 01908 0947

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

UNION-FÜHRER

Soeben erschienen:

Württemberg und Hohenzollern

320 Seiten Oktav mit über 400 Illustrationen und 6 Extrakarten.

Preis M. 2.80.

Die Eigenart unsres **„Illustrierten Führers durch Württemberg und Hohenzollern“** besteht darin, dass er trotz der durch die Handlichkeit bedingten Raumbegrenzung und trotz der bei aller Ausführlichkeit gebotenen Reiseführer-Prägnanz seinen Gegenstand, das schöne Schwabenland, auch illustrativ erschöpfend vor Augen stellt. Durch über 400 allerliebste kleine Abbildungen führt er nahezu alles vor, was Württemberg und Hohenzollern an interessanten Landschaften, Schlössern, Ruinen, Kirchen, Denkmälern u. s. w. bieten. Durch seine vortreffliche und vielseitige Illustration unterscheidet sich deshalb unser Führer von allen unsres Wissens existierenden, ein grösseres Gebiet behandelnden Reiseführern. Das Buch, welches alles bietet, was der Fusswanderer und der Eisenbahnreisende braucht und wünscht, kommt bezüglich seines Textes und seiner Tourenanordnung einem wirklichen Bedürfnis entgegen, da bisher ein derartig praktisch und umfassend eingerichteter Führer durch Württemberg nicht vorhanden war.

Filmed by Preservation 1992

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das billigste Lexikon ist:

❁ Kürschners ❁

Taschen-

Konversations-Lexikon.

Die siebente, vollständig umgearbeitete Auflage wurde mit einer Aussprachebezeichnung und zahlreichen Illustrationstafeln vermehrt, so daß es neben seinem übrigen, erstaunlich reichen Inhalt auf jede Frage eine prompte und zuverlässige Antwort geben kann.

Elegant in Ganzleinwand gebunden

❁ nur 3 Mark. ❁

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

UNION-FÜHRER

Soeben erschienen:

Württemberg und Hohenzollern

320 Seiten Oktav mit über 400 Illustrationen und 6 Extrakarten.

Preis M. 2.80.

Die Eigenart unsres **„Illustrierten Führers durch Württemberg und Hohenzollern“** besteht darin, dass er trotz der durch die Handlichkeit bedingten Raumbegrenzung und trotz der bei aller Ausführlichkeit gebotenen Reiseführer-Prägnanz seinen Gegenstand, das schöne Schwabenland, auch illustrativ erschöpfend vor Augen stellt. Durch über 400 allerliebste kleine Abbildungen führt er nahezu alles vor, was Württemberg und Hohenzollern an interessanten Landschaften, Schlössern, Ruinen, Kirchen, Denkmälern u. s. w. bieten. Durch seine vortreffliche und vielseitige Illustration unterscheidet sich deshalb unser Führer von allen unsres Wissens existierenden, ein grösseres Gebiet behandelnden Reiseführern. Das Buch, welches alles bietet, was der Fusswanderer und der Eisenbahnreisende braucht und wünscht, kommt bezüglich seines Textes und seiner Tourenanordnung einem wirklichen Bedürfnis entgegen, da bisher ein derartig praktisch und umfassend eingerichteter Führer durch Württemberg nicht vorhanden war.

Filmed by Preservation 1992

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.